



Coben

Harlan

Ein verhängnisvolles Versprechen

Roman

GOLDMANN

Harlan Coben

Ein

verhängnisvolles

Versprechen

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Gunnar Kwisiński

GOLDMANN

Buch

Myron Bolitar wird mitten in der Nacht von einem Anruf aus dem Schlaf gerissen. Aimee, die Tochter einer Freundin, bittet ihn, sie an einer Straßenecke in Manhattan abzuholen. Da er ihr einmal versprochen hat, er würde sie immer abholen kommen, egal wo, macht er sich sofort auf den Weg. Aber das Mädchen will auf gar keinen Fall nach Hause gebracht werden, sondern zu einer Freundin nach New Jersey. Um ihr Vertrauen in ihn nicht zu gefährden, tut Bolitar widerstrebend, was sie verlangt. Doch schon am nächsten Tag stellt sich heraus, dass das ein Fehler war: Aimee ist spurlos verschwunden, und die angebliche Freundin von der Nacht zuvor existiert gar nicht. Getrieben von der Sorge ihrer Eltern - und seinem eigenen schlechten Gewissen -, macht Bolitar sich auf die Suche nach Aimee und bricht damit ein anderes Versprechen: Vor sechs Jahren hatte er sich geschworen, nie wieder sein Leben von den Nöten anderer bestimmen zu lassen. Denn das hat ihm und denen, die er liebt, immer nur Unglück gebracht. Und je weiter Bolitar nun auf den verschlungenen Pfaden vordringt, von denen er hofft, dass sie ihn zu Aimee führen, mit umso tödlicherer Klarheit erkennt er, dass

kein Versprechen ungestraft gebrochen wird ...

Autor

Harlan Coben wurde 1962 in New Jersey geboren. Nach seinem Studium der Politikwissenschaft arbeitete er in der Tourismusbranche, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete. Seine Werke wurden bislang in über dreißig Sprachen übersetzt. Harlan Coben wurde als erster Autor mit allen drei wichtigen amerikanischen Krimipreisen ausgezeichnet, dem »Edgar Award«, dem »Shamus Award« und dem »Anthony Award«. Er lebt mit seiner Frau und seinen Kindern in New Jersey.

Weitere Titel des Autors sind bei Goldmann in Vorbereitung.

Mehr zu Autor und Buch unter: www.harlancoben.com

Von Harlan Coben außerdem bei Goldmann erschienen:

Kein Sterbenswort. Roman (45251)

Keine zweite Chance. Roman (45689)

Kein Lebenszeichen. Roman (45688)

Kein böser Traum. Roman (46084)

Kein Friede den Toten. Roman (46160)

Für Charlotte, Ben, Will und Eve
Mit Euch hat man ganz schön zu tun,
trotzdem seid Ihr alles für mich.

1

Das vermisste Mädchen - im Fernsehen hatten sie unaufhörlich darüber berichtet und immer wieder das schmerhaft gewöhnliche Schüler-Porträt des verschwundenen Teenagers eingebannt. Jeder kennt diese Fotos: im Hintergrund eine Regenbogenfahne, extrem glatte Haare, sehr verlegenes Lächeln. Danach ein schneller Schnitt zu den besorgten Eltern vor ihrem Haus, umgeben von Kameras und Mikrofonen - die Mutter weint leise vor sich hin, der Vater liest mit zitternden Lippen ein Statement vor. Dieses Mädchen - dieses *vermisste* Mädchen - war Edna Skylar gerade entgegengekommen.

Sie blieb wie angewurzelt stehen.

Ihr Mann Stanley ging noch zwei Schritte weiter, bis er merkte, dass seine Frau nicht mehr an seiner Seite war. Er drehte sich um. »Edna?«

Sie standen an der Ecke 21st Street und 8th Avenue in New York. An diesem Samstagvormittag waren nur wenige Autos auf den Straßen, dafür waren die Gehwege voller Menschen. Das vermisste Mädchen war Richtung Central Park gegangen.

Stanley stieß einen schwermütigen Seufzer aus. »Was ist?«

»Pst!«

Sie musste sich konzentrieren. Das High-School-Foto des Mädchens, das mit der Regenbogenfahne im Hintergrund ... Edna schloss die Augen. Sie musste sich das Bild vergegenwärtigen. Und es dann mit dem Bild der Frau, die sie gerade gesehen hatte, vergleichen. Ähnlichkeiten und Unterschiede herausarbeiten.

Das vermisste Mädchen auf dem Foto hatte lange, mattbraune Haare. Die Frau, die gerade an ihr vorbeigegangen war - Frau,

nicht Mädchen, denn sie sah älter aus, aber vielleicht war das Foto auch nicht ganz aktuell gewesen -, hatte rote, gewellte und kürzere Haare. Das Mädchen auf dem Foto trug keine Brille. Die Frau, die die 8th Avenue in Richtung Norden ging, trug ein modisches Gestell mit getönten, rechteckigen Gläsern. Kleidung wie Make-up waren - in Ermangelung eines besseren Ausdrucks - erwachsener.

Das Studieren von Gesichtern war für Edna mehr als ein Hobby. Sie war 63 Jahre alt und eine der wenigen Ärztinnen ihrer Altersgruppe, die sich auf Genetik spezialisiert hatte. Gesichter waren ihr Leben. Auch außerhalb des Krankenhauses ließ die Arbeit sie nie ganz los. Dr. Edna Skylar studierte Gesichter - sie konnte nicht anders. Freunde und Familienmitglieder kannten ihren prüfenden Blick, Fremde und neue Bekannte hingegen empfanden ihn als irritierend.

Genau das hatte Edna also getan. Beim Spazierengehen hatte sie, wie so oft, die Sehenswürdigkeiten und das Geschehen um sich herum ignoriert und sich ganz ihrem Privatvergnügen hingegeben, die Gesichter der Passanten zu studieren: die Struktur der Wangenknochen, die Länge des Unterkiefers, den Augenabstand, die Lage der Ohren, die Kontur des Kinns und die Länge des Nasenrückens. Und genau deshalb hatte Edna das vermisste Mädchen erkannt - trotz neuer Frisur und Haarfarbe, trotz neuer Brille, trotz erwachsenem Make-up und entsprechender Kleidung.

»Da war ein Mann bei ihr.«

»Was?«

Edna hatte laut gedacht.

»Bei dem Mädchen.«

Stanley runzelte die Stirn. »Wovon redest du, Edna?«

Das Bild. Das schmerhaft gewöhnliche Schüler-Porträt. Man hat es tausendmal gesehen. Sieht man es in einem Jahrbuch, geraten die Gefühle in Wallung. Man sieht zugleich in die Vergangenheit und in die Zukunft dieses Mädchens. Man spürt die Freude

der Jugend, den Schmerz des Erwachsenwerdens. Man erkennt die Möglichkeiten, die sich ihr eröffnen. Man wird von Wehmut und Nostalgie übermannt. Die Jahre ziehen wie im Flug vorbei, Ausbildung oder Universität, Hochzeit, Kinder und so weiter.

Wenn aber das gleiche Foto in den Abendnachrichten eingeblendet wird, ist es wie ein Stich ins Herz. Man sieht sich das Gesicht an, das zaghafte Lächeln, die matten Haare und die hängenden Schultern, und die Gedanken wandern an dunkle Orte, von denen sie sich besser fernhalten sollten.

Wie lange wurde Katie - das Mädchen im Fernsehen hatte Katie geheißen —, wie lange wurde sie schon vermisst?

Edna versuchte, sich zu erinnern. Gut einen Monat. Vielleicht sechs Wochen. Nur die Lokalnachrichten hatten darüber berichtet, und auch die nicht besonders lange - viele glaubten, sie wäre nur ausgerissen. Katie Rochester war ein paar Tage vor ihrem Verschwinden achtzehn geworden - damit galt sie als Erwachsene, was den Druck, sie ausfindig zu machen, erheblich minderte. Angeblich hatte es zu Hause Ärger gegeben, vor allem mit ihrem strengen Vater, der sie jetzt trotzdem im Fernsehen mit zitternder Unterlippe suchen ließ.

Vielleicht hatte Edna sich geirrt. Vielleicht war sie es doch nicht gewesen.

Es gab nur eine Möglichkeit, das festzustellen.

»Schnell«, sagte Edna zu Stanley.

»Was ist denn, wo willst du hin?«

Für eine Antwort war keine Zeit. Das Mädchen war vermutlich schon an der nächsten Ecke. Stanley würde schon hinterherkommen. Stanley Rickenback, Gynäkologe und Spezialist für Geburtshilfe, war Ednas zweiter Ehemann. Der erste war ein echter Tausendsassa gewesen, ein kühner, zu attraktiver und zu leidenschaftlicher Mann und außerdem, tja, ein absolutes Arschloch. Wahrscheinlich war ihr Urteil nicht ganz fair, aber was sollte es. Ehemann Nummer eins hatte der neckischen Vorstellung, eine Ärztin zu heiraten - das war vor vierzig Jahren -,

einfach nicht widerstehen können. Das Leben mit dieser Ärztin hatte ihn dann allerdings heillos überfordert. Er war davon ausgegangen, dass Edna diesen Ärztinnen-Spleen spätestens dann überwinden würde, wenn sie Kinder hatten. Das hatte sie nicht getan - ganz im Gegenteil. In Wahrheit - eine Wahrheit, die ihren Kindern nicht verborgen geblieben war - liebte Edna ihren Beruf sehr viel mehr als die Mutterrolle.

Sie hastete weiter. Die Gehsteige waren voll. Sie trat auf die Straße und ging schnell am Bordstein entlang. Stanley versuchte, nicht den Anschluss zu verlieren. »Edna?«

»Komm einfach mit.«

Er holte sie ein. »Was hast du vor?«

Ednas Blick suchte nach roten Haaren.

Da. Links vor ihr.

Sie musste sich die Frau näher ansehen. Edna rannte los. Wenn eine schick gekleidete Mittsechzigerin auf offener Straße rennt, erregt das an den meisten Orten Aufsehen, doch sie waren hier mitten in Manhattan. Man würdigte sie kaum eines zweiten Blickes.

Sie lief an der Frau vorbei, duckte sich dabei hinter größere Passanten, um nicht aufzufallen, und als sie weit genug weg war, drehte Edna sich um. Die vermeintliche Katie kam direkt auf sie zu. Ihre Blicke trafen sich für den Bruchteil einer Sekunde, und dann war Edna sicher.

Sie war es.

Katie Rochester wurde von einem dunkelhaarigen, etwa dreißig Jahre alten Mann begleitet. Sie gingen Hand in Hand. Sie sah nicht besorgt oder gestresst aus. Im Gegenteil, sie wirkte ziemlich zufrieden - zumindest, bis ihre Blicke sich trafen. Das hatte natürlich nichts zu bedeuten. Elizabeth Smart, das junge Mädchen, das drüben in Utah entführt worden war, war zeitweilig zusammen mit ihrem Kidnapper in der Öffentlichkeit unterwegs gewesen und hatte nicht ein einziges Mal signalisiert, dass sie Hilfe brauchte. Vielleicht verhielt es sich hier ähnlich.

Aber Edna glaubte das nicht.

Die rothaarige vermeintliche Katie flüsterte dem dunkelhaarigen Mann etwas zu. Die beiden beschleunigten ihren Schritt. Edna sah, wie sie nach rechts abbogen und im U-Bahn-Eingang verschwanden. Unten fuhren die Linien C und E. Stanley holte Edna ein. Er wollte etwas sagen, schwieg aber, als er ihr Gesicht sah.

»Komm mit«, sagte sie.

Sie eilten zum Eingang und die Treppe hinunter. Die vermisste Frau und der dunkelhaarige Mann hatten das Drehkreuz schon passiert. Edna wollte ihnen folgen.

»Mist.«

»Was ist?«

»Ich hab keine Metro Card.«

»Ich schon«, sagte Stanley.

»Gib her. Schnell.«

Er zog die Karte aus dem Portemonnaie und reichte sie ihr. Sie führte sie über den Scanner, ging durchs Drehkreuz und gab sie ihm zurück. Sie wartete nicht auf ihn. Die beiden waren die rechte Treppe hinuntergegangen. Sie folgte ihnen. Sie hörte das Rumpeln eines ankommenden Zuges und rannte los.

Der Zug hielt quietschend an. Die Türen öffneten sich. Ednas Herz raste. Sie sah nach links und rechts und suchte die roten Haare.

Nichts.

Wo war die Frau?

»Edna?« Stanley kam auf sie zu.

Sie sagte nichts. Katie Rochester war nicht zu sehen. Und wenn sie dagewesen wäre, was dann? Was hätte Edna dann tun sollen? Mit ihr in die U-Bahn steigen und sie verfolgen? Wohin? Und dann? Katies Wohnung ausfindig machen und dann die Polizei informieren?

Jemand klopfte ihr auf die Schulter.

Edna drehte sich um. Es war das vermisste Mädchen.

Noch lange danach fragte Edna sich, was sie im Gesicht des Mädchens gesehen hatte. Einen flehenden Blick? Verzweiflung? Gelassenheit? Sogar Freude? Entschlossenheit? Alles zusammen?

Die beiden Frauen starrten sich einen Moment lang einfach nur an. Die hektischen Menschen, das unverständliche Knistern und Rauschen aus den Lautsprechern, das Rumpeln des Zugs - das alles trat in den Hintergrund.

»Bitte«, flüsterte das vermisste Mädchen. »Sie dürfen niemandem sagen, dass Sie mich gesehen haben.«

Dann stieg das Mädchen in die U-Bahn. Edna lief ein Schauer über den Rücken. Die Türen schlossen sich. Edna wollte etwas tun, irgendetwas, konnte sich aber nicht von der Stelle rühren. Wieder sah sie dem Mädchen in die Augen.

»Bitte«, wiederholte das Mädchen tonlos durch die Scheibe. Und dann verschwand der Zug in der Dunkelheit.

2

In Myrons Keller saßen zwei Mädchen.

Damit hatte alles angefangen. Hinterher, wenn Myron auf die Verluste und die gebrochenen Herzen zurückblickte, würden seine Gedanken auf diese erste Reihe von Was-wäre-wenns zurückkommen und ihn um den Schlaf bringen. Was wäre gewesen, wenn er kein Eis gebraucht hätte? Was wäre gewesen, wenn er die Kellertür eine Minute früher oder später geöffnet hätte? Was wäre gewesen, wenn die beiden Teenager - was machten die überhaupt in seinem Keller? - geflüstert hätten, und er sie nicht verstanden hätte?

Was wäre gewesen, wenn er sich nur um seine eigenen Angelegenheiten gekümmert hätte?

Myron stand oben auf der Treppe und hörte die beiden Mädchen kichern. Er blieb stehen und überlegte kurz, ob er die Tür

schließen und sie in Ruhe lassen sollte. Der Rest seiner kleinen Abendgesellschaft hatte nicht mehr viel Eis, ein bisschen war aber schon noch da. Er konnte auch in ein paar Minuten zurückkommen.

Bevor er sich jedoch abwenden konnte, wehte eine Mädchenstimme wie Rauchschwaden die Treppe herauf. »Dann bist du mit Randy gekommen?«

Die andere: »Oh mein Gott, wir waren so betrunken.«

»Vom Bier?«

»Bier und Schnaps, ja.«

»Wie seid ihr nach Hause gekommen?«

»Randy ist gefahren.«

Myron erstarrte.

»Aber du hast doch gesagt ...«

»Pst.« Dann: »Hallo, ist da jemand?«

Erwischt.

Myron trottete langsam die Treppe hinab. Er pfiff dabei. Mr Unbekümmert. Die beiden Mädchen saßen in Myrons früherem Schlafzimmer. Der Keller war 1975 ausgebaut worden, und genauso sah er auch aus. Myrons Vater, der jetzt in einer Eigentumswohnung in der Nähe von Boca Raton in Florida Däumchen drehte, war ein großer Freund des doppelseitigen Klebebands gewesen. Die Tapete mit dem Holzimitat-Aufdruck — ein Anblick, dem der Zahn der Zeit ebenso wenig anhaben konnte wie dem Betamax-Video — löste sich an mehreren Stellen von der Wand ab. Darunter kam bröckelnder Putz zum Vorschein. Die Bodenfliesen, die mit Alleskleber befestigt worden waren, hatten kleine Wellen geschlagen. Beim Betreten knirschte es, als zertrete man Käfer.

Die beiden Mädchen - das eine kannte Myron schon, seit es auf der Welt war, dem anderen war er heute zum ersten Mal begegnet - sahen ihn an. Sie rissen die Augen auf. Einen Moment lang sagte keiner etwas. Er winkte ihnen kurz zu.

»Hey, Mädels.«

Myron Bolitar war stolz auf seine coolen Sprüche.

Die beiden waren im letzten High-School-Jahr und auf eine jugendlich-unsichere Art hübsch. Die eine, die auf der Ecke seines alten Betts saß, und die er vor einer Stunde zum ersten Mal gesehen hatte, hieß Erin. Myron ging seit zwei Monaten mit ihrer Mutter Ali Wilder aus, einer Witwe und freien Journalistin. Diese Party in diesem Haus, in dem Myron aufgewachsen war und das jetzt ihm gehörte, war gewissermaßen ihr Coming-Out, mit dem Myron und Ali im Freundeskreis offiziell bekannt gaben, dass sie ein Paar waren.

Das andere Mädchen, Aimee Biel, ahmte sein Winken und seinen Tonfall nach: »Hey, Myron.«

Schweigen.

Aimee Biel hatte er zum ersten Mal am Tag nach ihrer Geburt im St. Barnabas Hospital gesehen. Aimee und ihre Eltern, Claire und Erik, wohnten nur zwei Blocks von ihm entfernt. Myron kannte Claire noch aus der Heritage Middle School, die nur gut fünfhundert Meter von ihrem jetzigen Aufenthaltsort entfernt lag. Myron sah Aimee an. Einen Moment lang fühlte er sich mehr als 25 Jahre in die Vergangenheit zurückversetzt. Aimee sah ihrer Mutter sehr ähnlich, und sie hatte auch das gleiche verschmitzte Was-kostet-die-Welt-Grinsen.

»Ich wollte nur ein bisschen Eis holen«, sagte Myron. Er unterstrich diese Worte, indem er mit dem Daumen auf den Gefrierschrank deutete.

»Cool«, sagt Aimee.

»Sehr cool«, sagte Myron. »Eiskalt, um genau zu sein.«

Myron glückste - als Einziger.

Myron behielt sein idiotisches Grinsen bei und sah Erin an. Die senkte den Blick. Im Prinzip entsprach das dem Verhalten, das sie schon den ganzen Tag gezeigt hatte. Sie war höflich und reserviert.

»Darf ich dich was fragen?«, erkundigte Aimee sich.

»Schieß los.«

Sie breitete die Hände aus. »War das wirklich dein Zimmer?«
»Absolut.«

Die Mädchen sahen sich an. Aimee kicherte. Erin folgte ihrem Beispiel.

»Was ist denn damit?«, fragte Myron.

»Das ist ... also, langweiliger geht's ja gar nicht mehr.«

Schließlich sagte Erin auch etwas. »Das ist viel zu retro, um retro zu sein.«

»Wie heißt das hier?«, fragte Aimee und zeigte unter sich.

»Das ist ein Sitzsack«, sagte Myron.

Wieder kicherten die beiden Mädchen.

»Und wieso hat die Lampe eine schwarze Glühbirne?«

»Die bringt die Poster zum Leuchten.«

Wieder Kichern.

»Hey, ich war damals auf der High School«, sagte Myron, als würde das alles erklären.

»Hast du auch Mädchen mit hier runter genommen?«, fragte Aimee.

Myron legte die Hand aufs Herz. »Ein echter Gentleman gnießt und schweigt.« Dann: »Ja.«

»Wie viele?«

»Wie viele was?«

»Mit wie vielen Mädchen bist du hier unten gewesen?«

»Oh, so ungefähr ...«, Myron sah nach oben und malte mit dem Zeigefinger in der Luft herum, »... drei im Sinn ... Ich würde sagen, ungefähr acht- bis neuntausend.«

Das löste wildes Gelächter aus.

»Aber mal ehrlich«, fuhr Aimee fort. »Mom hat gesagt, du sollst echt süß gewesen sein.«

Myron zog eine Augenbraue hoch. »Gewesen sein?«

Die Mädchen klatschten sich ab und kugelten sich vor Lachen. Myron schüttelte den Kopf und grummelte etwas von Respekt vor dem Alter. Als die Mädchen sich wieder beruhigt hatten, sagte Aimee: »Darf ich noch was fragen?«

»Klar.«

»Ich meine, ernsthaft?«

»Frag schon.«

»Die Fotos von dir. Oben die.«

Myron nickte. Er konnte sich schon denken, worauf es hinauslief.

»Da bist du auf der Titelseite der *Sports Illustrated*.«

»Ja, das war ich.«

»Mom und Dad behaupten, du wärest so ziemlich der beste Basketballspieler im ganzen Land gewesen.«

»Mom und Dad übertreiben«, sagte Myron.

Beide Mädchen starrten ihn an. Fünf Sekunden verstrichen. Dann noch fünf.

»Hab ich was zwischen den Zähnen?«, fragte Myron.

»Warst du dann nicht bei den L.A. Lakers?«

»Bei den Boston Celtics«, korrigierte er.

»Ach klar, die Celtics.« Aimee sah ihm immer noch direkt in die Augen. »Und dann hast du dir das Knie verletzt, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Und damit war die Karriere gelaufen. Einfach so.«

»So ziemlich, ja.«

»Und wie ...«, Aimee zuckte die Achseln, »... hat sich das angefühlt?«

»Als ich mir das Knie verletzt habe?«

»Nein, erst so ein Superstar zu sein und dann plötzlich nie wieder spielen zu können.«

Beide Mädchen warteten auf eine Antwort. Myron überlegte, was er Tiefsinniges sagen konnte.

»Es war echt scheiße«, erwiderte er dann.

Das gefiel ihnen.

Aimee schüttelte den Kopf. »Das muss echt das Schlimmste sein, was einem passieren kann.«

Myron sah Erin an. Die senkte den Blick. Es wurde still im Zimmer. Er wartete. Schließlich blickte sie wieder auf. Sie wirkte

verunsichert, klein und jung. Er wollte sie in den Arm nehmen, aber das wäre das Verkehrteste gewesen, was er hätte tun können.

»Nein«, sagte Myron leise und sah Erin weiter an. »Es gibt sehr viel Schlimmeres.«

Eine Stimme oben auf der Treppe rief: »Myron?«

»Ich komme gleich.«

Dann wäre er fast gegangen. Das nächste große Was-wäre-wenn. Aber die Worte, die er oben auf der Treppe gehört hatte - *Randy ist gefahren* -, gingen ihm nicht aus dem Kopf. *Bier und Schnaps*. Er konnte das doch nicht einfach so ignorieren, oder?

»Ich muss euch was erzählen«, fing Myron an. Dann brach er ab. Eigentlich wollte er ihnen ein Vorkommnis aus seiner High-School-Zeit erzählen. Sie hatten in Barry Brenners Haus eine Party gefeiert. Es war sein letztes Jahr gewesen - genau wie für die beiden Mädchen jetzt. Sie hatten viel getrunken. Seine Mannschaft, die Livingston Lancers, hatte gerade die Basketballmeisterschaft von New Jersey gewonnen - angeführt vom Schüler-Nationalspieler Myron Bolitar mit seinen 43 Punkten. Alle waren betrunken. Er erinnerte sich an Debbie Frankel. Sie war ein tolles Mädchen, ein echtes Energiebündel gewesen, hatte sich nie zurückgehalten, dem Lehrer immer als Erste widersprochen und auch sonst immer Kontra gegeben — und er hatte sie dafür geliebt. Gegen Mitternacht hatte Debbie sich von ihm verabschiedet. Dabei war ihr die Brille auf die Nasenspitze gerutscht. Er erinnerte sich noch ganz genau daran. Myron hatte gesehen, dass Debbie betrunken war. Wie auch die beiden anderen Mädchen, die mit ihr in den Wagen gestiegen waren.

Man kann sich unschwer denken, wie die Geschichte ausging. Die drei fuhren zu schnell über die Kuppe an der South Orange Avenue. Debbie starb noch am Unfallort. Die folgenden sechs Jahre hatte das Autowrack als warnendes Beispiel vor der High School gestanden. Myron fragte sich, wo es jetzt wohl sein möchte - was hatten sie damit gemacht?

»Was ist?«, fragte Aimee.

Aber Myron erzählte ihnen nicht von Debbie Frankel. Ohne Zweifel kannten Erin und Aimee andere Versionen derselben Geschichte. Es änderte nichts, wenn er sie ihnen noch einmal erzählte. Er wusste das. Also versuchte er es anders.

»Ihr müsst mir was versprechen«, sagte Myron.

Die beiden Mädchen sahen ihn an.

Er zog sein Portemonnaie aus der Tasche und nahm zwei Visitenkarten heraus. Dann zog er die oberste Schublade seines alten Schreibtischs auf und fand nach kurzem Suchen einen funktionierenden Kugelschreiber. »Das sind sämtliche Telefonnummern, die ich habe - das Haus hier, das Büro, das Handy und die Wohnung in New York City.«

Myron kritzelt etwas auf beide Karten und reichte jeder eine. Die beiden Mädchen nahmen sie wortlos entgegen.

»Hört mir bitte gut zu, ja? Wenn ihr je in Schwierigkeiten seid. Wenn ihr unterwegs seid und was getrunken habt, oder eure Freunde haben was getrunken oder geraucht oder was weiß ich. Versprecht mir - versprecht mir, dass ihr mich anruft. Ich komme vorbei und hole euch ab, ganz egal, wo ihr seid. Ich werde keine Fragen stellen. Ich sag euren Eltern nichts. Das verspreche ich euch. Ich bring euch, wohin ihr wollt. Ganz egal, wie spät es ist. Ganz egal, wie weit ihr weg seid. Ganz egal, wie betrunken oder bekifft ihr seid. Rund um die Uhr und sieben Tage die Woche. Ruft mich an, dann hole ich euch ab.«

Die Mädchen sagten nichts.

Myron trat einen Schritt näher an sie heran. Er versuchte, nicht zu flehentlich zu klingen. »Aber bitte ... bitte fahrt nicht mit jemandem mit, der was getrunken hat.«

Sie starrten ihn an.

»Versprecht mir das«, wiederholte er.

Und einen Augenblick später - das letzte Was-wäre-wenn - versprachen sie es.

3

Zwei Stunden darauf gingen die Biels - Aimees Familie - als Erste.

Myron brachte sie zur Tür. Claire beugte sich zu ihm und flüsterte: »Ich hab gehört, die Mädchen waren unten in deinem alten Zimmer.«

»Ja.«

Sie grinste verschlagen. »Hast du es ihnen erzählt?«

»Herrje, nein.«

Claire schüttelte den Kopf. »Du bist ja so prüde.«

In der High School waren Claire und Myron enge Freunde gewesen. Er hatte ihre lockere Art toll gefunden. Sie hatte sich - in Ermangelung eines besseren Begriffs - wie ein echter Kerl verhalten. Auf Partys hatte sie immer versucht, einen Typen aufzubreßen - meist erfolgreich, schließlich war sie ein gut aussehendes Mädchen. Sie hatte auf Kraftprotze gestanden. Sie war mit ihnen ein oder vielleicht zwei Mal ausgegangen und hatte sich dann einen Neuen aufgerissen.

Claire war jetzt Anwältin. In den Ferien ihres letzten High-school-Jahrs hatte sie einmal auch mit Myron rumgemacht, da unten, in eben jenem Keller. Myron war das ziemlich peinlich gewesen. Claire hatte am nächsten Tag nicht die geringsten Probleme damit gehabt. Keine Spur von Unsicherheit, kein Ausweichen vor dem Thema, aber auch kein »Lass uns noch mal kurz darüber reden.«.

Es hatte auch keine Zugabe gegeben.

Ihren Mann hatte Claire während des Jura-Studiums kennen gelernt. »Erik mit K.« So stellte er sich immer vor. Erik war schlank und steif. Er lächelte nur selten und lachte so gut wie nie. Seine Krawatte war immer mit einem perfekten Windsorknoten gebunden. Erik mit K entsprach nicht dem Bild, das Myron sich von Claires Ehemann gemacht hatte, aber die Beziehung schien

gut zu laufen. Wahrscheinlich war es die Sache mit den Gegensätzen, die sich anziehen.

Erik verabschiedete sich von Myron mit einem kräftigen Händedruck. »Sehen wir uns am Sonntag?«

Sie trafen sich jeden Sonntagvormittag mit verschiedenen anderen Nachbarn zum Basketballspielen, aber Myron war schon seit ein paar Monaten nicht mehr hingegangen. »Nein, ich komm diese Woche nicht.«

Erik nickte, als hätte Myron eine tiefen Wahrheit verkündet, und ging zur Tür. Aimee verkniff sich ein Lachen und winkte. »War nett, mit dir zu reden, Myron.«

»Geht mir genauso, Aimee.«

Myron versuchte, ihr einen Blick zuzuwerfen, der besagte: »Und denk an dein Versprechen.« Er wusste nicht, ob seine Nachricht angekommen war, auf jeden Fall nickte Aimee ihm noch kurz zu, bevor sie ging.

Claire gab ihm einen Kuss auf die Wange und flüsterte: »Du siehst glücklich aus.«

»Das bin ich auch«, erwiderte er.

Claire strahlte ihn an. »Ali ist klasse, was?«

»Ja.«

»Ich bin die beste Ehestifterin aller Zeiten.«

»Du würdest jeder misslungenen Provinz-Aufführung von *Anatinka* neuen Glanz verleihen«, sagte er.

»Ich will ja nicht angeben, aber ich bin einfach die Größte, stimmt's? Du kannst es mir ruhig sagen. Ich verkrafte das. Ich bin die Beste.«

»Es geht doch noch um die Ehestiftelei, oder?«

»Auch. Dass ich ansonsten die Größte bin, weiß ich schon lange.«

Myron sagte: »Äähhh.«

Sie tätschelte ihm den Arm und ging. Er sah ihr lächelnd nach und schüttelte den Kopf. Irgendwie bleibt man doch immer siebzehn und wartet darauf, dass das Leben so richtig losgeht.

Zehn Minuten später sammelte Ali Wilder, Myrons neue Freundin, ihre Kinder ein. Myron brachte sie zum Wagen. Jack, ihr neunjähriger Sohn, trug stolz ein altes Ceitics-Trikot mit Myrons damaliger Nummer. Das war jetzt der letzte Schrei in der Hip-Hop-Szene. Erst hatte es die Retro-Trikots der alten Superstars gegeben. Jetzt konnte man auf einer Internet-Seite namens Big-Time-Losahs.com oder so ähnlich Trikots von Spielern kaufen, die ihre besten Jahre hinter sich oder es nie geschafft hatten. Gescheiterte Spieler.

So wie Myron.

Der erst neun Jahre alte Jack erkannte den Sarkasmus nicht, der dahintersteckte.

Jack umarmte Myron am Wagen herzlich. Myron wusste nicht recht, wie er damit umgehen sollte. Er erwiderte die Umarmung, brach sie aber schnell wieder ab. Erin blieb abseits stehen, nickte Myron dann beiläufig zu und stieg hinten ein. Jack folgte seiner großen Schwester. Ali und Myron lächelten sich an wie zwei frisch verliebte, unsichere Teenager.

»Das war nett«, sagte Ali.

Myron lächelte immer noch. Ali sah ihn mit ihren wunderschönen, grünbraunen Augen an. Sie hatte rotblonde Haare und immer noch Reste von Sommersprossen. Er war vollkommen gebannt von dem strahlenden Lächeln in ihrem breiten Gesicht.

»Was ist?«, fragte sie.

»Du bist schön.«

»Mann, du hast es aber echt mit den Worten.«

»Ich will ja nicht angeben, aber klar, das kann man wohl kaum anders sagen.«

Ali sah zum Haus. Win - eigentlich Windsor Horne Lockwood III - lehnte mit verschränkten Armen am Türrahmen. »Dein Freund Win«, sagte sie, »macht einen netten Eindruck.«

»Das täuscht.«

»Stimmt auch nicht ganz, ich dachte nur, weil er dein bester Freund ist und so, da sag ich das einfach mal.«

»Win ist kompliziert.«

»Er sieht gut aus.«

»Das weiß er.«

»Ist aber nicht mein Typ. Zu hübsch. Zu sehr der ewige flotte Yippie.«

»Und du stehst eher auf die echt harten Macho-Typen«, sagte Myron. »Dafür hab ich vollstes Verständnis.«

Sie kicherte. »Warum sieht er mich so an?«

»Ich vermute mal, er versucht, deinen Hintern zu benoten.«

»Na ja, wenigstens einer.«

Myron räusperte sich und sah weg. »Wollen wir morgen Abend zusammen essen?«

»Das wäre schön.«

»Dann hol ich dich um sieben ab.«

Ali legte ihm die Hand auf die Brust. Myron spürte, wie es bei dieser Berührung funkte. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen - Myron war 1,92 Meter groß - und gab ihm einen Kuss auf die Wange. »Ich koch was für dich.«

»Ehrlich?«

»Wir bleiben zu Hause.«

»Prima. Dann wird das so ein Familienabend? Damit ich die Kids besser kennen lerne?«

»Die Kinder übernachten bei meiner Schwester.«

»Oh«, sagte Myron.

Sie warf ihm einen vielsagenden Blick zu und setzte sich auf den Fahrersitz.

»Oh«, wiederholte Myron.

Sie zog eine Augenbraue hoch. »Und du wolltest nicht mit deiner Wortgewandtheit angeben.«

Dann fuhr sie los. Während Myron dem Wagen nachschaute, lag das dämliche Lächeln immer noch auf seinem Gesicht. Dann drehte er sich um und ging zum Haus zurück. Win hatte sich nicht von der Stelle gerührt. In Myrons Leben hatte sich viel verändert - seine Eltern waren nach Florida gezogen, Esperanza

hatte ein Baby bekommen, seine Agentur, selbst Big Cyndi war nicht mehr dieselbe —, nur Win war unverändert. Ein paar der aschblonden Strähnen an seinen Schläfen waren leicht ergraut, doch Win war immer noch der Über-WASP. Der aristokratische Unterkiefer, die perfekte Nase, der wie von Gottes Hand gezogene Scheitel - er stank förmlich nach Geld, und das vollkommen zu Recht, mit allen dazugehörigen Privilegien wie weißen Schuhen und Golfbräune.

»Sechs Komma acht«, sagte Win. »Wenn du willst, kannst du auf sieben aufrunden.«

»Wie bitte?«

Win hob eine flache Hand und drehte sie abschätzigen nach rechts und links. »Deine Miss Wilder. Mit etwas gutem Willen geb ich ihr eine Sieben.«

»Holla, das will schon was heißen. Erst recht von dir und so.«

Sie gingen ins Haus und setzten sich ins Wohnzimmer. Win schlug die Beine perfekt übereinander. Seine Miene war so arrogant wie immer. Er sah verhätschelt, verwöhnt und verweichlicht aus - zumindest im Gesicht. Sein Körper passte nicht zu diesem Bild. Er bestand nur aus festen, angespannten Muskeln; er war nicht einfach nur drahtig, sondern - wenn man so wollte - stacheldrahtig.

Win legte die Fingerspitzen aneinander. Eine Geste, die perfekt zu ihm passte. »Darf ich dir eine Frage stellen?«

»Nein.«

»Warum bist du mit ihr zusammen?«

»Das soll jetzt ein Witz sein, oder?«

»Nein. Ich will wissen, was genau du in Miss Ali Wilder siehst.«

Myron schüttelte den Kopf. »Ich hab gleich gewusst, dass ich dich besser nicht einlade.«

»Oh, das hast du aber. Daher möchte ich dir meine Überlegungen erläutern.«

»Lass es bitte.«

»In Duke auf der Universität warst du mit dieser reizenden Emily Downing zusammen. Die darauffolgenden gut zehn Jahre war dann die berückende Jessica Culver die Liebe deines Lebens. Du hattest eine kurze Affäre mit Brenda Slaughter und zum Schluss dann leider auch noch eine Leidenschaft für Terese Collins.«

»Kommst du irgendwann auf den Punkt?«

»Aber gewiss doch.« Win breitete kurz die Hände aus, legte sie dann aber sofort wieder aneinander. »Was verbindet all deine verflossenen Geliebten?«

»Verrat's mir«, sagte Myron.

»Mit einem Wort: Formidabilität.«

»Tolles Wort.«

»Das waren so heiße Bräute, dass man sich an ihnen verbrennen konnte«, fuhr Win mit seinem hochnäsigen Akzent fort. »Und das gilt für jede von ihnen. Auf einer Skala von eins bis zehn hätte ich Emily auf neun eingestuft. Und die wäre das Schlusslicht gewesen. Jessica wäre eine So-heiß-dass-die-Augäpfel-kochen-Elf. Terese Collins und Brenda Slaughter sind beide ganz nah an der Zehn.«

»Und nach deiner fachmännischen Ansicht ...«

»Ist eine Sieben noch eine wohlwollende Einstufung«, vollendete Win den Satz.

Myron schüttelte nur den Kopf.

»Dann erzähl mir doch bitte einmal«, sagte Win, »was dich so sehr zu ihr hinzieht.«

»Ist das dein Ernst?«

»Voll und ganz, ja.«

»Naja, dann jetzt in Kurzform, Win. Erstens, obwohl es eigentlich keine Rolle spielt, stimme ich mit deiner peinlichen Punktewertung nicht überein.«

»Soso. Und wie würdest du Miss Wilder benoten?«

»Damit fang ich gar nicht erst an. Aber erstens braucht man bei Ali eine Weile, bis man ihre Vorzüge erkennt. Erst denkt

man, sie ist ja ganz hübsch, aber dann, wenn man sie näher kennen ...«

»Pah.«

»Pah?«

»Selbsttäuschung.«

»Tja, und dann hätte ich noch eine Neuigkeit für dich. Es geht im Leben nicht nur ums Aussehen.«

»Pah.«

»Wieder dieses Pah?«

Wieder legte Win die Finger aneinander. »Spielen wir was. Ich sage ein Wort, und du sagst dann, was dir dabei als Erstes in den Sinn kommt.«

Myron schloss die Augen. »Ich weiß nicht, warum ich mit dir noch über Herzensangelegenheiten spreche. Das ist, als würde man mit einem Tauben über Mozart reden.«

»Ja, sehr komisch. Hier kommt das erste Wort. Genau genommen sind es sogar zwei Wörter. Sag mir einfach, was dir dabei durch den Kopf geht: Ali Wilder.«

»Wärme«, sagte Myron.

»Lügner.«

»Okay, ich glaube, wir sollten langsam das Thema wechseln.«

»Myron?«

»Was ist?«

»Wann hast du das letzte Mal versucht, jemanden zu retten?«

Die üblichen Gesichter blitzten vor Myrons innerem Auge auf. Er versuchte, sie beiseitezuschieben.

»Myron?«

»Fang nicht wieder damit an«, sagte Myron leise. »Ich habe meine Lektion gelernt.«

»Wirklich?«

Er dachte an Ali, an das wunderbare Lächeln und ihr offenes Gesicht. Er dachte an Aimee und Erin unten in seinem alten Zimmer im Keller und an das Versprechen, das er ihnen abgerungen hatte.

»Ali braucht keinen Retter, Myron.«

»Du glaubst, dass es darum geht?«

»Wenn ich ihren Namen sage, was kommt dir dann als Erstes in den Sinn?«

»Wärme«, wiederholte Myron.

Aber dieses Mal wusste er, dass er log.

Sechs Jahre.

So lange war es her, seit Myron zum letzten Mal den Superhelden gespielt hatte. Sechs Jahre lang hatte er nicht ein einziges Mal zugeschlagen. Er hatte keine Pistole in der Hand gehabt, von Abfeuern ganz zu schweigen. Er hatte niemanden bedroht und war nicht bedroht worden. Er hatte sich keine Wortgefechte mit irgendwelchen anabolikagemästeten Schleimbeuteln geliefert. Er hatte Win - immer noch der furchteinflößendste Mensch, dem er je begegnet war - nicht angerufen und aufgefordert, ihn aus der Bredouille zu holen. In den letzten sechs Jahren war keiner seiner Klienten ermordet worden - was in seiner Branche eindeutig positiv zu bewerten war. Niemand hatte eine Kugel abbekommen, niemand war festgenommen worden - na ja, abgesehen von der Prostitutions-Sache in Las Vegas, was Myron aber immer noch für eine Falle hielt. Von seinen Klienten, Freunden oder Geliebten war keiner plötzlich verschwunden.

Er hatte seine Lektion gelernt.

Steck deine Nase nicht in fremder Leute Angelegenheiten. Du bist nicht Batman, und Win ist kein durchgeknallter Robin. Natürlich hatte Myron in seinen quasi-heldenhaften Tagen mehrmals Unschuldigen das Leben gerettet, darunter auch seinem eigenen Sohn. Jeremy war inzwischen neunzehn - Myron fand das selbst unglaublich - und diente beim Militär an irgend einem geheimen Ort im Nahen Osten.

Doch Myron hatte auch Schaden angerichtet. Man brauchte sich nur anzusehen, was mit Duane, Christian, Greg, Linda und

Jack passiert war ... Aber vor allem ging Myron Brenda nicht aus dem Kopf. Er besuchte ihr Grab immer noch viel zu häufig. Er konnte nicht sagen, ob sie vielleicht auch ohne sein Zutun gestorben wäre. Vielleicht war es gar nicht seine Schuld gewesen.

Der Erfolg nutzt sich mit der Zeit ab. Die Verwüstung - die Toten - bleiben bei dir, klopfen dir immer mal wieder auf die Schulter, bremsen dich aus und verfolgen dich im Schlaf.

Seinen Heldenkomplex hatte Myron jedenfalls begraben. In den letzten sechs Jahren war sein Leben ruhig, normal, durchschnittlich, ja langweilig verlaufen.

Myron spülte die Teller ab. Er lebte zum Teil in Livingston, New Jersey, nicht nur in derselben Stadt, sondern sogar in demselben Haus, in dem er aufgewachsen war. Seine Eltern, Ellen und Alan Bolitar, die er sehr liebte, waren vor fünf Jahren ins Vaterland ihres Volks zurück gezogen (also nach Süd-Florida). Myron hatte das Haus aus zwei Gründen gekauft: Als Investition, die sich schon bezahlt gemacht hatte, und damit seine Eltern ein Zuhause hatten, wenn sie in den heißen Sommermonaten wieder zurückkamen. Myron verbrachte etwa ein Drittel seiner Zeit in diesem Vorort-Haus und die anderen zwei Drittel in Wins Gästezimmer in dessen Wohnung im berühmten Dakota-Haus am Central Park West in Manhattan.

Er dachte an den nächsten Abend und seine Verabredung mit Ali. Win war ein Idiot, das stand außer Zweifel, aber wie üblich hatte er mit seiner Frage einen Treffer, womöglich sogar einen Volltreffer gelandet. Die Sache mit dem Aussehen konnte man vergessen. Das war absoluter Quatsch. Genau wie die Geschichte mit dem Heldenkomplex. Darum ging es nicht. Aber irgend etwas bremste ihn, und das hatte tatsächlich etwas mit dem Unglück zu tun, das Ali widerfahren war. Sosehr er es auch versuchte, er kam nicht dagegen an.

Was den heldenhaften Auftritt Aimee und Erin gegenüber betraf, als er ihnen das Versprechen abnötigte, ihn jederzeit an-

zurufen - das war etwas ganz anderes. Die Pubertät ist für jeden Menschen eine sehr schwierige Zeit, ganz egal, wie gut man aussieht oder wie beliebt man ist. Die High School ist Kriegsgebiet. Myron war bei seinen Mitschülern beliebt gewesen. Er war ein Vorzeige Basketballspieler in der Schüler-Nationalmannschaft gewesen, einer der besten Spieler des Landes, und, um ein beliebtes Klischee zu bedienen, dabei auch noch ein wirklich guter Schüler. Wenn einer ohne Probleme durch die High School kommen müsste, dann doch wohl jemand wie Myron Bolitar. Aber selbst ihm war das nicht gelungen. Im Endeffekt übersteht niemand diese Zeit, ohne dass ein paar Narben zurückbleiben.

Man muss die Pubertät einfach nur überleben. Mehr nicht. Es geht nur ums Durchkommen.

Das hätte er den Mädchen vielleicht sagen sollen.

4

Am nächsten Morgen machte Myron sich auf den Weg zur Arbeit.

Sein Büro lag im zwölften Stockwerk des Lock-Horne-Buildings - es hieß nicht zufällig wie Win - an der Ecke Park Avenue und 52nd Street in Midtown Manhattan. Als die Fahrstuhltür sich oben öffnete, stand Myron vor einem großen Schild — einer Neuerwerbung -, auf dem in einer modernen, schicken Schrift

MB REPS

stand. Das neue Logo hatte Esperanza entworfen. Das M stand für Myron, das B für Bolitar. Das Reps begründete sich aus der Tatsache, dass sie als Agentur Prominente repräsentierten. Myron hatte sich den Namen selbst ausgedacht. Wenn er das erzählte, machte er häufig eine kleine Pause und wartete, bis der Applaus langsam wieder abebbte.

Ursprünglich hatten sie nur Sportler vertreten. Da hatte die Firma noch MB *SportsReps* geheißen. Innerhalb der letzten fünf

Jahre hatten sie ihren Geschäftsbereich ausgeweitet und auch Schauspieler, Schriftsteller und andere Prominente unter Vertrag genommen. Daher die kluge Kürzung des Namens. Man beschnitt das Überflüssige und verschlankte den Betrieb. Ja, genau das war die Geschäftsprinzipien von *MB Reps*, die sich jetzt sogar schon im Namen widerspiegeln.

Myron hörte das Baby schreien. Esperanza musste schon da sein. Er steckte den Kopf in ihr Büro.

Esperanza gab dem Baby die Brust. Er senkte sofort den Blick.

»Äh, ich komm später wieder.«

»Jetzt stell dich nicht so idiotisch an«, sagte Esperanza. »Man könnte glauben, dass du noch nie eine weibliche Brust gesehen hast.«

»Na ja, ist halt schon 'ne Weile her.«

»Und so ansehnlich ist sie bestimmt auch nicht gewesen«, ergänzte sie. »Jetzt setz dich hin.«

Anfangs hatte *MB SportsReps* nur aus dem Superagenten Myron und seiner Empfangsdame, Sekretärin und Gehilfin Esperanza bestanden. Manche kannten Esperanza vielleicht noch aus ihrer Zeit als hübsche, geschmeidige Profi-Catcherin, wo sie unter dem Namen Little Pocahontas aufgetreten war. Esperanza war hier im Umland New York Citys jeden Sonntagvormittag auf Channel II zu sehen gewesen, wie sie, nur mir einem Feder-Stirnband und einem Bikini aus Wildlederimitat bekleidet, der den Großteil der männlichen Zuschauer zum Sabbern brachte, in den Ring kletterte. Zusammen mit ihrer Partnerin, Big Chief Mama, die sich außerhalb des Rings Big Cyndi nannte, hatte sie eine ganze Weile lang den interkontinentalen Meisterschaftsgürtel im Team Catchen der FLOW getragen, was für *Fabulous Ladies Of Wrestling* stand. Der Catcherinnen-Verband hatte sich ursprünglich *Beautiful Ladies Of Wrestling* nennen wollen, die Fernsehsender hatten aber Probleme mit den Initialen geltend gemacht.

Offiziell war Esperanza jetzt die stellvertretende Geschäftsfüh-

rerin von MB *Reps*, im Prinzip führte sie den Sportbereich jedoch selbstständig.

»Tut mir leid, dass ich eure Coming-out-Party verpasst habe«, sagte Esperanza.

»Das war keine Coming-out-Party.«

»Ist ja auch egal. Aber Hector hatte Schnupfen.«

»Geht's ihm wieder besser?«

»Ja, alles klar.«

»Und was gibt's jetzt?«

»Es geht um Michael Discepolo. Wir müssen seinen Vertrag unter Dach und Fach kriegen.«

»Kommen die Giants immer noch nicht in die Hufe?«

»Nein.«

»Dann ist er demnächst vertragsfrei und kann sich was anderes suchen«, sagte Myron. »So wie er in letzter Zeit gespielt hat, wird er sich dabei nicht verschlechtern.«

»Aber Discepolo ist ein echter New Yorker. Er würde lieber schnell bei den Giants verlängern.«

Esperanza nahm Hector von der einen Brust und legte ihn an die andere Seite. Myron versuchte, nicht zu plötzlich wegzusehen. Er wusste nie, wie er damit umgehen sollte, wenn eine Frau in seiner Anwesenheit ihr Baby stillte. Er wollte sich vernünftig benehmen, wusste aber nicht, was das bedeutete. Natürlich starrte man nicht hin, wandte aber auch nicht den Blick ab. Und dazwischen bewegte man sich wirklich auf dünnem Eis.

»Ich hab noch eine Neuigkeit«, sagte Esperanza.

»Aha?«

»Tom und ich heiraten.«

Myron sagte nichts. Er verspürte ein eigenartiges Stechen.

»Und?«

»Glückwunsch.«

»Das ist alles?«

»Ich bin halt ein bisschen überrascht. Aber eigentlich finde ich das toll. Wann ist denn der große Tag?«

»Samstag in drei Wochen. Aber ich muss dich was fragen. Wenn ich jetzt den Vater meines Kindes heirate, bin ich dann immer noch ein gefallenes Mädchen?«

»Na ja, immerhin war Hector bei der Geburt ein uneheliches Kind.«

»Gutes Argument. Ich glaub, damit kann ich leben.«

Myron sah sie an.

»Was ist los?«

»Du heiratest.« Er schüttelte den Kopf.

»Ich war nicht unbedingt der Typ für langfristige Beziehungen, was?«

»Du hast die Partner gewechselt wie ein Multiplex-Kino die Filme.«

Esperanza lächelte. »Das stimmt.«

»Ich könnte nicht mal sagen, ob du je länger als einen Monat am Stück beim gleichen Geschlecht geblieben bist.«

»Das Wunder der Bisexualität«, sagte Esperanza. »Aber mit Tom ist das was anderes.«

»Wieso?«

»Ich liebe ihn.«

Er sagte nichts.

»Du glaubst nicht, dass ich das schaffe«, sagte sie. »Einem Menschen treu zu sein.«

»Das hab ich nicht gesagt.«

»Weißt du, was bisexuell bedeutet?«

»Klar«, sagte Myron. »Ich kannte viele bisexuelle Frauen. Zweimal Sex, und weg waren sie.«

Esperanza sah ihn nur an.

»Okay, der Witz hat schon einen ziemlich langen Bart«, sagte Myron. »Es ist bloß ...« Er zuckte die Achseln.

»Ich steh auf Frauen und Männer. Aber wenn ich mich langfristig binde, geht's um einen Menschen, nicht um ein Geschlecht. Klar?«

»Klar.«

»Gut. Und jetzt erzähl, was zwischen dir und dieser Ali Wilder schiefläuft.«

»Nichts.«

»Win sagt, ihr habt's noch nicht getan.«

»Win hat das gesagt?«

»Ja.«

»Wann?«

»Heute Morgen.«

»Win war hier, um dir das zu sagen?«

»Erst hat er eine Bemerkung über die Zunahme meiner Körbchengröße nach der Geburt gemacht, und dann hat er mir erzählt, dass du dich mit dieser Frau seit fast zwei Monaten triffst, und ihr es noch nicht getrieben habt.«

»Wie kommtt er denn darauf?«

»Körpersprache.«

»Hat er das gesagt?«

»In Körpersprache ist Win verdammt gut.«

Myron schüttelte den Kopf.

»Und, hat er Recht?«

»Ich bin heute bei Ali zum Abendessen eingeladen. Die Kinder sind bei ihrer Schwester.«

»Ist der Plan von ihr?«

»Ja.«

»Und ihr habt nicht ... ?« Obwohl Hector noch saugte, gelang es Esperanza, den Punkt zu verdeutlichen.

»Nein, wir haben nicht.«

»Mann.«

»Ich warte auf ein Zeichen.«

»Was zum Beispiel? Ein brennender Busch? Sie hat dich zu sich nach Hause eingeladen und dir gesagt, dass die Kinder über Nacht außer Haus sind.«

»Ich weiß.«

»Das ist das internationale Zeichen für *Bespring mich.*«

Er sagte nichts.

»Myron?«

»Ja.«

»Sie ist Witwe - kein Krüppel. Wahrscheinlich hat sie einfach ein bisschen Angst.«

»Deshalb lass ich es ja langsam angehen.«

»Das ist edel und lieb, aber dämlich. Und es nützt auch nichts.«

»Du meinst also ... ?«

»Stürz dich so bald wie möglich auf sie, ja.«

5

Myron war um sieben bei Ali.

Die Wilders wohnten in Kasselton, einer Stadt, die etwa eine Viertelstunde mit dem Auto von Livingston entfernt lag. Vor dem Verlassen des Hauses hatte Myron ein seltsames Ritual zelebriert: Eau de Cologne oder kein Eau de Cologne? Das war einfach: kein Eau de Cologne. Enger Slip oder Boxershorts? Er entschied sich für ein Zwischending, bei dem es sich weder um enge Boxershorts noch einen langbeinigen Slip handelte. Boxer-Slips stand auf der Packung. Er wählte einen dunkelgrauen. Er zog ein schwarzes T-Shirt an und darüber einen braunen Pullover von *Bariana Republic*. Die Jeans war von *The Gap*. Leichte Slipper aus dem Tods Outlet Store in Schuhgröße 49 schmückten seine Füße. Lässiger ging es nicht.

Ali öffnete die Tür. Hinter ihr brannte schummriges Licht. Sie trug ein schwarzes Kleid mit rundem Ausschnitt. Sie hatte die Haare nach hinten gesteckt. Myron gefiel das. Die meisten Männer mochten offenes Haar, Myron hatte es schon immer schöner gefunden, wenn das Gesicht frei war.

Er starrte sie noch einen Moment an und sagte dann:
»Wow.«

»Hattest du nicht behauptet, dass du redegewandt bist?«

»Ich versuche, mich zurückzuhalten.«

»Und wieso?«

»Wenn ich meine ganze Coolness zum Einsatz bringe, fangen die Frauen in den umliegenden Staaten an, sich die Kleider vom Leib zu reißen. Ich muss meine Macht im Zaum halten.«

»Da hab ich ja noch mal Glück gehabt. Komm rein.«

Bisher war er noch nicht weiter ins Haus vorgedrungen als bis in den Flur. Jetzt folgte er Ali in die Küche. Sein Magen zog sich zusammen. An der Wand hingen Familienfotos. Myron betrachtete sie kurz. Er entdeckte Kevins Gesicht. Er war auf mindestens vier Fotos zu sehen. Myron wollte die Bilder nicht anstarren, sein Blick blieb aber an einem Foto von Erin hängen. Es zeigte sie und ihren Vater beim Angeln. Ihr Lächeln war herzzerreißend. Myron versuchte, sich das Mädchen, das in seinem Keller gesessen hatte, mit einem solchen Lächeln vorzustellen - es gelang ihm nicht.

Er drehte sich zu Ali um. Ihre Miene veränderte sich kurz.

Myron sog die Luft durch die Nase ein und schnupperte. »Was gibt's zu essen?«

»Hähnchen Kiew.«

»Duftet klasse.«

»Können wir erst ein bisschen reden?«

»Klar.«

Sie gingen ins Wohnzimmer. Myron versuchte, sich zu konzentrieren. Er hielt nach weiteren Bildern Ausschau und entdeckte ein gerahmtes Hochzeitsfoto. Alis Haare waren zu stark hochfrisiert, aber vielleicht war das damals Mode gewesen. Er fand sie jetzt hübscher. Manche Frauen gewannen einfach mit den Jahren. Daneben stand ein Foto mit fünf Männern in schwarzen Smokings mit Fliegen. Die Trauzeugen, dachte Myron. Ali folgte seinem Blick. Sie ging zum Regal und nahm das Gruppenfoto heraus.

»Das ist Kevins Bruder«, sagte sie und deutete auf den zweiten Mann von rechts.

Myron nickte.

»Die anderen Männer waren Kollegen von Kevin bei Carson Wilkie. Sie waren seine besten Freunde.«

Myron fragte: »Sind sie alle ...«

»Alle tot«, sagte Ali. »Sie waren alle verheiratet und hatten Kinder.«

Plötzlich erfüllte das Thema, das sie bisher gemieden hatten, den ganzen Raum.

»Das musst du nicht tun«, sagte Myron.

»Doch, Myron, das muss ich.«

Sie setzten sich.

»Als Claire unser erstes Date arrangiert hat«, begann sie, »hab ich ihr gesagt, dass du den 11. September zur Sprache bringen musst. Hat sie das an dich weitergegeben?«

»Ja.«

»Aber du hast es nicht getan.«

Er öffnete den Mund, schloss ihn wieder, und setzte dann noch einmal an. »Wie hätte ich das machen sollen? Hi, wie geht's Ihnen? Ich hab gehört, dass Sie eine 9/11 -Witwe sind. Würden Sie lieber italienisch oder chinesisch essen gehen?«

Ali nickte. »Da ist was dran.«

Die große, prunkvolle Standuhr in der Ecke schlug. Myron dachte darüber nach, woher Ali sie wohl hatte, woher die ganze Einrichtung hier im Haus stammte, wie viel von Kevins alten Sachen hier wohl noch im Haus standen und sie beobachteten - in *seinem* Haus?

»Kevin und ich sind in unserem vorletzten High-School-Jahr zum ersten Mal miteinander ausgegangen. Auf der Universität haben wir beschlossen, eine Pause einzulegen. Ich war auf der New York University, er in Philadelphia auf der Wharton. Das war eine vernünftige Entscheidung. Aber als wir im Herbst über Thanksgiving zu Hause waren und uns getroffen haben ...« Sie zuckte die Achseln. »Ich bin nie mit einem anderen Mann zusammen gewesen. Nicht ein einziges Mal.«

Sie schwieg einen Moment. Dann fuhr sie fort: »Siehst du, jetzt ist es raus. Ich weiß also nicht, ob wir das richtig gemacht haben. Das ist schon komisch. Irgendwie haben wir es wohl zusammen gelernt.«

Myron saß einfach nur da. Sie war höchstens dreißig Zentimeter von ihm entfernt. Er wusste nicht, was er jetzt tun sollte - das war typisch. Er schob seine Hand an ihre heran. Sie ergriff sie und hielt sie fest.

»Ich weiß nicht, wann mir klar geworden ist, dass ich so weit bin, mich mit einem Mann zu verabreden. Bei mir hat das länger gedauert als bei den meisten anderen 9/11-Witwen. Wir haben uns natürlich darüber unterhalten - die Witwen, meine ich. Zu einigen habe ich einen ganz guten Draht. Aber irgendwann hab ich mir einfach gesagt, okay, vielleicht sollte ich's jetzt einfach mal probieren. Als ich Claire das dann erzählt habe, hat sie dich vorgeschlagen. Und weißt du, was ich da gedacht hab?«

Myron schüttelte den Kopf.

»Der ist ein paar Nummern zu groß für mich, aber es könnte Spaß machen. Ich hab gedacht - ich weiß, dass das albern klingt, und du darfst auch nicht vergessen, dass ich dich ja gar nicht kannte -, dass du eine gute Übergangslösung bist.«

»Übergangslösung ?«

»Du weißt genau, was ich meine. Du warst früher Profisportler und wahrscheinlich mit jeder Menge Frauen im Bett. Ich hab gedacht, das wird ein nettes Abenteuer. Eine rein körperliche Sache. Und vielleicht lern ich dann hinterher irgendwann einen netten Typen kennen. Hast du's jetzt verstanden?«

»Ich denke schon«, sagte Myron. »Du hattest es nur auf meinen Körper abgesehen.«

»So ziemlich, ja.«

»Ich komme mir so ausgenutzt vor«, sagte er. »Oder elektrisiert? Einigen wir uns auf elektrisiert.«

Sie lächelte. »Nimm mir das bitte nicht übel.«

»Kein Problem.« Dann: »Flittchen.«

Sie lachte. Ein melodisches Lachen.

»Und was ist aus deinem Plan geworden?«, fragte er.

»Du warst nicht so, wie ich erwartet hatte.«

»Ist das gut oder schlecht?«

»Ich weiß nicht. Du warst mit Jessica Culver zusammen. Hab ich in *People* gelesen.«

»Stimmt.«

»War das was Ernstes?«

»Ja.«

»Sie ist eine tolle Schriftstellerin.«

Myron nickte.

»Außerdem sieht sie einfach umwerfend aus.«

»Das tust du auch.«

»Nicht wie sie.«

Er wollte widersprechen, wusste aber, dass es herablassend geklungen hätte.

»Als du dich mit mir verabredet hast, dachte ich, du wärst auf der Suche nach - na ja - was anderem.«

»Was meinst du damit?«

»Ich hab gedacht, du interessierst dich für mich, weil ich eine 9/11-Witwe bin«, sagte sie. »So ungern ich das auch zugebe, aber irgendwie macht einen das auf eine etwas perverse Weise zur Prominenten.«

Er wusste, was sie meinte. Er musste an Wins Reaktion denken, der Myron gefragt hatte, was ihm als Erstes durch den Kopf ging, wenn er ihren Namen hörte.

»Also hab ich mir gedacht - auch das wieder, ohne dich zu kennen, ich wusste halt nur, dass du dieser attraktive Ex-Profisportler bist, der mit Frauen ausgeht, die wie Supermodelle aussehen -, ich dachte, ich wäre nur eine neue Marke in deiner Sammlung.«

»Weil du eine 9/11-Witwe bist?«

»Ja.«

»Das ist ziemlich makaber.«

»Eigentlich nicht.«

»Wieso nicht?«

»Wir sind dadurch so was wie Prominente geworden. Jede Menge Leute, die vorher nie Zeit für uns gehabt hätten, wollten uns plötzlich näher kennen lernen. Das passiert zwischen-durch immer noch mal. Vor gut einem Monat hab ich im Racket Club Tennis gespielt. Eine von den Frauen - so eine hoch-näsige Kuh, die mir nicht erlaubt hat, die Abkürzung durch ihren Garten zu nehmen, als wir neu in die Stadt gezogen waren - ist zu mir gekommen und hat dieses Ach-je-ach-je-Ge-sicht gezogen.«

»Ein Ach-je-ach-je-Gesicht.«

»So nenne ich das. Das Ach-je-ach-je-Gesicht. Es sieht so aus.«

Ali führte es vor. Sie schürzte die Lippen, runzelte die Stirn und klapperte mit den Wimpern.

»Du siehst aus wie Donald Trump, nachdem man ihm Tränen-gas ins Gesicht gesprüht hat.«

»Das ist das Ach-je-ach-je-Gesicht. Seit Kevin tot ist, werde ich häufig so empfangen. Ich will niemandem die Schuld daran geben. Das ist völlig normal. Aber diese Frau ist mit dem Ach-je-ach-je-Gesicht auf mich zugekommen, hat meine Hände er-griffen, mir tief in die Augen geschaut und sich auch sonst so ernst und innig gegeben, dass ich nur noch laut schreiend weg-rennen wollte. Dann hat sie gesagt: »Sind Sie Ali Wilder? Oh, ich wollte unbedingt Kontakt zu Ihnen aufnehmen. Wie geht es Ihnen denn jetzt?« Verstehst du, worauf ich hinauswill?«

»Ja.«

Sie sah ihn an.

»Was ist?«

»Du bist so was wie die Dating-Version vom Ach-je-ach-je-Gesicht geworden.«

»Da komm ich jetzt nicht mehr mit.«

»Du erzählst mir immer wieder, dass ich schön bin.«

»Stimmt ja auch.«

»Wir sind uns dreimal begegnet, als ich noch verheiratet war.«

Myron sagte nichts.

»Fandest du mich damals auch schon schön?«

»Bei verheirateten Frauen ist das was anderes. Da achte ich nicht so drauf.«

»Erinnerst du dich überhaupt noch daran, dass wir uns vorher schon mal begegnet sind?«

»Nein, wenn ich ehrlich bin, nicht.«

»Aber wenn ich wie Jessica Culver aussähe, dann würdest du dich vermutlich an mich erinnern - auch wenn ich verheiratet gewesen wäre.«

Sie wartete.

»Was soll ich jetzt dazu sagen, Ali?«

»Nichts. Aber es wird Zeit, dass du aufhörst, mich wie dieses Ach-je-ach-je-Gesicht zu behandeln. Es interessiert mich nicht, warum du ursprünglich mit mir ausgehen wolltest. Mich interessiert nur, warum du jetzt hier bist.«

»Darf ich dir das sagen?«

»Was?«

»Warum ich jetzt hier bin.«

Ali schluckte und wirkte zum ersten Mal etwas unsicher. Mit einer Geste forderte sie ihn auf fortzufahren.

Er packte die Gelegenheit beim Schopf. »Ich bin hier, weil ich dich wirklich gern habe - ich wusste wohl selbst nicht genau, was ich wollte, und wahrscheinlich ist an der Sache mit dem Ach-je-ach-je-Gesicht wirklich was dran. Tatsache ist aber, dass ich jetzt hier bin, weil du mir einfach nicht aus dem Kopf gehst. Ich denke dauernd an dich und habe dabei so ein beklopptes Lächeln im Gesicht. Das hier.« Jetzt war er an der Reihe, etwas vorzuführen. »Und deshalb bin ich hier, okay?«

»Das«, sagte Ali und versuchte, ein Lächeln zu unterdrücken, »ist eine wirklich gute Antwort.«

Er wollte einen dummen Spruch machen, hielt sich aber zurück. Mit der Reife kommt auch die Zurückhaltung.

»Myron?«

»Ja.«

»Küss mich. Nimm mich in den Arm, geh mit mir nach oben, und schlaf mit mir. Aber alles ohne weitere Erwartungen, weil ich auch keine habe. Ich kann dich morgen in die Wüste schicken, und du mich auch. Das ist jetzt egal. Aber halt mich nicht für schwach und zerbrechlich. Ich werde dir die Hölle nicht beschreiben, durch die ich in den letzten fünf Jahren gegangen bin, aber ich bin viel stärker, als du dir vorstellen kannst. Wenn unsere Beziehung die heutige Nacht überdauert, musst du stark sein, nicht ich. Das ist ein unverbindliches Angebot. Ich weiß, dass du edel und heldenhaft sein willst, aber ich will das nicht. Heute Nacht will ich nur dich.«

Ali beugte sich vor und küsste ihn auf die Lippen. Erst sanft, dann fordernder. Myron spürte, wie eine Woge der Lust seinen Körper erfasste.

Sie küsste ihn noch einmal. Und Myron verlor fast den Boden unter den Füßen.

Eine Stunde später - vielleicht waren es aber auch nur zwanzig Minuten — sank Myron zusammen und rollte sich auf den Rücken.

»Und?«, fragte Ali.

»Wow.«

»Erzähl mir mehr.«

»Lass mich erst zu Atem kommen.«

Ali lachte und schmiegte sich an ihn.

»Meine Gliedmaßen«, sagte er. »Ich spüre meine Gliedmaßen nicht mehr.«

»Kein bisschen?«

»Vielleicht ein leichtes Kribbeln.«

»So leicht war's gar nicht. Und du warst auch ziemlich gut.«

»Wie Woody Allen in einem seiner Filme sagte: Ich übe viel, wenn ich allein bin.«

Sie legte ihm den Kopf auf die Brust. Sein Herz beruhigte sich etwas. Er starnte zur Decke.

»Myron?«

»Ja.«

»Er wird immer ein Teil meines Lebens sein. Und bei Erin und Jack ist das genauso.«

»Ich weiß.«

»Die meisten Männer kommen damit nicht klar.«

»Ich weiß auch nicht, ob ich das schaffe.«

Sie sah ihn an und lächelte.

»Was ist?«

»Du bist ehrlich«, sagte sie. »Das gefällt mir.«

»Kein Ach-je-ach-je-Gesicht mehr?«

»Ach, das hab ich dir vor knapp einer halben Stunde wegewischt.«

Er schürzte die Lippen, runzelte die Stirn und klapperte mit den Wimpern. »Warte, da ist es wieder.«

Wieder legte sie ihm den Kopf auf die Brust.

»Myron?«

»Ja.«

»Er wird immer ein Teil meines Lebens sein«, wiederholte sie.

»Aber jetzt ist er nicht da. Ich glaube, im Moment sind wir zwei allein.«

6

In der zweiten Etage des St. Barnabas Medical Center in Essex County klopfte die Ermittlerin Loren Muse an die Tür mit der Aufschrift EDNA SKYLAR, MD, GENETICIST.

Eine Frauenstimme sagte: »Herein.«

Loren drehte den Knauf und trat ein. Skylar erhob sich. Sie

war größer als Loren, aber das galt für die meisten Menschen. Skylar kam ihr mit ausgestreckter Hand entgegen. Sie schüttelten sich die Hände und sahen sich dabei in die Augen. Edna Skylar nickte Loren wie eine ältere Schwester zu. Loren kannte diese Geste. Sie waren beide in Berufen tätig, die immer noch von Männern dominiert wurden. Das verband.

»Nehmen Sie doch Platz.«

Beide setzten sich. Dr. Edna Skylars Schreibtisch war ordentlich aufgeräumt. Die wenigen Aktenmappen waren perfekt gestapelt, und es ragten keine Papiere heraus. Das Büro war ziemlich durchschnittlich, hatte allerdings ein Panoramafenster, das einen wunderbaren Ausblick auf einen Parkplatz eröffnete.

Dr. Skylar starrte Loren Muse unverwandt an. Loren gefiel das nicht. Sie wartete einen Moment lang. Skylar starrte weiter.

Loren sagte: »Stimmt was nicht?«

Edna Skylar lächelte. »Entschuldigung. Schlechte Angewohnheit.«

»Was?«

»Ich schau mir Gesichter an.«

»Mhm.«

»Das ist nicht so wichtig. Oder vielleicht doch. Dadurch bin ich ja überhaupt erst in dieses Dilemma geraten.«

Loren wollte zum Thema kommen. »Sie haben meinem Boss erzählt, dass Sie Informationen über Katie Rochester haben.«

»Wie geht's Ed?«

»Gut.«

Sie lächelte freundlich. »Er ist ein netter Mann.«

»Ja«, sagte Loren. »Ein echter Schatz.«

»Ich kenne ihn schon seit Ewigkeiten.«

»Hat er mir erzählt.«

»Deshalb habe ich ihn angerufen. Wir haben uns lange über den Fall unterhalten.«

»Schon klar«, sagte Loren. »Deshalb hat er mich ja hergeschickt.«

Edna Skylar sah aus dem Fenster. Loren versuchte zu schätzen, wie alt sie war. Wahrscheinlich Mitte sechzig, aber sie hatte sich gut gehalten. Dr. Skylar war eine attraktive Frau mit kurzen, grauen Haaren und hohen Wangenknochen. Sie konnte ein beigefarbenes Kostüm tragen, ohne dabei maskulin oder übertrieben feminin zu wirken.

»Dr. Skylar?«

»Können Sie mir etwas über den Fall erzählen?«

»Wie bitte?«

»Katie Rochester. Gilt sie offiziell als vermisst?«

»Ich wüsste nicht, wieso das für Sie von Bedeutung sein sollte.«

Edna Skylar ließ den Blick langsam durch den Raum schweifen, bis sie schließlich wieder bei Loren Muse angekommen war.

»Glauben Sie, sie ist Opfer eines Verbrechens geworden ...«

»Darüber darf ich nicht mit Ihnen reden.«

»... oder ist sie nur eine Ausreißerin? Als ich mit Ed gesprochen habe, war er sich offenbar ziemlich sicher, dass sie einfach ausgerissen ist. Er sagte, sie hätte an einem Geldautomaten in Midtown Geld gezogen. Außerdem wäre ihr Vater ein ziemlich unangenehmer Mensch.«

»Das hat Staatsanwalt Steinberg Ihnen erzählt?«

»Das hat er.«

»Und warum fragen Sie mich dann?«

»Seine Position kenne ich«, sagte sie. »Ich will wissen, wie Sie das sehen.«

Loren wollte weiter protestieren, aber Edna Skylar starre sie wieder so intensiv an. Sie ließ den Blick über Skylars Schreibtisch schweifen und suchte nach Familienfotos. Es gab keine. Sie überlegte, was sie davon halten sollte, kam aber zu keinem Ergebnis. Edna Skylar wartete.

»Sie ist achtzehn«, tastete Loren sich behutsam vor.

»Das weiß ich.«

»Damit ist sie erwachsen.«

»Auch das weiß ich. Und was ist mit ihrem Vater? Glauben Sie, dass er sie missbraucht hat?«

Loren überlegte, wie sie weiter vorgehen sollte. Sie mochte den Vater nicht, hatte ihn von Anfang an nicht gemocht. Laut FBI-Computer hatte Dominick Rochester Mafia-Kontakte, was sicher zu Lorens Abneigung beigetragen hatte. Aber das war noch nicht alles. Es gibt verschiedene Arten zu trauern. Schließlich reagieren Menschen ganz unterschiedlich. Anhand der Reaktion eines Menschen konnte man beim besten Willen nicht sagen, ob er schuld am Tod eines anderen war. Manche von Mör dern vergossene Krokodilsträne hätte Al Pacino eine ehrfürchtige Verbeugung abgenötigt. Andere Mörder reagierten mehr als eiskalt. Und für Unschuldige galt das Gleiche. Es war ein ganz einfaches Prinzip: Wenn eine Granate in eine Menschengruppe fliegt, kann man unmöglich sagen, wer sich daraufwirft und wer einfach in Deckung geht.

Und trotzdem war Katie Rochesters Vater ... sein Umgang mit der Trauer wirkte sehr eigenartig. Er veränderte sich von einer Sekunde auf die andere. Loren hatte den Eindruck gehabt, als probiere er unterschiedliche Persönlichkeiten aus, um festzustellen, welche in der Öffentlichkeit den besten Eindruck hinterließ. Und dann die Mutter - sie hatte mit gesenktem Blick neben ihm gestanden, aber war das Schmerz oder Resignation? Schwer zu sagen.

»Wir haben keine Hinweise darauf«, sagte Loren so unverbindlich wie möglich.

Edna Skylar reagierte nicht.

»Ich finde Ihre Fragen ein bisschen seltsam«, fuhr Loren fort.

»Das liegt wohl daran, dass ich immer noch nicht weiß, was ich tun soll.«

»Wieso?«

»Falls ein Verbrechen begangen wurde, möchte ich selbstverständlich helfen, aber ...«

»Aber?«

»Ich habe sie gesehen.«

Loren Muse wartete einen Moment und hoffte, dass Edna Skylar weitersprach. Tat sie aber nicht. »Sie haben Katie Rochester gesehen?«

»Ja.«

»Wann?«

»Samstag vor drei Wochen.«

»Und das sagen Sie uns erst jetzt?«

Edna Skylar blickte wieder auf den Parkplatz hinaus. Die Sonne stand kurz über dem Horizont. Die Jalousien zerschnitten ihre Strahlen. In dem Licht wirkte sie älter.

»Dr. Skylar?«

»Sie hat mich gebeten, niemandem etwas davon zu sagen.« Sie schaute immer noch auf den Parkplatz.

»Katie?«

Edna Skylar nickte mit weiterhin abgewandtem Blick.

»Sie haben mit ihr gesprochen?«

»Vielleicht eine Sekunde lang.«

»Was hat sie gesagt?«

»Ich sollte niemandem erzählen, dass ich sie gesehen habe.«

»Und?«

»Und das war auch schon alles. Ein paar Sekunden später war sie verschwunden.«

»Verschwunden?«

»In eine U-Bahn gestiegen und abgefahren.«

Das Sprechen fiel ihr jetzt leichter. Edna Skylar erzählte Loren von Anfang an, wie sie beim Spaziergang in New York die Gesichter studiert hatte, wie sie das Mädchen trotz der äußerlichen Veränderungen erkannt hatte, wie sie Katie in die U-Bahn-Station gefolgt war und wie diese schließlich im Zug in der Dunkelheit verschwunden war.

Loren schrieb alles mit und fühlte sich dabei in ihrer ursprünglichen Einschätzung der Situation bestätigt. Das Mädchen war eine Ausreißerin. Wie Ed Steinberg Dr. Skylar schon erzählt

hatte, war kurz vor Katie Rochesters Verschwinden an einem Geldautomaten der Citibank in Midtown Geld abgehoben worden. Loren hatte das Video aus der Überwachungskamera gesehen. Die Frau hatte ihr Gesicht mit einer Kapuze verdeckt, vermutlich war es aber Katie gewesen. Der Vater hatte die Familie ziemlich tyrannisiert. Das war bei Ausreißern fast immer so. Die Kinder von zu großzügigen Eltern wurden oft drogenabhängig. Kinder von zu strengen Eltern rissen aus und landeten auf dem Strich. Vielleicht waren das auch nur Klischees, aber Loren kannte nur sehr wenige Gegenbeispiele.

Sie stellte noch ein paar Fragen, obwohl man im Prinzip jetzt nichts mehr machen konnte. Das Mädchen war achtzehn. Edna Skylars Beschreibung enthielt keinen Hinweis auf ein Verbrechen. Wenn so etwas im Fernsehen läuft, wird gerne ein Spezial-Team vom FBI darauf angesetzt. Im richtigen Leben passiert das nicht.

Doch Loren spürte irgend etwas im Hinterkopf. Manche Menschen würden es Intuition nennen. Sie hasste das. Vielleicht eine Ahnung ... aber das gefiel ihr auch nicht. Sie fragte sich, was Ed Steinberg, ihr Boss, vorhatte. Wahrscheinlich nichts. Die County Staatsanwaltschaft war mit zwei Fällen beschäftigt, in denen sie mit der US-Staatsanwaltschaft zusammenarbeitete - in einem ging es um Terrorismus, im anderen um einen bestechlichen Politiker in Newark.

Sollten sie sich bei ihren knappen Ressourcen mit einem Fall beschäftigen, bei dem alles auf eine Ausreißerin hindeutete? Die Entscheidung fiel nicht schwer.

»Warum jetzt?«, fragte Loren.

»Wie bitte?«

»Sie haben drei Wochen lang nichts gesagt. Warum haben Sie es sich plötzlich anders überlegt?«

»Haben Sie Kinder, Inspector Muse?«

»Nein.«

»Ich schon.«

Wieder ließ Loren den Blick über den Schreibtisch, den Aktenschrank und die Wand gleiten. Kein Familienfoto. Kein Anzeichen für Kinder oder Enkel. Skylar lächelte, als durchschaute sie Muse.

»Ich war eine erbärmliche Mutter.«

»Ich kann Ihnen nicht folgen.«

»Mein Erziehungsstil war, na, nennen wir es mal *laissez-faire*. Alles, bei dem ich mir nicht ganz sicher war, habe ich einfach durchgehen lassen.«

Loren wartete.

»Das«, fuhr Edna Skylar fort, »war ein großer Fehler.«

»Ich weiß immer noch nicht, was Sie damit sagen wollen.«

»Ich auch nicht. Aber dieses Mal ...« Ihre Stimme erstarb. Sie schluckte und schaute auf ihre Hände, bevor sie den Blick wieder hob und Loren ansah. »Nur weil alles von außen gut aussieht, muss es noch längst nicht gut sein. Vielleicht braucht Katie Rochester Hilfe. Vielleicht reicht es diesmal nicht, alles einfach nur durchgehen zu lassen.«

Um genau 2:17 Uhr holte Myron sein Versprechen aus dem Keller wieder ein.

Drei Wochen waren vergangen. Myron war immer noch mit Ali zusammen. Es war Esperanzas Hochzeitstag. Ali sollte ihn begleiten. Myron hatte die Rolle des Brautvaters übernommen. Tom - mit vollem Namen Thomas James Bidwell III - war ein Cousin von Win. Die Hochzeit fand im kleinen Kreis statt. Eigenartigerweise war die Familie des Bräutigams, die an der Gründung der Daughters of the American Revolution beteiligt war, nicht unbedingt begeistert von der Hochzeit ihres Sprösslings mit einer in der Bronx geborenen Amerikanerin lateinamerikanischer Abstammung namens Esperanza Dias. Wer hätte das gedacht?

»Komisch«, sagte Esperanza.

»Was?«

»Ich hab immer gedacht, ich heirate irgendwann wegen des Geldes, nicht aus Liebe.« Sie sah sich im Spiegel an. »Und jetzt heirate ich aus Liebe und komme zu Geld.«

»Ironie des Schicksals.«

»Gute Sache, das. Fährst du nach Miami, um dich mit Rex zu treffen?«

Rex Storton war ein alternder Filmstar, den sie vertraten. »Ich flieg morgen Nachmittag runter.«

Esperanza drehte sich zu ihm um, breitete die Arme aus und lächelte ihn strahlend an. »Und?«

Was für ein Anblick. Myron sagte: »Wow.«

»Findest du?«

»Absolut.«

»Dann los. Bringen wir mich unter die Haube.«

»Machen wir.«

»Eins noch.« Esperanza zog ihn zur Seite. »Du sollst dich mit mir freuen.«

»Tu ich.«

»Ich Verlass dich nicht.«

»Ich weiß.«

Esperanza sah ihm in die Augen. »Wir sind immer noch die besten Freunde«, sagte sie. »Das weißt du doch. Du, ich, Win, Big Cyndi. Daran wird sich nichts ändern.«

»Doch«, sagte Myron. »Alles ändert sich.«

»Ich liebe dich, das weißt du doch.«

»Ich dich auch.«

Wieder lächelte sie. Esperanza war wie immer verflucht schön. Normalerweise erfüllte sie das Schema Unschuldiges-Indio-Mädchen, aber heute, in diesem Kleid, reichte der Begriff strahlende Schönheit fast nicht mehr aus, um sie zu beschreiben. Sie war immer wild, offen für alles und dabei fest davon überzeugt gewesen, dass sie nie heiraten und mit einem Mann ein häusliches Leben anfangen würde. Aber jetzt hatte sie ein Baby und heiratete. Selbst Esperanza war erwachsen geworden.

»Du hast Recht«, sagte sie. »Aber die Welt ändert sich nun mal, Myron. Und du konntest Veränderungen noch nie ausstellen.«

»Jetzt fang nicht damit an.«

»Guck dich doch an. Bis Mitte dreißig hast du bei deinen Eltern gewohnt. Dann hast du das Haus gekauft, in dem du aufgewachsen bist. Und du verbringst immer noch einen Großteil deiner Zeit mit deinem Zimmergenossen von der Uni, von dem wir beide wissen, dass er sich nicht ändern kann.«

Er hob die Hand. »Ich hab's begriffen.«

»Ist aber schon ein bisschen komisch.«

»Was?«

»Ich hab immer gedacht, du heiratest zuerst.«

»Ich auch.«

»Über Win brauchen wir ja nicht zu reden. Aber du hast dich immer so schnell verliebt - besonders in dieses Biest, Jessica.«

»Du sollst sie nicht so nennen.«

»Egal. Auf jeden Fall warst du derjenige, der auf den amerikanischen Traum abonniert war - heiraten, zwei Komma sechs Kinder bekommen, Freunde und Familie zum Grillen in den Garten einladen und so weiter.«

»Und du hast es nie darauf angelegt.«

Esperanza lächelte. »Hattest du mir nicht den Satz beigebracht: »*Der mensch tracht un got lacht?* ««

»Heißa. Ich steh echt drauf, wenn ihr Schicksen Jiddisch sprechst.«

Esperanza legte ihm die Hand in die Armbeuge. »Manchmal ist das echt gut so, weißt du?«

»Ja.«

Sie atmete tief durch. »Sollen wir?«

»Bist du nervös?«

Esperanza sah ihn an. »Kein Stück.«

»Dann frisch voran.«

Myron führte sie den Gang entlang. Er hatte es für eine freund-

liche Formalität gehalten, für ihren Vater einzuspringen, doch als er Tom Esperanzas Hand übergab, als Tom lächelte und ihm die Hand schüttelte, stiegen Myron Tränen in die Augen. Er trat zurück und setzte sich in die erste Reihe.

Die Hochzeitsgäste waren weniger eine ausgesuchte Gesellschaft als vielmehr ein wunderbar zusammengewürfelter Haufen unterschiedlichster gesellschaftlicher Gruppierungen. Win war Toms Trauzeuge und Big Cyndi Esperanzas Brautjungfer. Big Cyndi, Esperanzas frühere Catch-Partnerin, war knapp zwei Meter groß und wog mindestens hundertfünfzig Kilo. Ihre Fäuste sahen aus wie Dosenhinken. Sie hatte sich nicht für ein Outfit entscheiden können - ein klassisches pfirsichfarbenen Brautjungfern-Kleid oder ein schwarzes Lederkorsett. Ihr Kompromiss bestand in einem ärmellosen pfirsichfarbenem Lederkleid mit Fransensaum, aus dem Arme in der Dimension und Konsistenz von Marmorsäulen vor einem georgianischen Herrenhaus hervorquollen. Die Haare hatte sie zu einem malvenfarbenen Irokesen gestyliert, der oben mit einem kleinen Brautpaar dekoriert war, wie man es sonst auf Hochzeitstorten fand.

Beim Anprobieren des, äh, Kleids, hatte Big Cyndi die Arme ausgebreitet und für Myron eine Pirouette gedreht. Der Gezeitstrom hatte sich umgekehrt, und Sonnensysteme wurden in ihrer Bahn erschüttert. »Wie finden Sie es?«, hatte sie gefragt.

»Malve und Pfirsich?«

»Das ist voll hip, Mr Bolitar.«

Sie nannte ihn immer *Mister*. Big Cyndi legte Wert auf eine gewisse Förmlichkeit.

Tom und Esperanza heirateten in einer malerischen Kirche. Die Sitzreihen waren mit weißen Mohnblumen geschmückt. Auf Toms Kirchenseite war man streng schwarzweiß gekleidet — ein Meer von Pinguinen. Esperanzas Seite war so vielfarbig, dass Buntstifthersteller hier ihre Trendscouts hätten herschicken sollen. Sie erinnerte an die Halloween-Parade in Greenwich Vil-

lage. Die Orgel spielte ein paar schöne Hymnen. Der Chor sang engelsgleich. Das Ganze hätte nicht feierlicher sein können.

Für die Party hatten Tom und Esperanza andere Vorstellungen. Sie hatten das *Leather and Lust* gemietet, einen Sado-Maso-Club in der Nähe der 11th Avenue. Big Cyndi arbeitete dort als Rauschmeißerin, und manchmal ging sie auch sehr spät nachts auf die Bühne und lieferte eine Show ab, die die Vorstellungskraft der meisten Menschen bei weitem überstieg.

Myron und Ali parkten am West Side Highway. Sie kamen an einem rund um die Uhr geöffneten Porno-Shop namens *King David's Slut Palace* vorbei. Die Fenster waren von innen verhängt. An der Tür hing ein großes Schild, auf dem stand NEUER BE-SITZER.

»Puh«, sagte Myron und zeigte auf das Schild. »Das wurde aber auch Zeit, findest du nicht?«

Ali nickte. »Der Laden war ja so schlecht geführt.«

Im *Leather and Lust* benahm Ali sich dann, als wäre sie im Louvre. Sie betrachtete die Fotos an den Wänden, inspizierte die Geräte, die Kostüme, die Fesseln und Seile. Sie schüttelte den Kopf. »Ich bin einfach hoffnungslos naiv.«

»Nicht hoffnungslos«, sagte Myron.

Ali deutete auf etwas Schwarzes, Langes, das an menschliche Eingeweide erinnerte.

»Was ist das?«, fragte sie.

»Schlag mich tot, ich habe keine Ahnung.«

»Stehst du auf, äh ... ?«

»Oh nein.«

»Zu schade«, sagte Ali. Dann: »Ein Witz, das war einfach nur ein Witz.«

Ihre Romanze entwickelte sich, aber langsam machten sich auch erste Probleme bemerkbar, die entstanden, wenn man mit jemandem zusammen war, der kleine Kinder hatte. Seit ihrer ersten gemeinsamen Nacht waren sie sich nicht mehr so nahegekommen. Und Erin und Jack hatte Myron seit der Coming-Out-

Party nur ein paar Mal kurz gesehen. Beide wussten nicht, wie schnell sie die Beziehung intensivieren sollten, Ali bestand aber darauf, dass sie den Kindern genug Zeit gaben.

Ali musste früh los. Jack musste noch ein Projekt für die Schule fertig stellen, und sie hatte versprochen, ihm dabei zu helfen. Myron brachte sie zu ihrem Wagen und beschloss, über Nacht in New York zu bleiben.

»Wie lange bleibst du in Miami?«, fragte Ali.

»Nur ein oder zwei Nächte.«

»Würde es einen heftigen Würgereiz auslösen, wenn ich sage, dass ich dich vermissen werde?«

»Na ja, besonders heftig wäre er wohl nicht.«

Sie küsste ihn sanft. Als sie wegfuhr, sah Myron ihr mit klopfendem Herzen hinterher. Dann ging er zur Party zurück.

Da er sowieso geplant hatte, in der Stadt zu bleiben, fing er an, Alkohol zu trinken. Er war kein großer Trinker - auf Alkohol reagierte er fast wie ein vierzehnjähriges Mädchen -, aber auf dieser wunderbaren und bizarren Feier heute Abend war er in der Stimmung, sich richtig einen hinter die Binde zu gießen. Win verhielt sich genauso, brauchte aber erheblich mehr, um berauscht zu werden. Für Win hatte Cognac beinahe die Funktion von Muttermilch. Man merkte ihm kaum an, dass er etwas getrunken hatte - zumindest äußerlich nicht.

Doch das spielte heute auch keine Rolle. Wins Stretch-Limousine stand schon bereit, um sie nach Uptown zurückzubringen.

Wins Apartment im Dakota-Building war schon unmöbliert ungefähr eine Milliarde Dollar wert. Die Einrichtung erinnerte an Versailles. Nach ihrer Ankunft schenkte Win sich einen obszön teuren Vintage Portwein ein, *Quinta do Noval Nacional 1963*. Die Flasche war ein paar Stunden vorher dekantiert worden, weil man, wie Win erklärte, einem Vintage Port Zeit zum Atmen geben musste. Myron trank normalerweise einen Schokoladen-Yoo-hoo, aber sein Magen war nicht in Stimmung. Außerdem hätte die Schokolade keine Zeit zum Atmen gehabt.

Win stellte den Fernseher an, und sie sahen sich die *Antiques Roadshow* an. Eine hochnäsige Frau hatte eine scheußliche Bronze-Büste mitgebracht. Sie erzählte dem Schätzer in einem schleppenden Singsang, dass Dean Martin ihrem Vater 1950 zehntausend Dollar für diesen erbärmlichen Metallklotz angeboten hatte, aber ihr Daddy, sagte sie mit entschlossen gehobenem Zeigefinger und dazu passendem Grinsen, war einfach zu gewieft gewesen. Er hätte gewusst, dass sie ein Vermögen wert sein musste. Der Schätzer nickte geduldig und wartete, bis die Frau ausgeredet hatte. Dann sprach er sein Urteil:

»Sie ist ungefähr zwanzig Dollar wert.«

Myron und Win klatschten sich schweigend ab.

»Schadenfreude über das Leid anderer Menschen«, sagte Win.

»Wir sind echt jämmerliche Typen«, sagte Myron.

»Das liegt nicht an uns.«

»Nicht?«

»Es liegt an der Sendung«, sagte Win. »Sie legt sozusagen den Finger auf viele offene Wunden unserer Gesellschaft.«

»Wieso?«

»Es reicht den Leuten nicht, dass ihr Plunder ein Vermögen wert ist. Nein, sie müssen ihn auch noch spottbillig von einem ahnungslosen Toren gekauft haben. Keiner denkt an die Gefühle des nichtsahnenden Flohmarkt-Verkäufers, der dabei übers Ohr gehauen wurde.«

»Gutes Argument.«

»Ja, aber es geht noch weiter.«

Myron lächelte, lehnte sich zurück und wartete.

»Lassen wir die Gier einen Moment lang außer Acht«, fuhr Win fort. »Am meisten regt uns doch auf, dass jeder, aber auch jeder in der *Antiques Roadshow* lügt.«

Myron nickte. »Du meinst, wenn der Schätzer fragt: »Haben Sie eine Vorstellung, was das wert sein könnte?««

»Genau. Er stellt immer dieselbe Frage.«

»Ich weiß.«

»Und Mr oder Mrs Blitzmerker tun so, als wären sie vollkommen überrascht davon - als hätten sie die Sendung vorher noch nie gesehen.«

»Das nervt«, stimmte Myron zu.

»Und dann sagen sie so etwas wie »Keuch-oh-keuch, darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht. Ich weiß absolut nicht, was das wert sein könnte.«« Win runzelte die Stirn. »Also, jetzt überleg doch mal. Du hast deinen zwei Tonnen schweren Granit-Kleiderschrank in ein unpersönliches Kongresszentrum geschleppt, dann zwölf Stunden in der Schlange gestanden - aber du hast selbst in deinen wildesten Träumen nicht ein einziges Mal darüber nachgedacht, was das gute Stück wert sein könnte?«

»Eine Lüge«, stimmte Myron zu, der allmählich den Alkohol spürte. »Vom selben Format wie »Ihr Anruf ist für uns sehr wichtig.«

»Und deshalb«, fuhr Win fort, »erfüllt es uns mit Genugtuung, wenn so eine Frau eins aufs Dach bekommt. Die Lügen. Die Gier. Aus dem gleichen Grund freuen wir uns, wenn der Trottel, der im Glücksrad die Lösung kennt, aber trotzdem noch einmal drehen will, um noch ein paar Extra-Dollars einzustreichen, auf Bankrott landet.«

»Genau wie im richtigen Leben«, meinte der angeschlagene Myron.

»Du sagst es.«

Doch dann summte die Gegensprechanlage.

Myrons Laune verschlechterte sich schlagartig. Er schaute auf die Uhr. Es war halb zwei. Er sah Win nur an. Der erwiderte den Blick mit ausdrucksloser Miene. Win war immer noch attraktiv, zu attraktiv, aber die Jahre, der Alkohol, die langen Nächte voller Gewalt oder - wie heute - Sex, hatten erste Spuren in seinem Gesicht hinterlassen.

Myron schloss die Augen. »Ist das eine ...?«

»Ja.«

Myron seufzte und stand auf. »Das hättest du mir auch sagen können.«

»Wozu?«

Sie hatten dieses Thema schon oft diskutiert. Es gab keine Antwort auf die Frage.

»Sie kommt aus einem neuen Etablissement in der Upper West Side«, sagte Win.

»Ja, sehr praktisch.«

Ohne ein weiteres Wort ging Myron den Flur entlang zu seinem Schlafzimmer. Win machte die Tür auf. Sosehr ihn die Situation auch deprimierte, riskierte Myron doch noch einen Blick. Das Mädchen war jung und hübsch. Sie begrüßte Win mit einem forciert fröhlichen »Hi!« Win antwortete nicht. Miteinem Winken forderte er sie auf, ihm zu folgen. Sie schwankte auf zu hohen Stiletto-Absätzen hinter ihm her. Beide verschwanden in den anderen Flur.

Wie Esperanza schon festgestellt hatte, waren manche Dinge einfach nicht zu ändern - sosehr man es sich auch wünschte.

Myron schloss die Tür und ließ sich aufs Bett fallen. In seinem Kopf verschwamm alles vom Alkohol. Die Decke über ihm drehte sich. Es kümmerte ihn nicht. Er glaubte nicht, dass er sich übergeben würde, und er verdrängte den Gedanken an das Mädchen. Das fiel ihm leichter als früher - eine Veränderung, die gewiss nicht zum Besseren war. Er hörte nichts. Das Zimmer, das Win für solche Gelegenheiten benutzte (natürlich nicht sein Schlafzimmer), war schallisoliert. Schließlich fielen Myron die Augen zu.

Der Anruf erreichte ihn auf dem Handy.

Myron hatte es auf »vibrieren, dann klingeln« eingestellt. Es ratterte auf seinem Nachttisch. Er wachte aus dem Halbschlaf auf und griff danach. Er drehte sich auf die Seite, und sein Kopf beschwerte sich massiv. Da sah er den Digitalwecker auf dem Nachttisch.

2:17 Uhr.

Er sah nicht aufs Display, bevor er das Handy ans Ohr hielt.

»Hallo?«, krächzte er.

Zuerst hörte er ein Schluchzen.

»Hallo?«, wiederholte er.

»Myron? Hier ist Aimee.«

»Aimee.« Myron setzte sich auf. »Was ist los? Wo bist du?«

»Du hast gesagt, ich kann dich anrufen.« Wieder schluchzte sie. »Jederzeit, stimmt's?«

»Stimmt. Wo bist du, Aimee?«

»Ich brauch Hilfe.«

»In Ordnung, kein Problem. Sag mir einfach, wo du bist.«

»Oh Gott...«

»Aimee?«

»Du sagst es nicht weiter, ja?«

Er zögerte. Er sah Claire vor sich, Aimees Mutter. Er erinnerte sich, wie Claire damals gewesen war, und ein stechender Schmerz durchzuckte ihn.

»Du hast es versprochen. Du hast versprochen, dass du meinen Eltern nichts davon erzählst.«

»Ich weiß. Wo bist du?«

»Versprich mir, dass du ihnen nichts sagst.«

»Ich versprech's dir, Aimee. Jetzt sag mir, wo du bist.«

7

Myron zog ein Sweatshirt über.

Er war immer noch leicht benebelt. Auf jeden Fall hatte er noch Restalkohol im Körper. Die Ironie blieb ihm nicht verborgen - er hatte Aimee aufgefordert, ihn anzurufen, damit sie nicht zu einem Betrunkenen ins Auto stieg, und jetzt war er selbst etwas angesäuselt. Er versuchte einzuschätzen, wie nüchtern er war. Er nahm an, dass er fahren konnte, aber glaubte das nicht jeder, der sich betrunken hinters Steuer setzte?

Er überlegte, ob er Win um Hilfe bitten sollte, doch der war anderweitig beschäftigt. Außerdem hatte Win auch getrunken, sogar mehr als Myron, obwohl er hinterher viel nüchterner gewirkt hatte. Trotzdem sollte er nicht so einfach losstürzen, oder?

Gute Frage.

Der Holzfußboden im Flur war ziemlich frisch renoviert. Myron beschloss, seine Nüchternheit kurz zu überprüfen. Er ging eine Diele entlang, als wäre es eine gerade Linie - als hätte die Polizei ihn herausgewinkt und zu einem Alkoholtest aufgefordert. Myron bestand, doch andererseits hatte er - bei aller Bescheidenheit - einen verdammt guten Gleichgewichtssinn. Wahrscheinlich hätte er den Test auch stockbesoffen bestanden.

Trotzdem hatte er keine Wahl. Selbst wenn er um diese Zeit noch einen anderen Fahrer gefunden hätte, wie würde Aimee reagieren, wenn er mit einem Fremden auftauchte? Schließlich hatte er, Myron, ihr das Versprechen abgenötigt, ihn anzurufen, wenn sie in eine solche Lage geriet. Er hatte ihr die Karte mit all seinen Telefonnummern in die Hand gedrückt. Und er hatte ihr, wie Aimee noch einmal betont hatte, absolute Vertraulichkeit versprochen.

Er musste selbst fahren.

Sein Wagen stand im bewachten Parkhaus an der 70th Street. Das Tor war verschlossen. Myron klingelte. Der Wächter drückte widerwillig den Knopf, und das Tor fuhr hoch.

Myron war nie ein großer Autonarr gewesen, daher fuhr er immer noch einen Ford Taurus, den er »Aufreißerkutsche« getauft hatte. Ein Auto brachte einen von A nach B. Punkt. Wichtiger als Leistung und ein V6-Motor war ihm, dass er das Radio direkt am Lenkrad bedienen konnte, um schnell die Sender wechseln zu können.

Er rief Aimee auf dem Handy zurück. Sie antwortete leise.

»Hallo?«

»Ich bin unterwegs.«

Aimee sagte nichts.

»Bleib doch einfach dran«, sagte er. »Dann weiß ich, dass alles okay ist.«

»Der Akku ist fast leer. Ich will ihn nicht ganz leer machen.«

»Ich müsste eigentlich in zehn Minuten, spätestens in einer Viertelstunde da sein«, sagte Myron.

»Aus Livingston?«

»Ich war in der Stadt.«

»Oh, das ist gut. Dann bis gleich.«

Sie unterbrach die Verbindung. Myron sah auf die Autouhr. 2:30 Uhr. Aimees Eltern mussten krank vor Sorge sein. Er hoffte, dass sie Claire und Erik schon angerufen hatte, überlegte dann aber noch, ob er selbst anrufen sollte - nein, so lief das nicht. Er würde sie bitten, ihre Eltern anzurufen, sobald sie in den Wagen stieg.

Aimee war, wie er überrascht zur Kenntnis genommen hatte, in Midtown Manhattan. Sie hatte gesagt, dass sie an der 5th Avenue Ecke 54th Street auf ihn wartete. Das war direkt am Rockefeller Center. Das Seltsame daran war nicht, dass ein achtzehnjähriges Mädchen im Big Apple um die Häuser gezogen war, sondern dass sie in dieser Gegend unterwegs war. Midtown war nachts tot. In der Woche drängten sich hier die Geschäftsleute. Am Wochenende kamen die Touristen. Aber am Samstagabend war hier nichts los. New York mochte vielleicht »the City that never sleeps« sein, die 5th Avenue jedoch gönnte sich ein ausgiebiges Nickerchen.

Als er an der 5th Avenue Ecke 52nd Street vor einer Ampel hielt, klapptete der Türgriff, dann öffnete Aimee die Tür und setzte sich auf die Rückbank.

»Danke«, sagte sie.

»Alles in Ordnung?«

Hinter ihm antwortete eine dünne Stimme: »Mir geht's gut.«

»Ich bin kein Chauffeur, Aimee. Komm setz dich nach vorn.«

Sie zögerte, setzte sich dann aber auf den Beifahrersitz. Als

sie die Tür geschlossen hatte, sah Myron sie an. Aimee blickte starr geradeaus durch die Windschutzscheibe. Wie die meisten Mädchen ihres Alters hatte sie zu viel Make-up aufgelegt. Junge Mädchen brauchen kein Make-up und erst recht nicht so viel. Ihre Augen waren leicht gerötet, und sie hatte fast waschbärartige Ringe darum. Sie trug typische Teenager-Kleidung, eine Art eng anliegenden, dünnen Schleier, den sie sich um den Körper gewickelt hatte - eine dreiundzwanzigjährige Frau würde so etwas selbst dann nicht mehr anziehen, wenn sie die Figur dafür hatte.

Sie sah fast genauso aus wie ihre Mutter in dem Alter.

»Die Ampel ist grün«, sagte Aimee.

Er fuhr los. »Was ist passiert?«

»Ein paar Leute haben zu viel getrunken. Ich wollte nicht mit ihnen fahren.«

»Wo?«

»Wo was?«

Myron wusste, dass junge Leute nicht unbedingt in Midtown wohnten oder ausgingen. Die meisten gingen in die Upper East Side oder vielleicht noch nach Greenwich Village. »Wo habt ihr getrunken?«

»Ist das wichtig⁷«

»Ich würd's gern wissen.«

Schließlich sah Aimee ihn an. »Du hast es versprochen.«

Er fuhr weiter.

»Du hast versprochen, dass du keine Fragen stellst, erinnerst du dich?«

»Ich wollte nur wissen, ob mit dir alles in Ordnung ist.«

»Ja, alles in Ordnung.«

Myron bog nach rechts ab. »Dann bring ich dich jetzt nach Hause.«

»Nein.«

Er wartete.

»Ich schlaf heut Nacht bei einer Freundin.«

»Wo?«

»Sie wohnt in Ridgewood.«

Er sah sie an, schaute dann wieder auf die Straße. »In Bergen County?«

»Ja.«

»Ich würd dich lieber nach Hause bringen.«

»Meine Eltern wissen, dass ich bei Stacy schlafe.«

»Dann solltest du sie vielleicht anrufen.«

»Und was soll ich ihnen sagen?«

»Dass es dir gut geht.«

»Myron, sie glauben, dass ich mit einer Freundin unterwegs bin. Wenn ich sie anrufe, fangen sie an, sich Sorgen zu machen.«

Damit hatte sie nicht Unrecht, trotzdem war Myron unwohl dabei. Die Tankleuchte ging an, das Benzin ging zur Neige. Er fuhr den West Side Highway entlang, überquerte die George Washington Bridge und hielt dann an der ersten Tankstelle an der Route 4. New Jersey war einer von zwei Bundesstaaten, in denen Selbstbedienung beim Tanken verboten war. Der Tankwart trug einen Turban und war in einen Nicholas-Sparks-Roman vertieft, daher zeigte er sich nicht gerade begeistert, sie zu sehen.

»Für zehn Dollar«, sagte Myron.

Der Tankwart machte sich an die Arbeit. Aimee fing an zu schluchzen.

»Du siehst gar nicht aus, als hättest du was getrunken«, sagte Myron.

»Das hab ich auch nicht behauptet. Der Fahrer aber.«

»Du siehst eher aus«, fuhr Myron fort, »als hättest du geweint.«

Sie reagierte mit einer dieser Teenager-Gesten, die wohl ein Achselzucken darstellen sollte.

»Wo ist deine Freundin Stacy denn jetzt?«

»Zu Hause.«

»Sie war gar nicht mit dir in der Stadt?«

Aimee schüttelte den Kopf und wandte sich ab.

»Aimee?«

Sie sprach leise. »Ich dachte, ich kann dir vertrauen.«

»Kannst du auch.«

Wieder schüttelte sie den Kopf. Dann griff sie zur Tür und öffnete sie. Sie wollte aussteigen. Myron griff nach ihr. Er packte ihre Handgelenke etwas fester, als er vorgehabt hatte.

»Hey«, sagte sie.

»Aimee ...«

Sie versuchte, sich zu befreien. Myron hielt sie weiter am Handgelenk fest.

»Du rufst meine Eltern an.«

»Ich will nur wissen, ob mit dir alles in Ordnung ist.«

Sie zog an seinen Fingern, um ihre Hand frei zu bekommen. Myron spürte, wie sich ihre Fingernägel in seine Haut gruben.

»Lass mich los.«

Er ließ los. Sie sprang aus dem Wagen. Myron wollte ihr nachlaufen, aber er war noch angeschnallt. Er kam nicht los. Dann schnallte er sich ab und stieg aus. Aimee stolperte mit trotzig verschränkten Armen die Straße entlang.

Er lief ihr nach. »Bitte komm zurück, und setz dich wieder in den Wagen.«

»Nein.«

»Ich fahr dich, okay?«

»Lass mich doch einfach in Ruhe.«

Sie stürmte weiter. Autos schossen vorbei. Manche hupten, wenn sie an ihr vorbeifuhren. Myron folgte ihr.

»Wo willst du hin?«

»Ich hab einen Fehler gemacht. Ich hätte dich nicht anrufen sollen.«

»Aimee, komm mit zum Wagen. Es ist gefährlich hier draußen.«

»Du erzählst doch nur meinen Eltern davon.«

»Tu ich nicht. Versprochen.«

Sie wurde langsamer und blieb schließlich stehen. Weitere Autos fuhren auf der Route 4 vorbei. Der Tankwart sah sie an und breitete die Arme in einer Was-ist-denn-nun-Geste aus. Myron hielt den ausgestreckten Zeigefinger in die Luft, um ihm mitzuteilen, dass sie nur noch eine Minute brauchten.

»Tut mir leid«, sagte Myron. »Ich hab mir nur Sorgen um dich gemacht. Aber du hast Recht, ich hab dir ein Versprechen gegeben, und das werde ich auch halten.«

Aimee stand immer noch mit verschränkten Armen am Straßenrand. Sie sah ihn von der Seite mit einem Blick an, wie er nur der Jugend zur Verfügung steht. »Schwörst du das?«

»Ich schwöre«, sagte er.

»Und du stellst mir auch keine Fragen mehr?«

»Okay.«

Sie trottete zum Wagen zurück.

Myron folgte ihr. Er reichte dem Tankwart seine Kreditkarte, der rechnete ab, dann fuhren sie los.

Aimee forderte ihn auf, die Route 17 nach Norden zu nehmen. Die Einkaufszentren und -passagen standen hier so dicht nebeneinander, dass man sie für eine einzige, endlose Einkaufsstraße halten konnte. Myron erinnerte sich noch daran, wie sein Vater jedes Mal, wenn sie an der Livingston Mall vorbeigefahren waren, den Kopf geschüttelt, darauf gedeutet und gestöhnt hatte: »Guckt euch bloß die vielen Autos an! Wenn es um die Wirtschaft so schlecht bestellt ist, warum gibt es dann so viele Autos? Da steht alles voll! Guckt euch das doch mal an!«

Myrons Eltern hatten sich inzwischen in einem abgesperrten Vorort außerhalb von Boca Raton niedergelassen. Dad hatte endlich das Lagerhaus in Newark verkauft und staunte jetzt über die Dinge, die für andere Menschen schon seit vielen Jahren normal waren. »Myron, sag mal, bist du schon mal bei Staples gewesen? Mein Gott, die haben da ja alle erdenklichen Stifte und Papiere. Und dann die Sonderpostenmärkte. Damit darf ich gar nicht erst anfangen. Ich habe achtzehn Schrauben-

zieher für unter zehn Dollar gekauft. Wenn wir da reingehen, kaufen wir immer so viel Zeug, dass ich dem Mann an der Kasse sage - und der lacht darüber, Myron -, ich sag dann immer: »Jetzt hab ich wieder so viel Geld gespart, dass ich daran noch pleitegehe«.«

Myron sah Aimee an. Er erinnerte sich an seine Teenagerzeit, an den Krieg, der die Pubertät nun einmal war, und dachte daran, wie häufig er damals seine Eltern belogen hatte. Und dabei war er ein braver Junge gewesen. Er war nicht in Streitereien geraten, hatte gute Noten bekommen und war wegen seines Basketball-Talents allseits beliebt - und trotzdem hatte er seinen Eltern vieles verheimlicht. Das machten alle Jugendlichen. Wahrscheinlich war das auch richtig so. Kinder, die unter dauernder Beobachtung standen und von ihren Eltern nie aus den Augen gelassen wurden, waren oft diejenigen, die irgendwann ausflippten. Man brauchte einfach ein Ventil. Jugendliche brauchten einen gewissen Freiraum, in dem sie rebellieren konnten. Wenn man ihnen den nicht ließ, stieg der Druck immer weiter, bis sie schließlich ...

»Fahr die Ausfahrt da vorne runter«, sagte Aimee. »Linwood Avenue West.«

Er folgte ihrer Bitte. Hier kannte Myron sich nicht besonders gut aus. New Jersey ist eine Ansammlung kleiner und mittel-großer Ortschaften. Jeder kennt sich nur da wirklich aus, wo er wohnt oder aufgewachsen ist. Myron wohnte in Essex County. Dies war Bergen County. Er gehörte nicht hierher. Als sie vor einer Ampel hielten, seufzte er, lehnte sich zurück und inspizierte Aimee dabei von der Seite.

Sie sah jung, verängstigt und hilflos aus. Über das letzte Wort dachte Myron einen Augenblick nach. Hilflos. Sie drehte sich um und sah ihn an. Herausfordernd. War es fair, ihr Hilflosigkeit zu unterstellen? So albern der Gedanke in dieser Situation auch sein mochte, aber welche Rolle spielte Sexismus dabei? Oder, um genauer zu sein, Chauvinismus. Würde er sich auch solche

Sorgen machen, wenn Aimee ein Junge wäre - ein kräftig gebauter High-School-Football-Spieler?

Natürlich behandelte er sie anders, weil sie ein Mädchen war.

War das richtig - oder verhedderte er sich gerade in politisch korrektem Unsinn?

»Nächste rechts, dann die Straße bis zum Ende und links.«

Er folgte ihrer Wegbeschreibung. Bald waren sie mitten im Häusergewirr. Ridgewood war ein alter Ort in der typischen hügeligen Landschaft New Jerseys - mit Alleen, viktorianischen Villen, kurvigen Straßen und sanften Tälern. Die Vororte griffen wie Teile eines Puzzles ineinander. Es gab kaum gerade Grundstücksgrenzen oder rechte Winkel.

Sie leitete ihn eine steile Straße hinauf, eine andere wieder hinab, nach links, dann nach rechts, dann wieder nach rechts. Myron folgte einfach ihren Anweisungen, ohne darüber nachzudenken. Er war gar nicht richtig bei der Sache, sondern überlegte, was er ihr noch sagen könnte. Aimee hatte eindeutig im Lauf der Nacht geweint. Sie wirkte leicht traumatisiert. Aber war in ihrem Alter nicht fast alles ein bisschen traumatisch? Wahrscheinlich hatte sie sich mit ihrem Freund gestritten, diesem Randy, von dem im Keller die Rede gewesen war. Vielleicht hatte der gute Randy sie verlassen. So etwas kam in der High School schon mal vor. Viele Jugendliche fanden es toll, Herzen zu brechen. Sie zeigten damit, dass sie erwachsen waren.

Er räusperte sich und versuchte, lässig zu klingen. »Bist du immer noch mit diesem Randy zusammen?«

Ihre Antwort: »Nächste links.«

Er bog ab.

»Das Haus ist da drüben rechts.«

»Am Ende der Sackgasse?«

»Ja.«

Myron hielt vor der Einfahrt. Das flache Haus stand geduckt am Hang, als wollte es sich verstecken. Es war absolut dunkel. Hier gab es keine Straßenbeleuchtung. Myron blinzelte ein paar-

mal. Er war immer noch müde und doch ziemlich benebelt von der Hochzeitsfeier. Einen Moment dachte er an Esperanza, die so fantastisch ausgesehen hatte, und überlegte, obwohl er sofort merkte, wie selbstsüchtig das war, inwiefern ihre Hochzeit sein Leben verändern würde.

»Sieht nicht aus, als wäre jemand zu Hause«, sagte er.

»Wahrscheinlich ist Stacy schon ins Bett gegangen.« Aimee zog einen Schlüssel aus der Tasche. »Ihr Schlafzimmer ist auf der anderen Seite, gleich neben der Hintertür. Ich schließ mir immer selbst auf.«

Myron machte den Motor aus. »Ich bring dich hin.«

»Nein.«

»Woher soll ich dann wissen, dass alles in Ordnung ist?«

»Ich wink dir zu.«

Ein weiteres Auto bog hinter ihnen in die Straße ein. Die Scheinwerfer leuchteten Myron über den Rückspiegel direkt in die Augen. Er schirmte sie ab. Komisch, dachte er, zwei Autos um diese Zeit in so einer Straße.

Aimee unterbrach seinen Gedanken. »Myron?«

Er sah sie an.

»Du darfst meinen Eltern nichts davon erzählen. Die rasten sonst völlig aus, okay?«

»Ich sag ihnen nichts.«

»Im Moment...«, sie brach ab und sah das Haus durchs Wagenfenster an, »... im Moment läuft's zwischen ihnen nicht so gut.«

»Zwischen deinen Eltern?«

Sie nickte.

»Du weißt, dass das normal ist, oder?«

Wieder nickte sie.

Er wusste, dass er behutsam vorgehen musste. »Kannst du mir mehr darüber sagen?«

»Bloß ... das macht ihnen dann höchstens noch mehr Stress, wenn du ihnen von uns erzählst, meine ich. Also lass es bitte, ja?«

»In Ordnung.«

»Denk dran, du hast es versprochen.«

Mit diesen Worten stieg Aimee aus. Sie lief zur Pforte und dann den Weg zur Hintertür entlang. Sie verschwand hinter dem Haus. Myron wartete. Sie kam wieder an die Pforte, lächelte ihm zu und signalisierte durch ein Winken, dass alles in Ordnung war. Doch da war irgendetwas, irgendetwas stimmte nicht an ihrem Winken.

Myron wollte schon aussteigen, aber Aimee schüttelte den Kopf. Dann verschwand sie wieder im Garten, und die Nacht verschluckte sie.

8

In den kommenden Tagen sollte er noch häufig an dieses Lächeln und das Winken denken und sich ins Gedächtnis zurückrufen, wie Aimee in der Dunkelheit verschwunden war. Er überlegte dann, was er dabei empfunden hatte. Hatte er eine böse Vorahnung gehabt, ein leichtes Unbehagen verspürt, hatte es ihm tief im Inneren einen Stich versetzt, der ihm eine Warnung hätte sein müssen? Hatte er die ganze Situation einfach nicht ernst genug genommen?

Eigentlich nicht. Es fiel ihm aber schwer, sich zu erinnern.

Er blieb noch zehn Minuten in der Sackgasse stehen. Nichts geschah.

Dann hatte Myron eine Idee.

Er machte sich auf den Weg. Es dauerte allerdings eine Weile, bis er wieder aus dem Viertel herausgefunden hatte. Er hätte wohl lieber ein paar Brotkrumen ausstreuen sollen, als Aimee ihn in dieses Vorort-Dickicht geführt hatte. Zwanzig Minuten lang kam er sich vor wie eine Ratte im Labyrinth, bis er zufällig auf die Paramus Road traf, die ihn schließlich zur Hauptverkehrsstraße, dem Garden State Parkway, führte.

Aber Myron wollte nicht mehr zurück zum Apartment in New York.

Es war Samstagnacht - na ja, genau genommen Sonntagmorgen - und wenn er jetzt nach Livingston fuhr, konnte er vor dem Abflug nach Miami am Morgen noch Basketball spielen.

Schließlich wusste er, dass Erik, Aimees Vater, jeden Sonntag dort spielte.

Das war Myrons erster, noch etwas unausgereifter und zugegebenermaßen etwasdürftiger Plan.

Also stand er frühmorgens auf - eigentlich viel zu früh - zog seine Shorts und ein T-Shirt an, entstaubte die alte Kniebandage und fuhr zur Heritage Middle School. Bevor er in die Sporthalle ging, versuchte er noch, Aimee auf dem Handy zu erreichen, doch es schaltete sich sofort die Mailbox ein, und Aimees fröhliche Teenagerstimme sagte: »Ey, hinterlass eine Nachricht.«

Gerade wollte er das Handy zur Seite legen, als es in seiner Hand vibrierte. Er sah aufs Display. Unbekannte Nummer.

»Hallo?«

»Du bist ein Arschloch.« Eine leise und gedämpfte Stimme. Vielleicht ein junger Mann, aber sicher war er nicht. »Hörst du mich, Myron? Ein Arschloch. Und für das, was du getan hast, wirst du bezahlen.«

Der Anrufer legte auf. Myron drückte die Stern-Taste, dann die sechs und die neun und wartete darauf, dass die Nummer des Anrufers angesagt wurde. Eine Computerstimme verriet sie ihm. Die Vorwahl war aus Livingston, aber ansonsten kannte er die Nummer nicht. Er hielt an und schrieb sie auf. Das würde er später überprüfen.

Als Myron seine alte Schule betrat, brauchte er einen Moment, um sich an das Neonlicht zu gewöhnen. Aber dann waren die Geister der Vergangenheit sofort wieder da. Die Halle roch wie alle Schul-Sporthallen. Jemand dribbelte mit einem Basketball. Ein paar Männer lachten. Es waren immer die gleichen

Geräusche - und sie hatten in Myrons Ohren einen hohlen Beiklang.

Myron hatte seit Monaten nicht mehr gespielt, weil ihm diese Freizeitspiele unter höheren Angestellten keinen Spaß machten. An sich war ihm Basketball noch sehr wichtig. Er liebte das Spiel. Er spürte gern den Ball an den Fingerspitzen, wenn er beim Sprungwurf die Rillen ertastete, er liebte den Bogen, mit dem der Ball auf den Ring zuflog, den Backspin des Balls, das Positionsspiel für den Rebound und den perfekten Bodenpass. Ihm gefielen die Situationen, in denen man in Sekundenbruchteilen eine Entscheidung treffen musste - passen, laufen, werfen - die Gelegenheiten, die sich gerade mal eine Zehntelsekunde lang eröffneten, und ihm gefiel, wie sich die Welt in solchen Situationen langsamer zu drehen schien, so dass man die Schnittstelle zwischen den Verteidigern ausnutzen konnte.

Das alles gefiel ihm.

Aber den Machismo der Männer mittleren Alters konnte er nicht ausstehen. Die Sporthalle füllte sich mit Masters of the Universe, den Möchtegern-Alpha-Männchen, die trotz des großen Hauses, der dicken Brieftasche und dem Sportwagen als Penis-Ersatz immer noch irgend jemanden in irgendetwas besiegen mussten. Als Jugendlicher war Myron ehrgeizig gewesen. Damals wollte er immer gewinnen. Das war, wie er im Lauf der Jahre gelernt hatte, nicht unbedingt eine positive Charaktereigenschaft, obwohl es oft den Unterschied zwischen den sehr guten und den wirklich großen Sportlern ausmachte, zwischen den Beinahe-Profis und den Profis: der Wille - nein, das *Bedürfnis* - andere zu übertrumpfen.

Aber das hatte er inzwischen hinter sich gelassen. Anderen hier in der Halle - es war zwar eindeutig die Minderheit, aber ihm reichte das vollkommen - war das offensichtlich nicht gelungen.

Wenn Myron mitspielte, ein ehemaliger NBA-Spieler (so kurz diese Phase auch gewesen war), sahen sie ihre Chance, zu zeigen,

aus welchem Holz sie geschnitzt waren. Und das obwohl die meisten hier inzwischen über vierzig waren. Und wenn die Reflexe langsamer werden, das Herz aber immer noch nach Ruhm strebt, kann es leicht mal etwas ruppig oder sogar richtig unangenehm zugehen.

Myron ließ den Blick durch die Halle schweifen und entdeckte den Grund seiner Anwesenheit.

Erik warf sich am hinteren Korb ein. Myron lief zu ihm und rief: »Erik, hey, wie geht's denn so?«

Erik drehte sich um und lächelte ihm zu. »Guten Morgen, Myron. Schön, dass du mal wieder da bist.«

»Ich bin eigentlich kein Frühaufsteher«, sagte Myron.

Erik passte ihm den Ball zu. Myron warf auf den Korb. Der Ball sprang vom Ring zurück.

»Ist gestern wohl spät geworden?«, fragte Erik.

»Sehr.«

»Du hast schon besser ausgesehen.«

»Oh, herzlichen Dank«, sagte Myron. Dann: »Und wie läuft's so?«

»Gut, und bei dir?«

»Prima.«

Jemand rief, dass sie anfangen wollten, und die zehn Spieler, die sich bisher eingefunden hatten, sammelten sich in der Spielfeldmitte. So einfach war das - wenn man in der ersten Gruppe spielen wollte, musste man als einer der ersten zehn da sein. David Rainiv, ein Zahlengenie und der Finanzchef eines der 500 umsatzstärksten Unternehmen der USA, teilte wie immer die Mannschaften ein. Er hatte ein Händchen dafür, ziemlich gleich starke Teams zusammenzustellen, so dass sich ein spannendes Spiel ergab. Seine Entscheidungen wurden kommentarlos akzeptiert. Sie waren bindend und endgültig.

Rainiv verteilte also die Spieler auf die Mannschaften. Myrons direkter Gegenspieler war jung und zwei Meter groß. Das war gut. Im richtigen Leben konnte man darüber streiten, ob

kleine Männer wirklich einen Napoleon-Komplex hatten, beim Freizeit-Basketball stand das außer Frage. Kleine Männer wollten den großen Männern weh tun - sie auf einem Feld blamieren, auf dem normalerweise große Männer dominierten.

Aber sein heutiger Gegner war leider die Ausnahme von der Regel. Der zwei Meter große Jugendliche kämpfte mit den Ellbogen und allen möglichen anderen erlaubten und unerlaubten Mitteln. Er war schnell und athletisch, dabei aber kein guter Basketballspieler. Myron versuchte, auf Distanz zu bleiben. Er konnte trotz seines Alters und des kaputten Knie nach Belieben punkten. Eine Weile tat er das auch. Es ergab sich einfach. Es fiel ihm schwer, sich zurückzunehmen, aber schließlich gelang es ihm. Er musste verlieren. Weitere Mitspieler waren dazugekommen. Das Siegerteam blieb immer für das nächste Spiel auf dem Platz. Er wollte auf die Bank, damit er sich in Ruhe mit Erik unterhalten konnte.

Nachdem sie dann die ersten drei Spiele gewonnen hatten, verbockte Myron das vierte.

Seine Teamkameraden waren nicht begeistert, als Myron sich beim Dribbeln den Ball auf den Fuß prellte und so den entscheidenden Ballverlust verursachte. Jetzt mussten sie aussetzen und warten. Sie klagten darüber, sonnten sich aber dennoch in ihrem bisherigen Erfolg. Als ob das irgend jemanden interessierte.

Natürlich hatte Erik eine Flasche Wasser dabei. Seine Shorts passten zum T-Shirt, und die Schuhe waren ordentlich gebunden. Beide Socken waren genau gleich weit hochgezogen und oben gleich weit umgeschlagen. Myron trank einen Schluck aus dem Wasserspender und setzte sich zu ihm.

»Und wie geht's Claire so?«, fragte Myron.

»Gut. Sie macht jetzt eine Mischung aus Pilates und Yoga.«

»Aha?«

Claire hatte begeistert die verschiedenen Fitness-Wellen mitgemacht. Sie war von Jane-Fonda-Leggins über Tae-Bo-Kicks zum Soloflex-Kraftraining voll dabei gewesen.

»Da ist sie jetzt gerade«, sagte Erik.

»Macht sie einen Kurs?«

»Ja. Wochentags fängt der schon morgens um halb sieben an.«

»Mann, das ist aber verdammt früh.«

»Wir sind Frühaufsteher.«

»Aha?« Myron ergriff seine Chance. »Und Aimee?«

»Was ist mit Aimee?«

»Steht sie auch so früh auf?«

Erik runzelte die Stirn. »Eher nicht.«

»Dann spielst du jetzt hier«, sagte Myron, »und Claire macht Fitness. Wo ist Aimee?«

»Sie hat letzte Nacht bei einer Freundin geschlafen.«

»Aha?«

»Teenager«, sagte er, als würde das alles erklären. Vielleicht tat es das ja auch.

»Ärger?«

»Und wie.«

»Aha?«

Wieder dieses *aha*.

Erik sagte nichts.

»Was für welcher?«

»Hm?«

Myron wollte schon wieder *aha* sagen, fürchtete aber zu übertreiben. »Den Ärger mein ich. Was für Ärger?«

»Ich versteh nicht, was du meinst.«

»Ist sie aufsässig?«, fragte Myron und versuchte einen lockeren Plauderton beizubehalten. »Hört sie nicht zu? Bleibt sie lange auf? Schimpft sie über die Schule? Verbringt sie zu viel Zeit im Internet? Was für Ärger?«

»Alles, was du gerade aufgezählt hast«, sagte Erik jetzt noch langsamer und konzentrierter. »Wieso fragst du?«

Das reicht jetzt, dachte Myron. »Ich wollte mich nur mit dir unterhalten.«

Erik runzelte die Stirn. »Wenn wir uns hier unterhalten, bekla-

gen wir normalerweise den Niedergang unserer hiesigen Profi-Teams.«

»Es ist nichts weiter«, sagte Myron. »Ich dachte bloß ...«

»Was dachtest du?«

»Als ihr bei mir auf der Party wart.«

»Was war da?«

»Ich weiß auch nicht, aber als ich Aimee so gesehen habe, hab ich darüber nachgedacht, wie schwer man's als Teenager doch hat.«

Erik kniff die Augen zusammen. Auf dem Platz hatte jemand ein Foul angesagt, und sein Gegenspieler protestierte. »Ich hab dich doch gar nicht berührt!«, rief ein Weißer mit Schnurrbart und Ellbogenschützern. Dann fingen die beiden an, sich zu beschimpfen - ein Verhalten, das man auf dem Basketballfeld offenbar nie ablegte.

Erik sah immer noch auf den Platz. »Hat Aimee dir was gesagt?«, fragte er.

»Zum Beispiel?«

»Irgendwas. Du bist doch bei ihr und Erin Wilder im Keller gewesen.«

»Ja.«

»Worüber habt ihr euch unterhalten?«

»Nichts. Sie haben sich nur über mich lustig gemacht, weil das Zimmer so altmodisch eingerichtet ist.«

Jetzt sah Erik Myron an. Myron wollte den Blick abwenden, widerstand dem Drang aber. »Aimee kann«, sagte Erik, »ziemlich rebellisch sein.«

»Wie ihre Mutter.«

»Claire?« Erik blinzelte. »Rebellisch?«

Oh Mann, langsam sollte er wirklich gelernt haben, wann man besser den Mund hielt.

»Inwiefern?«

Myron entschied sich für die politische Antwort: »Kommt natürlich ganz drauf an, was man unter rebellisch versteht.«

Aber Erik ließ sich nicht abwimmeln. »Was meinst du damit?«

»Nichts. Es war gut. Claire ist echt cool gewesen.«

»Cool?«

Halt endlich den Mund, Myron. »Du weißt schon, wie ich das meine. Im positiven Sinn cool. Als du Claire zum ersten Mal gesehen hast, was hat dich da zu ihr hingezogen?«

»Vieles«, sagte er. »Aber cool fand ich sie nicht in erster Linie. Ich habe eine Menge Mädchen gekannt, Myron. Es gab die, die man heiraten wollte, und die, mit denen man nur, na ja, du weißt schon.«

Myron nickte.

»Claire war eine von denen, die man heiraten wollte. Das war das Erste, was ich dachte, als ich sie gesehen habe. Ja, ich weiß, wie das klingt. Aber du kennst sie ja von früher, du weißt, was ich meine.«

Myron versuchte, ihn unverbindlich anzusehen.

»Ich habe sie so geliebt.«

Habe geliebt, dachte Myron. Er hat gesagt: »Ich habe sie geliebt«, nicht, »Ich liebe sie.«

Als hätte er seine Gedanken gelesen, sagte Erik: »Ich liebe sie immer noch. Vielleicht sogar noch mehr als damals.«

Myron wartete auf das Aber.

Erik lächelte. »Ich gehe davon aus, dass die gute Nachricht dir schon zu Ohren gekommen ist?«

»Welche?«

»Aimee. Wir schulden dir ein großes Dankeschön.«

»Wieso?«

»Sie hat die Zulassung für Duke bekommen.«

»Hey, das ist ja klasse.«

»Wir haben es selbst erst vorgestern erfahren.«

»Glückwunsch.«

»Dein Empfehlungsschreiben«, sagte er. »Ich glaube, das war der entscheidende Punkt.«

Myron sagte: »Glaub ich nicht«, aber wahrscheinlich lag in Eriks Aussage mehr Wahrheit, als er ahnte. Myron hatte nicht nur eine Empfehlung geschrieben, sondern auch noch einen seiner alten Mannschaftskameraden angerufen, der jetzt in der Universitätsverwaltung arbeitete.

»Doch, wirklich«, fuhr Erik fort. »Die Zulassungen für die Spitzenuniversitäten sind extrem hart umkämpft. Und ein Empfehlungsschreiben von dir wird in Duke bestimmt nicht einfach so abgeheftet. Also noch einmal ganz vielen Dank.«

»Sie ist ein gutes Mädchen. War mir eine Freude.«

Das Spiel war zu Ende. Erik stand auf. »Bist du bereit?«

»Ich glaube, mir reicht's für heute«, sagte Myron.

»Schmerzen im Knie, was?«

»Ein bisschen.«

»Wir werden älter, Myron.«

»Ich weiß.«

»Es zwickt und zwackt schon fast überall.« Myron nickte.

»Ich hab den Eindruck, dass man zwei Möglichkeiten hat, wenn es irgendwo weh tut«, sagte Erik. »Man kann es aussitzen - oder man kann versuchen, den Schmerz zu überwinden und trotzdem weiterzuspielen.«

Erik lief auf den Platz, und Myron fragte sich, ob er noch über Basketball gesprochen hatte.

9

Als Myron wieder im Wagen saß, klingelte sein Handy zum zweiten Mal. Er sah aufs Display. Wieder keine Nummer.

»Hallo?«

»Du bist ein Arschloch, Myron.«

»Ja, das hab ich schon beim ersten Mal verstanden. Hast du neuen Text, oder kommen jetzt wieder die schon bekannten Zeilen, dass ich für das bezahlen werde, was ich getan habe?«

Klick.

Myron nahm es mit einem Achselzucken zur Kenntnis. Früher, als er noch den Superhelden gespielt hatte, hatte er jede Menge Kontakte gehabt. Langsam wurde es Zeit, festzustellen, ob sie noch funktionierten. Er sah im Telefonbuch seines Handys nach. Die Nummer von Gail Berruti, seiner Kontaktfrau bei der Telefongesellschaft, war noch da. Viele Leute finden es unrealistisch, wenn ein Privatdetektiv im Fernsehen ohne weiteres an die Telefonaten eines anderen kommt. Dabei war das wirklich absolut kein Problem. Jeder anständige Privatdetektiv hat eine Quelle bei der Telefongesellschaft. Überlegen Sie mal, wie viele Leute da arbeiten. Überlegen Sie mal, wie viele von denen nichts dagegen hätten, sich den einen oder anderen Extra-Dollar zu verdienen. Damals hatte die übliche Rate bei 500 Dollar pro Rechnung gelegen, Myron nahm aber an, dass der Preis in den letzten Jahren gestiegen war.

Er erreichte Berruti nicht - wahrscheinlich hatte sie das Wochenende frei, also hinterließ er eine Nachricht für sie.

»Hier spricht eine Stimme aus deiner Vergangenheit«, sagte Myron.

Er bat Berruti, die Telefonnummer des kürzlich erfolgten Anrufs zurückzuverfolgen und sich dann bei ihm zu melden. Dann versuchte er noch einmal, Aimee übers Handy zu erreichen. Wieder war sofort die Mailbox dran. Als er zu Hause war, setzte er sich an den Rechner und gab die Telefonnummer des Drohansrufs bei Google ein. Er erhielt keine sinnvollen Treffer. Er duschte kurz und sah seine E-Mails durch. Jeremy, sein ferner Sohn, hatte sich gemeldet.

Hey Myron,

Wir dürfen nur sagen, dass wir in der Gegend des Persischen Golfs sind. Mir geht's gut. Mom ist anscheinend überraschnappt. Ruf sie an, wenn du Zeit hast. Sie begreift das immer noch nicht. Dad wohl auch nicht, aber der tut wenigs-

tens so, als würde er es verstehen. Danke für das Paket. Wir freuen uns immer, wenn wir hier was kriegen.

Ich muss los. Ich schreib später mehr, bin aber vielleicht vorübergehend nicht erreichbar. Ruf Mom an, okay?

Jeremy

Myron las die Mail noch ein paar Mal, das änderte aber nichts. Sie war absolut nichtssagend - wie auch sonst fast alle Mails von Jeremy. Dass er »vorübergehend nicht erreichbar« sein würde, gefiel Myron ganz und gar nicht. Er dachte an das Elterndasein, von dem er so viel verpasst hatte - eigentlich fast alles -, und daran, welchen Anteil sein Kind, sein Sohn, jetzt an seinem Leben hatte. Irgendwie klappte das schon, dachte er, zumindest für Jeremy. Aber Myron kam nur schlecht damit zurecht. Der Junge war das größte Was-hätte-sein-können, das größte Wenn-ich-das-nur-gewusst-hätte, und meistens tat diese Situation Myron einfach nur weh.

Während er noch auf die Mail starrte, hörte Myron sein Handy klingeln. Er fluchte leise, aber dieses Mal stand auf dem Display, dass die göttliche Ms Ali Wilder dran war.

Myron meldete sich mit lächelndem Gesicht. »Hengst-Service«, sagte er.

»Pst, was wäre, wenn eins von meinen Kindern am Apparat wäre?«

»Dann würde ich jetzt so tun, als wäre ich Pferdeverkäufer.«

»Pferdeverkäufer?«

»Ja, oder wie man die Leute halt nennt, die Pferde verkaufen.«

»Wann geht dein Flug?«

»Um vier.«

»Bist du beschäftigt?«

»Wieso?«

»Die Kids sind mindestens eine Stunde lang aus dem Haus.«

»Holla«, sagte er.

»Genau das hab ich mir auch gedacht.«

»Schlägst du vor, dass wir ein rechtschaffenes Nümmerchen schieben?«

»Genau.« Dann: »Rechtschaffen?«

»Ich brauch noch ein bisschen, bis ich da bin.«

»Mhm.«

»Und es müsste ein Quickie werden.«

»Ist das nicht deine Spezialität?«, sagte sie.

»Au, das tut weh.«

»War nur ein Witz, mein Hengst.«

Er wieherte. »Das ist Pferdisch für »bin schon unterwegs«.«

»Rechtschaffen«, sagte sie.

Aber als er an die Tür klopfte, machte Erin auf. »Hey, Myron.«

»Hey«, sagte er und versuchte, seine Enttäuschung zu verbergen.

Er sah an Erin vorbei. Ali entschuldigte sich mit einem kurzen Achselzucken.

Myron trat ein. Erin rannte die Treppe hinauf. Ali kam zu ihm und flüsterte: »Sie ist ziemlich spät nach Hause gekommen, und dann war ihr nicht danach, zur Theater-AG zu gehen.«

»Aha.«

»Tut mir leid.«

»Kein Problem.«

»Wir können uns in eine Ecke stellen und knutschen«, sagte sie.

»Kann ich dir an die Titten fassen?«

»Das will ich doch hoffen.«

Er lächelte.

»Was ist?«, fragte sie.

»Mir ist nur grad was durch den Kopf gegangen.«

»Was?«

»Esperanza hat gestern zu mir gesagt: »Der *mentsch tracht un got lacht.* ««

»Ist das Deutsch?«

»Jiddisch.«

»Und was heißt das?«

»Der Mensch plant, und Gott lacht.«

Sie wiederholte es. »Gefällt mir.«

»Mir auch«, sagte Myron.

Dann umarmte er sie. Über Alis Schulter sah er Erin oben auf der Treppe. Sie lächelte nicht. Myrons Blick begegnete ihrem, und wieder musste er an Aimee denken, die von der Nacht verschlucht worden war, und an das Versprechen, das er ihr gegeben hatte.

10

Myron hatte noch Zeit, bis er zum Flugzeug musste.

Er holte sich bei Starbucks im Stadtzentrum einen Kaffee. Der Barmann verrichtete seine Tätigkeit auf typisch unwirsche Art. Er stellte den Becher vor Myron auf den Tresen, als hätte er das ganze Gewicht der Welt zu stemmen. Im selben Moment knallte hinter Myron die Eingangstür gegen den Stopper. Als er die neuen Gäste sah, verdrehte der Barmann die Augen.

Heute waren sie zu sechst. Ihre Bewegungen wirkten, als müssten sie sich durch Schnee kämpfen. Sie hielten die Köpfe gesenkt und bewegten sich ruckartig. Sie schnieften und kratzten sich im Gesicht. Die vier Männer waren unrasiert. Die beiden Frauen rochen nach Katzenpisse.

Es waren geistig Behinderte. Echte geistig Behinderte. Sie verbrachten die meisten Nächte im Essex Pines, einer psychiatrischen Einrichtung im Nachbarort. Ihr Anführer - wenn sie gemeinsam unterwegs waren, ging immer er voran - hieß Larry Kidwell. Tagsüber zog die Gruppe meist durch die Stadt. Die Livingstoner bezeichneten sie als die Dorftrottel. Myron sah sie eher als eine Art bizarre Rockband: *Lithium Larry and the Medicated Five*.

Heute wirkten sie nicht so lethargisch wie sonst - das bedeutete, dass es nicht mehr lange bis zur Medikamentengabe im Pines sein konnte. Larry war besonders hektisch. Er kam winkend auf Myron zu.

»Hey, Myron«, sagte er zu laut.

»Wie läuft's denn so, Larry?«

»Vierzehnhundertsiebenundachtzig Planeten am Schöpfungstag, Myron. Vierzehnhundertsiebenundachtzig. Und ich hab keinen Penny gesehen. Du weißt doch, was ich meine?«

Myron nickte. »Ich hab's gehört.«

Larry Kidwell stapfte weiter. Lange, strähnige Haare ragten unter seinem Indiana-Jones-Hut hervor. Sein Gesicht war mit Narben übersät. Seine abgetragene Jeans hing so tief, dass man in der Klempnerfalte ein Fahrrad hätte parken können.

Myron ging zum Ausgang. »Mach's gut, Larry.«

»Du auch, Myron.« Er streckte Myron die Hand entgegen. Die anderen erstarrten und sahen ihn alle mit weit aufgerissenen, medikamenten-glitzernden Augen an. Myron nahm Larrys Hand und schüttelte sie. Larry hielt Myron fest und zog ihn zu sich heran. Wie nicht anders zu erwarten, stank sein Atem.

»Der nächste Planet«, flüsterte Larry, »könnte dir gehören. Dir ganz allein.«

»Gut zu wissen, Larry, danke.«

»Nein!« Larry flüsterte immer noch, jetzt aber in strengerem Tonfall. »Der Planet. Eine Mondsichel. Er ist hinter dir her, wenn du weißt, was ich meine.«

»Ich glaub schon.«

»Vergiss es nicht.«

Er ließ Myron los. Seine Augen waren weit aufgerissen. Myron trat einen Schritt zurück. Er sah, wie erregt der Mann war.

»Ist schon okay, Larry.«

»Hör auf meine Warnung. Er hat die Mondsichel gestreichelt. Verstehst du? Er hasst dich so sehr, er hat die Mondsichel gestreichelt.«

Die anderen in der Gruppe waren Myron vollkommen unbekannt, aber er kannte Larrys tragische Vergangenheit. Larry Kidwell war in der High School zwei Klassen über ihm gewesen. Er war unglaublich beliebt gewesen. Er hatte fantastisch Gitarre gespielt, Erfolg bei den Mädchen gehabt und war im letzten Schuljahr sogar mit Beth Finkelstein zusammen gewesen, der schärfsten Braut der Stadt. Er hatte die Abschlussrede seines Jahrgangs an der Livingston High School gehalten. Dann war er nach Yale gegangen, auf dieselbe Universität, auf der auch sein Vater gewesen war, wo er allen Berichten zufolge ein großartiges erstes Semester hingelegt hatte.

Und dann war alles in die Brüche gegangen.

Das Überraschende daran war — und das machte es noch schlimmer -, wie sich das Ganze zugetragen hatte. Es hatte kein furchtbare Erlebnis in Larrys Leben gegeben, keine Familientragödie oder sonst irgendetwas. Es lag nicht an Drogen, Alkohol oder einer geplatzten Liebschaft.

Die Diagnose der Ärzte lautete: chemisches Ungleichgewicht.

Wer kann schon sagen, warum man Krebs kriegt? So ähnlich war es auch bei Larry. Er hatte einfach eine Geisteskrankheit bekommen. Angefangen hatte es mit einer leichten Zwangsstörung, die immer ernstere Formen angenommen hatte, bis sie schließlich allen Bemühungen zum Trotz nicht mehr aufzuhalten war. Im zweiten Jahr fing Larry Ratten in Fallen, um sie zu essen. Er litt unter Wahnvorstellungen. Er ging von Yale ab. Dann folgten Selbstmordversuche, Halluzinationen und alle möglichen anderen Probleme. Larry brach in ein Haus ein, weil »die Clyzets von Planet dreihundertsechsundzwanzig« versuchten, dort ein Nest zu bauen. Die Familie war während des Einbruchs zu Hause.

Seitdem war Larry Kidwell Stammgast in psychiatrischen Einrichtungen. Angeblich gab es lichte Momente, wo er genau wusste, was mit ihm los war, und in diesen Momenten litt er so unerträglich, weil er erkannte, was aus ihm geworden war, dass

er sich das Gesicht zerriss - daher die Narben - und vor Schmerz so laut schrie, dass er unverzüglich mit Medikamenten ruhiggestellt werden musste.

»Okay«, sagte Myron. »Danke für die Warnung.«

Myron trat vor die Tür und vergaß sie sofort. Er ging nach nebenan in Changs chemische Reinigung. Maxine Chang stand hinterm Tresen. Sie sah wie immer erschöpft und überarbeitet aus. Vor dem Tresen standen zwei Frauen in Myrons Alter. Sie unterhielten sich über Kinder und Universitäten. Ein anderes Thema schien es zurzeit nicht zu geben. Jedes Jahr im April wurde Livingston zu einer Schneekugel, in der es College- und Universitäts-Zulassungen schneite. Glaubte man den Eltern, dann stand alles auf dem Spiel. Diese Wochen mit den dicken und dünnen Umschlägen in den Briefkästen entschieden darüber, wie glücklich und erfolgreich ihre Nachkommen für den Rest ihres Lebens sein würden.

»Ted steht in Penn State auf der Warteliste, Lehigh hat ihn aber schon angenommen«, sagte die eine.

»Ist das nicht unglaublich, dass Chip Thompson die Zulassung für Penn bekommen hat?«

»Sein Vater.«

»Was? Ach so, na klar. Der hat da seinen Abschluss gemacht, stimmt's?«

»Ja, und er hat ihnen eine Viertelmillion Dollar gespendet.«

»Das hätte ich mir auch denken können. Chips Ergebnisse in den Zulassungstests waren furchtbar.«

»Ich habe gehört, sie hätten einen Profi bezahlt, der für ihn die Essays geschrieben hat.«

»Das hätten wir für Cole auch machen sollen.«

So ging das die ganze Zeit. Endlos.

Myron nickte Maxine zu. Maxine Chang empfing ihn normalerweise mit einem breiten Lächeln. Heute nicht. Sie rief: »Roger!«

Roger Chang kam aus dem Hinterzimmer. »Hey, Myron.«

»Was geht, Roger?«

»Sie wollten die Hemden diesmal im Karton, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Ich bin gleich wieder da.«

»Maxine«, sagte eine der Frauen, »hat Roger schon eine Antwort vom College?«

Maxine blickte kaum auf. »Er ist in Rutgers angenommen worden«, sagte sie. »Und steht bei ein paar anderen auf der Warteliste.«

»Toll. Herzlichen Glückwunsch.«

»Danke.« Sie wirkte aber nicht sonderlich begeistert.

»Maxine, ist Roger dann nicht der Erste aus Ihrer Familie, der auf die Universität geht?«, fragte die andere Frau. Herablassender hätte sie nicht mal einem Hund gegenüber klingen können, den sie gerade streichelte. »Das muss doch wunderbar für Sie alle sein.«

Maxine schrieb die Rechnung.

»Wo steht er auf der Warteliste?«

»Princeton und Duke.«

Als er den Namen seiner Alma Mater hörte, musste Myron wieder an Aimee denken. Dann fiel ihm Larry und sein unheimlicher Planeten-Monolog wieder ein. Myron hatte keine Angst vor bösen Omen oder so etwas, aber er wollte das Schicksal auch nicht unbedingt herausfordern. Er überlegte, ob er noch einmal versuchen sollte, Aimee auf dem Handy zu erreichen, aber was half ihm das? Er dachte an die letzte Nacht, ging sie in Gedanken noch einmal durch und fragte sich, was er hätte anders machen können.

Roger — Myron hatte vollkommen vergessen, dass der Junge schon im letzten High-School-Jahr war - kam aus dem Hinterzimmer zurück und reichte Myron den Karton mit seinen Hemden. Myron nahm ihn, sagte, er solle alles auf die Rechnung setzen, und ging zur Tür. Ein bisschen Zeit hatte er noch, bis seine Maschine ging.

Also fuhr er zu Brendas Grab.

Vom Friedhof aus konnte man immer noch auf einen Schulhof herunterschauen. Darüber kam er immer noch nicht hinweg. Die Sonne strahlte. Das tat sie fast immer, wenn er hier war, als wollte sie ihn in seiner Trauer verspotten. Er war allein. Kein anderer Besucher war zu sehen. Etwas weiter hinten hoben ein paar Totengräber mit einem Schaufelbagger ein Grab aus. Myron blieb still stehen. Er hob den Kopf ein wenig und ließ sich die Sonne ins Gesicht scheinen. Er konnte die Sonnenstrahlen im Gesicht noch spüren. Brenda konnte das natürlich nicht mehr. Und sie würde es nie mehr können.

Ein banaler Gedanke, aber was sollte man machen?

Brenda Slaughter war erst 26 gewesen, als sie starb. Wenn sie überlebt hätte, wäre sie in zwei Wochen 34 geworden. Myron dachte darüber nach, wo sie jetzt wohl wäre, wenn er sein Versprechen gehalten hätte. Er überlegte, ob sie mit ihm zusammen wäre.

Als sie starb, absolvierte Brenda gerade ihre Assistenzzeit als Ärztin an der Kinderklinik. Sie war einen Meter zweiundneunzig groß und eine atemberaubend aussehende Afro-Amerikanerin. Sie hatte auch als Model gearbeitet. Sie stand kurz davor, Profi-Basketballerin und das Gesicht der neuen Frauen-Profiliga zu werden. Dann hatte es Drohungen gegeben. Und der Eigentümer der Liga hatte Myron den Auftrag gegeben, Brenda zu schützen.

Tolle Arbeit, All-Star.

Er ballte die Fäuste und starrte auf das Grab hinunter. Er sprach nie mit ihr, wenn er herkam. Er setzte sich nicht, versuchte nicht zu meditieren, nichts dergleichen. Er dachte nicht an das Gute, ihr Lachen, ihre Schönheit oder ihre außergewöhnliche Ausstrahlung. Autos zischten vorbei. Der Schulhof war still. Dort spielten keine Kinder. Myron rührte sich nicht.

Er kam nicht hierher, weil er ihren Tod noch betrauerte. Er kam her, weil er das nicht tat.

Er erinnerte sich kaum noch an Brendas Gesicht. Ihr einziger Kuss ... die Erinnerung daran ... entsprang eher seiner Fantasie als der Erinnerung. Und genau das war sein Problem. Brenda Slaughter entglitt ihm immer mehr. Bald würde es sein, als hätte sie nie existiert. Also kam Myron nicht hierher, um Trost zu finden oder ihr die Ehre zu erweisen. Er kam hierher, damit er noch Schmerz empfand - weil sich die Wunden nicht so schnell schließen sollten. Er wollte noch schockiert sein, weil es ihm obszön vorkam, einfach so weiterzuleben und sich ohne weiteres mit dem, was ihr geschehen war, zu arrangieren.

Das Leben ging weiter. Und das war gut so, oder? Die Empörung schlug hohe Wellen und flaute dann langsam wieder ab. Wunden verheilten. Doch wenn man das einfach so zuließ, starb die Seele früher als nötig.

Deshalb stand Myron so lange mit geballten Fäusten da, bis sie zu zittern anfingen. Er dachte an den sonnigen Tag, an dem sie sie begraben hatten - und die schreckliche Art, auf die er sie gerächt hatte. Er dachte an seinen Frevel. Der Gedanke daran hätte ihn beinahe umgeworfen. Er bekam weiche Knie und geriet ins Schwanken, hielt sich aber auf den Beinen.

Die Sache mit Brenda hatte er verpfuscht. Er hatte sie beschützen wollen. Er war zu hart vorgegangen - und dadurch hatte er sie umgebracht.

Myron blickte aufs Grab hinab. Die Sonne wärmte seine Haut immer noch, trotzdem lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Er fragte sich, warum er ausgerechnet heute hergekommen war, und dann dachte er an Aimee, an den zu großen Druck, den er ausübt, an den Wunsch, Menschen zu beschützen, und dann lief ihm noch ein kalter Schauer über den Rücken, als er dachte - nein, fürchtete -, ihm könnte womöglich wieder das Gleiche passiert sein.

11

Claire Biel stand an der Spüle und starrte den Fremden an, den sie ihren Mann nannte. Erik aß vorsichtig ein Sandwich. Dazu hatte er sich die Krawatte ins Hemd gesteckt, und die perfekt auf ein Viertel gefaltete Zeitung lag vor ihm auf dem Tisch. Er kaute bedächtig. Er trug Manschettenknöpfe. Sein Hemd war gestärkt. Er mochte gestärkte Hemden. Er trug nur gebügelte Kleidung. Seine Anzüge hingen im Schrank genau zehn Zentimeter voneinander entfernt. Er maß nicht nach, um das so hinzukriegen, es ergab sich einfach so. Seine jederzeit frisch geputzten Schuhe standen in Reih und Glied wie bei einer Militärparade.

Wer war dieser Mann?

Ihre beiden jüngsten Töchter, Jane und Lizzie, verschlangen gerade Erdnussbuttersandwiches mit Gelee. Sie plapperten mit ihren klebrigen Mündern. Sie machten Lärm. Ihre Milchhinterließ kleine Spritzer auf dem Tisch. Erik las weiter. Jane fragte, ob sie gehen konnten. Claire bejahte. Beide schossen zur Tür.

»Halt«, sagte Claire.

Sie blieben stehen.

»Teller in die Spüle.«

Sie seufzten und verdrehten die Augen — obwohl sie erst neun und zehn Jahre alt waren, waren sie bei einer der Besten auf diesem Gebiet in die Lehre gegangen, bei ihrer großen Schwester. Sie stapften zurück, als müssten sie gegen den winterlichen Tiefschnee der Adirondacks ankämpfen, und schleppten ihre Teller, die schwer wie Felsbrocken sein mussten, den steilen Weg zur Spüle bergen.

»Danke«, sagte Claire.

Sie verschwanden. Jetzt war es still in der Küche. Erik kaute unhörbar.

»Ist noch Kaffee da?«, fragte er.

Sie goss ihm eine Tasse ein. Er schlug die Beine übereinan-

der, achtete dabei sorgfältig darauf, dass die Hose keine Falten warf. Sie waren seit neunzehn Jahren verheiratet, die Ursprünglichkeit Leidenschaft hatte sich jedoch nach nicht einmal zwei davon aus dem Staub gemacht. Jetzt traten sie auf der Stelle, und das taten sie schon so lange, dass es ihnen nicht einmal mehr schwerfiel. Eins der ältesten Klischees überhaupt besagte, dass die Zeit in höherem Alter immer schneller verflog, und genau das galt auch für sie. Die Zeit, seit die Leidenschaft verschwunden war, erschien ihnen gar nicht so lang. Manchmal, so wie jetzt, erinnerte sie sich in seiner Gegenwart noch an eine Zeit, in der es ihr schon den Atem verschlagen hatte, wenn sie ihn nur ansah.

Ohne aufzublicken fragte Erik: »Hast du was von Aimee gehört?«

»Nein.«

Er streckte den Arm, schob den Ärmel hoch, sah auf die Uhr und zog eine Augenbraue hoch. »Um zwei Uhr nachmittags?«

»Wahrscheinlich wacht sie gerade erst auf.«

»Vielleicht sollten wir mal anrufen.«

Er bewegte sich nicht.

»Mit wir«, sagte Claire, »meinst du da mich?«

»Wenn du willst, kann ich das auch machen.«

Sie griff nach dem Telefon und tippte die Handynummer ihrer Tochter ein. Sie hatten Aimee letztes Jahr ein eigenes Handy gekauft. Aimee war mit einer Anzeige zu ihnen gekommen, in der stand, dass sie für nur zehn Dollar pro Monat eine dritte Karte bekommen könnten. Erik war hart geblieben. Aber Aimee hatte gequengelt, dass alle ihre Freundinnen - einfach alle! - ein Handy hätten, ein Argument, das Erik unausweichlich und *jedes Mal* zu der Bemerkung verleitete: »Wir sind aber nicht *alle*, Aimee.«

Doch darauf war Aimee vorbereitet gewesen. Sie hatte schnell eine Argumentationslinie eingeschlagen und auf die elterlichen Beschützergefühle angespielt. »Wenn ich mein eigenes Handy hab, können wir immer in Verbindung bleiben. Dann wisst ihr

immer, wo ich bin. Und falls ich je in eine gefährliche Situation gerate ...«

Das hatte schon gereicht. Mütter kannten diese Gemeinplätze. Sex und Gruppenzwang mochten helfen, Waren zu verkaufen, aber das beste Verkaufsargument war allemal die Angst.

Der Anruf wurde direkt an die Mailbox geleitet. Aimees begeisterte Stimme - sie hatte die Nachricht sofort aufgenommen, als sie das Handy bekommen hatte - teilte Claire mit, dass sie eine Nachricht hinterlassen solle. Die wohlbekannte Stimme ihrer Tochter zu hören versetzte Claire einen Stich ins Herz, auch wenn sie überhaupt nicht wusste, warum.

Nach dem Piepton sagte Claire: »Hallo, Schatz, hier ist Mom. Ruf doch mal kurz an, ja?«

Sie legte auf.

Erik las immer noch die Zeitung. »Sie ist nicht rangegangen?«

»Herrje, wie bist du nur darauf gekommen? Vielleicht, weil ich sie gebeten habe, mich anzurufen?«

Die sarkastische Antwort ließ ihn die Stirn runzeln. »Wahrscheinlich ist der Akku leer.«

»Wahrscheinlich.«

»Sie vergisst immer, ihn aufzuladen«, sagte er kopfschüttelnd. »Bei wem hat sie geschlafen? Bei Steffi, oder?«

»Stacy.«

»Stimmt, ist ja auch egal. Vielleicht sollten wir bei Stacy anrufen.«

»Wieso?«

»Sie soll langsam mal nach Hause kommen. Bis Donnerstag muss sie noch ihr Projekt für die Schule fertig bekommen.«

»Heute ist Sonntag. Außerdem hat sie gerade ihre Uni-Zulassung gekriegt.«

»Und du meinst, ab jetzt kann sie sich dann gehen lassen?«

Claire reichte ihm das schnurlose Telefon. »Dann mach du das.«

»Gut.«

Sie sagte ihm die Nummer. Er tippte sie ein und hielt das Telefon ans Ohr. Im Hintergrund hörte Claire ihre jüngeren Töchter kichern. Dann rief eine: »Mach ich nicht!« Als am anderen Ende der Hörer abgenommen wurde, räusperte Erik sich. »Guten Tag, hier spricht Erik Biel. Ich bin Aimees Vater. Ich wollte nur wissen, ob Aimee noch bei Ihnen ist.«

Seine Miene zeigte keine Regung. Auch sein Tonfall veränderte sich nicht. Aber Claire sah, wie er das Telefon fester umklammerte, und spürte, wie etwas tief in ihrer Brust zerbrach.

12

Myron hatte zwei mehr oder weniger widersprüchliche Eindrücke von Miami. Erstens: Das Wetter war so schön, dass er hierher ziehen sollte. Zweitens: die Sonne - hier schien viel zu oft die Sonne. Alles war viel zu hell. Schon im Flughafengebäude musste er die Augen zusammenkneifen.

Für Myrons geliebte Eltern Ellen und Al Bolitar war das kein Problem, denn ihre Sonnenbrillen waren so groß, dass sie verdächtig nach Schweißerbrillen aussahen, wobei ihnen allerdings das modische Design fehlte. Beide waren zum Flugplatz gekommen, um ihn abzuholen. Myron hatte gesagt, das sei nicht nötig, er würde sich einfach ein Taxi nehmen, aber Dad hatte sich nicht davon abbringen lassen. »Ich hab dich doch immer vom Flugplatz abgeholt. Weißt du noch, wie du nach dem großen Schneesturm aus Chicago zurückgekommen bist?«

»Das ist achtzehn Jahre her, Dad.«

»Na und? Glaubst du, ich kenne den Weg nicht mehr?«

»Und es war am Newark Airport.«

»Achtzehn Minuten, Myron.«

Myron schloss die Augen. »Ich weiß.«

»Genau achtzehn Minuten.«

»Ich weiß, Dad.«

»So lange hab ich von unserem Haus zum Terminal A am Newark Airport gebraucht. Ich hab damals immer die Zeit gestoppt, weißt du noch?«

»Ja, ich weiß.«

Hier standen die beiden also, mit kräftiger Sonnenbräune und frischen Leberflecken. Als Myron die Rolltreppe verließ, stürzte Mom auf ihn zu und umarmte ihn, als schrieben sie das Jahr 1974, und er wäre gerade aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden. Dad blieb im Hintergrund und lächelte zufrieden. Myron erwiderte die Umarmung. Mom schien kleiner geworden zu sein. So war das hier im Süden. Die Eltern trockneten langsam aus, wurden immer dunkler und kleiner wie riesige Schrumpfköpfe.

Mom sagte: »Komm, gehen wir dein Gepäck holen.«

»Das hab ich hier in der Hand.«

»Das ist alles? Nur eine Tasche?«

»Ich bleib doch nur eine Nacht.«

»Trotzdem.«

Myron sah ihr ins Gesicht und beobachtete ihre Hände. Als er sah, dass das Zittern stärker geworden war, traf ihn das wie ein Schlag auf die Brust.

»Was ist?«, fragte sie.

»Nichts.«

Mom schüttelte den Kopf. »Du warst schon immer ein ganz schlechter Lügner. Weißt du noch, wie ich reingeplatzt bin, als du mit Tina Ventura in deinem Zimmer warst und du gesagt hast, dass nichts passiert ist? Hast du gedacht, dass ich das nicht gemerkt habe?«

Das war im vorletzten High-School-Jahr gewesen. Wenn er Mom und Dad fragte, was sie gestern gemacht hatten, konnten sie sich nicht daran erinnern. Wenn er sie nach irgendeiner obskuren Begebenheit aus seiner Jugend fragte, war es, als hätten sie sich die ganze Nacht lang Wiederholungen angesehen.

Er hob die Hände und ergab sich. »Jetzt habt ihr mich erwischt.«

»Tu nicht so gescheit. Apropos gescheit.«

Sie kamen zu Dad. Myron gab ihm einen Kuss auf die Wange. Das machte er immer. Er würde auch nie damit aufhören. Seine Haut war schlaff. Der Duft von Old Spice war noch da, allerdings schwächer als sonst. Da war noch etwas anderes, ein anderer Geruch, den Myron für den Geruch des Alters hielt. Sie gingen zum Wagen.

»Rat mal, wen ich letztens getroffen habe?«, sagte Mom.

»Wen?«

»Dotte Derrick. Erinnerst du dich noch an sie?«

»Nein.«

»Natürlich erinnerst du dich an sie. Sie hatte dieses Ding, wie heißt das noch, du weißt schon, dieses Ding im Garten stehen.«

»Ach, richtig. Die. Mit dem Ding im Garten.«

Er hatte keine Ahnung, von wem sie sprach, aber so war es einfacher.

»Jedenfalls hab ich Dotte vor ein paar Tagen getroffen, und wir haben uns ein bisschen unterhalten. Sie ist mit Bob vor vier Jahren hierher gezogen. Die beiden haben eine Wohnung in Fort Lauderdale, Myron, aber das ist da wirklich ganz schön runtergekommen. Da hat sich einfach keiner richtig drum gekümmert. AI, wie heißt das da noch, wo Dotte wohnt? Sunshine Vista oder so, stimmt's?«

»Wen interessiert das?«, sagte Dad.

»Danke, du bist mal wieder eine große Hilfe. Jedenfalls wohnt Dotte da jetzt. Und es ist ziemlich schrecklich. So runtergekommen. Sag doch mal, AI, ist es da, wo Dotte wohnt, nicht ziemlich runtergekommen?«

»Komm zur Sache, El«, sagte Dad. »Jetzt komm endlich zur Sache.«

»Ich komm schon zur Sache. Einen Moment noch. Wo war ich?«

»Dotte Irgendwas«, sagte Myron.

»Derrick. Du erinnerst dich an sie, stimmt's?«

»Sehr gut«, sagte Myron.

»Na prima. Jedenfalls hat Dotte noch ein paar Cousins oben im Norden. Die Levines. Erinnerst du dich an sie? Müsstest du eigentlich. Und einer von ihren Cousins wohnt in Kasselton. Kasselton kennst du doch, oder? Ihr habt oft gegen die gespielt, als du in der High School warst ...«

»Ich kenne Kasselton.«

»Du brauchst jetzt aber nicht schnippisch werden.«

Dad breitete die Arme aus und hob sie zum Himmel: »Zur Sache, El. Komm zur Sache.«

»Richtig, entschuldige, AI. Da hast du Recht. Wo du Recht hast, hast du Recht. Also, um es kurz zu machen ...«

»Nein, El, du hast noch nie etwas kurz gemacht«, sagte Dad.

»Du hast schon oft etwas in die Länge gezogen, aber kurz gemacht hast du noch nie im Leben was.«

»Kann ich jetzt weiterreden, AI?«

»Als könnte dich jemand davon abhalten. Selbst ein Gewehr oder ein Panzer könnte dich nicht stoppen.«

Myron konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Meine Damen und Herren, Ellen und Alan Bolitar, oder wie Mom gerne sagte: »Wir sind El AI - Sie wissen schon, wie die israelische Fluggesellschaft.«

»Jedenfalls hab ich mich mit Dotte über dies und das unterhalten. Du weißt schon, das Übliche. Die Ruskins sind aus der Stadt gezogen. Gertie Schwartz hat Gallensteine. Antonietta Vitale, die ist aber auch wirklich ein hübsches Ding, hat einen Millionär aus Montclair geheiratet. Solche Sachen. Und dann hat Dotte mir erzählt - das war übrigens Dotte, die mir das erzählt hat, nicht etwa du -, Dotte meinte, dass du mit einer Frau ausgehst.«

Myron schloss die Augen.

»Stimmt das?«

Er sagte nichts.

»Dotte hat gesagt, du gehst mit einer Witwe mit sechs Kindern aus.«

»Zwei Kinder«, sagte Myron.

Mom brach ab und lächelte.

»Was ist?«

»Hab ich dich.«

»Hä?«

»Wenn ich zwei Kinder gesagt hätte, hättest du das Ganze vielleicht einfach abgestritten.« Mom hob den Aha-Finger in die Luft. »Aber ich wusste, wenn ich sechs Kinder sage, dann reagierst du. Also hab ich dich erwischt.«

Myron sah seinen Vater an. Der zuckte die Achseln. »Sie hat in letzter Zeit ziemlich oft *Matlock* geguckt.«

»Kinder, Myron. Du gehst mit einer Frau aus, die Kinder hat?«

»Mom, ich werde das so nett sagen, wie ich kann: Halt dich da raus.«

»Hör gut zu, du Komiker. Wenn Kinder im Spiel sind, kannst du nicht einfach so leichtsinnig weitemachen wie sonst. Dann musst du dir Gedanken darüber machen, welche Folgen das für sie hat. Verstehst du, was ich meine?«

»Ist dir die Bedeutung der Worte »halt dich da raus« nicht klar?«

»Gut, dann mach halt, was du willst.« Jetzt tat sie, als würde sie aufgeben. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. »Was geht mich das auch an?«

Sie gingen weiter - Myron in der Mitte, Dad rechts, Mom links. Die Formation, die sie auch früher immer eingenommen hatten. Nur dass sie jetzt langsamer gingen. Myron hatte nichts dagegen. Er war gerne bereit, langsamer zu machen, damit sie mithalten konnten.

Sie fuhren zur Wohnung und stellten den Wagen auf dem zugehörigen Parkplatz ab. Mom nahm absichtlich den Umweg am

Swimmingpool entlang, damit sie Myron einer verwirrenden Anzahl an Wohnungsbesitzern vorstellen konnte. Mom sagte immer wieder: »Sie erinnern sich sicher noch an meinen Sohn?«, und auch Myron gab vor, sich an die neuen Nachbarn seiner Eltern zu erinnern. Manche der Frauen, von denen einige schon auf die achtzig zugingen, waren zu gut gebaut. Wie man schon zu Dustin Hoffman in *Die Reifeprüfung* gesagt hatte: »Plastik.« Auch wenn es damals um etwas anderes gegangen war. Myron hatte nichts gegen Schönheitschirurgie, aber irgendwann war ein Alter erreicht, in dem es ihm einfach zu viel wurde.

Auch in der Wohnung war es zu hell. Man sollte meinen, dass die Menschen im Alter es nicht mehr ganz so hell haben wollten, aber ganz im Gegenteil. Seine Eltern behielten die Schweißersonnenbrillen sogar drinnen noch fünf Minuten auf. Mom fragte, ob er Hunger hätte. Er war klug genug, die Frage zu bejahen. Sie hatte schon eine Sandwich- und Hamburger-Platte - Moms Kochkünste hätten selbst in Guantanamo Bay als unmenschlich gegolten - bei einem Restaurant namens Tonys bestellt, wo das Essen »genau wie früher zu Hause bei Eppes« war.

Sie aßen und unterhielten sich. Mom versuchte immer wieder, Dad die Salatreste aus den Mundwinkeln zu wischen, aber ihre Hand zitterte zu stark. Myron sah seinen Vater an. Moms Parkinson wurde stärker, aber über das Thema sprachen sie mit Myron nicht. Sie wurden alt. Dad hatte einen Herzschrittmacher, Mom hatte Parkinson. Ihre erste Bürgerpflicht bestand jedoch darin, ihren Sohn von solchen Dingen abzuschirmen.

»Wann musst du zu deinem Meeting?«, fragte Mom.

Myron sah auf die Uhr. »Jetzt.«

Sie verabschiedeten sich wieder mit Umarmungen und Wangenküssen. Als er ging, kam er sich vor, als ließe er sie im Stich, als müssten sie den Feind alleine in Schach halten, während er sich in Sicherheit begab. Alternde Eltern zu haben war Mist, aber - wie Esperanza oft anmerkte, die ihre Eltern jung verloren hatte - es war besser als die Alternative.

Im Fahrstuhl sah Myron auf sein Handy. Aimee hatte ihn immer noch nicht zurückgerufen. Er versuchte noch einmal, sie zu erreichen, war aber nicht überrascht, als sich sofort die Mailbox meldete. Jetzt reicht's, dachte er. Er würde einfach ihre Eltern anrufen und fragen, was mit ihr los war.

Doch dann hatte er Aimees Stimme wieder im Ohr: »*Du hast es versprochen ...*«

Er wählte Eriks und Claires Nummer. Claire meldete sich. »Hallo?«

»Hey, hier ist Myron.«

»Hi.«

»Was läuft denn so?«

»Nicht viel«, sagte Claire.

»Ich hab Erik heute Morgen getroffen ...«, Mann, war wirklich noch der gleiche Tag? »... und er hat mir erzählt, dass Aimee die Zulassung für Duke bekommen hat. Also wollte ich ihr gratulieren.«

»Ja, danke.«

»Ist sie da?«

»Nein, im Moment nicht.«

»Kann ich nachher noch mal anrufen?«

»Ja, klar.«

Myron wechselte die Tonart. »Ist alles in Ordnung? Du klingst ein bisschen beunruhigt.«

Er wollte noch mehr sagen, aber wieder gingen ihm Aimees Worte, »*Du hast versprochen, dass du meinen Eltern nichts erzählst*«, durch den Kopf.

»Ach, es ist schon alles in Ordnung«, sagte Claire. »Aber jetzt muss ich erst mal los. Noch mal vielen Dank für das Empfehlungsschreiben.«

»Das war keine große Sache.«

»Das war extrem wichtig. Der Viert- und Siebtbeste aus ihrem Jahrgang hatten sich auch beworben, und die sind nicht genommen worden. Dein Brief war das Entscheidende.«

»Das bezweifle ich. Aimee ist eine tolle Kandidatin.«

»Schon möglich. Trotzdem vielen Dank.«

Im Hintergrund war ein Murren zu hören. Es klang nach Erik. Wieder hatte er Aimees Stimme im Ohr: *»Im Moment läuft's zwischen ihnen nicht so gut.«* Myron überlegte, was er noch sagen oder fragen könnte, aber da hatte Claire schon aufgelegt.

Loren Muse hatte einen neuen Mordfall ergattert - es war sogar ein Doppelmord. Zwei Männer waren vor einem Nachtclub in East Orange erschossen worden. Gerüchten zufolge ging der Mord auf das Konto von John »The Ghost« Asseita, einem berüchtigten Auftragskiller, der auch noch hier aus der Gegend stammte. Die letzten Jahre war es ruhig um Asseita gewesen. Wenn er wieder hier war, würden sie in nächster Zeit genug zu tun bekommen.

Loren ging den Bericht des Ballistikers durch, als ihr privates Handy klingelte. Sie nahm den Hörer ab und meldete sich: »Muse.«

»Rat mal, wer dran ist.«

Sie lächelte. »Lance Banner, alter Fuchs. Bist du das?«

»Klar doch.«

Banner arbeitete bei der Kriminalpolizei in Livingston, New Jersey, dem Vorort, in dem sie beide aufgewachsen waren.

»Was verschafft mir das Vergnügen?«

»Ermittelst du noch in der Sache mit der vermissten Katie Rochester?«

»Eigentlich nicht«, sagte sie.

»Warum nicht?«

»Erstens gibt es nicht den geringsten Hinweis auf Anwendung von Gewalt. Und zweitens ist Katie Rochester über achtzehn.«

»Aber gerade mal so.«

»Für das Gesetz spielt es keine Rolle, ob sie achtzehn oder achtzig ist. Darum haben wir auch nie offizielle Ermittlungen aufgenommen. «

»Und inoffizielle?«

»Ich habe mich mit einer gewissen Edna Skylar getroffen. Sie ist Ärztin am St. Barnabas.« Sie gab Ednas Geschichte in fast denselben Worten wieder, die sie auch ihrem Boss, County-Staatsanwalt Ed Steinberg, gegenüber gebraucht hatte. Steinberg hatte lange überlegt, bis er den erwarteten Entschluss gefällt hatte: »Wir haben nicht genug Leute, um so dünnen Hinweisen nachzugehen.«

Als sie fertig war, fragte Banner: »Wie bist du überhaupt zu dem Fall gekommen?«

»Na ja, eigentlich ist es ja wie gesagt gar kein Fall gewesen. Sie ist volljährig, es gab keine Anzeichen für Gewalt, du kennst das ja. Also war erst mal niemand zuständig. Aber dann hat ihr Vater, Dominick Rochester, in der Presse und im Fernsehen einen Riesenwirbel veranstaltet, was du ja vermutlich auch mitgekriegt hast; außerdem kennt er jemand, der jemand kennt, und so ist der Fall schließlich bei Steinberg gelandet ...«

»Und danach dann bei dir.«

»Genau. Und bei mir bleibt er auch erst mal liegen.«

Lance Banner fragte: »Hast du zehn Minuten Zeit für mich?«

»Hast du von dem Doppelmord in East Orange gehört?«

»Hab ich.«

»Ich leite die Ermittlungen.«

»Also liegt was ganz oben auf deinem Schreibtisch.«

»So ist es.«

»Das hab ich mir schon gedacht«, sagte Banner. »Deshalb geb ich mich ja auch mit zehn Minuten zufrieden.«

»Wichtig?«, fragte sie.

»Sagen wir einfach ...«, er machte eine Pause, dachte über ein Wort nach, »... sehr eigenartig.«

»Und es hat etwas mit Katie Rochesters Verschwinden zu tun?«

»Höchstens zehn Minuten, Loren. Mehr Zeit brauchen wir nicht. Ach was, mir reichen auch fünf.«

Sie sah auf die Uhr. »Wann?«

»Ich steh bei euch unten im Gebäude«, sagte er. »Kannst du uns einen Raum besorgen?«

»Für fünf Minuten? Verdammt, dann ist das doch kein Witz gewesen, was deine Frau von deinem Stehvermögen im Schlafzimmer erzählt hat.«

»Träum weiter, Muse. Hast du das Ping gehört? Ich steig gerade in den Fahrstuhl. Klär das mit dem Raum.«

Lance Banner von der Kriminalpolizei in Livingston hatte kurzgeschorene Haare. Er war kräftig gebaut und hatte ein kantiges Gesicht. Loren kannte ihn schon seit der Grundschule, und sie musste immer wieder daran denken, wie er damals ausgesehen hatte. So ist das mit Menschen, mit denen man aufgewachsen ist. Man sieht sie immer als Zweitklässler.

Loren bemerkte sein Zögern beim Betreten des Raumes - offenbar wusste er nicht, wie er sie begrüßen sollte, mit einem Kuss auf die Wange oder einem professionellen Händeschütteln. Sie übernahm die Initiative, zog ihn zu sich heran und küsste ihn auf die Wange. Beide gingen auf den Platz im Vernehmungsraum zu, auf dem sonst der Ermittler saß. Banner stoppte, hob die Hände und setzte sich gegenüber an den Tisch.

»Vielleicht solltest du mir meine Rechte vorlesen«, sagte er.

»Ich warte, bis ich genug Indizien für eine Verhaftung zusammen habe. Also, was hast du über Katie Rochester?«

»Keine Zeit für ein bisschen Smalltalk, was?«

Sie sah ihn nur an.

»Schon gut, dann legen wir direkt los. Sagt dir der Name Claire Biel was?«

»Nein.«

»Sie wohnt in Livingston«, sagte Banner. »Als wir klein waren, hieß sie Claire Garman.«

»Sagt mir immer noch nichts.«

»Sie war auch älter als wir. So vier, fünf Jahre.« Er zuckte die Achseln. »Ich dachte, ich frag mal.«

»Mhm«, sagte Loren. »Tu mir einen Gefallen, Lance. Tu so, als wär ich deine Frau, und überspring das Vorspiel.«

»Gut, also dann. Claire Biel hat heute Morgen bei uns auf der Wache angerufen. Ihre Tochter ist gestern Abend ausgegangen und nicht wieder nach Hause gekommen.«

»Wie alt ist sie?«

»Sie ist gerade achtzehn geworden.«

»Gibt's irgendwelche Hinweise auf ein Verbrechen?«

Er legte die Stirn in Falten, um zu zeigen, dass er noch mit sich rang. Dann sagte er: »Noch nicht.«

»Und?«

»Und normalerweise warten wir dann ein bisschen. Sie ist achtzehn, und es gibt kein Anzeichen für ein Gewaltverbrechen.«

»Genau wie bei Katie Rochester.«

»Stimmt.«

»Aber?«

»Ich kenne die Eltern ein bisschen. Claire war mit meinem großen Bruder in einer Klasse. Außerdem wohnen sie bei uns um die Ecke. Und natürlich machen sie sich Sorgen. Aber bei oberflächlicher Betrachtung denkt man gleich, dass das Mädchen wohl einfach mal einen draufmacht. Sie hat vor ein paar Tagen die Uni-Zulassung bekommen. Ist in Duke genommen worden. Das war ihre erste Wahl. Also ist sie wahrscheinlich mit ein paar Freunden feiern gegangen. Klingt doch logisch, oder?«

»Ja, klar.«

»Aber ich hab gedacht, es schadet ja nichts, wenn ich mir das noch mal etwas genauer anschau. Also hab ich ein paar einfache Dinge angeleiert. In erster Linie, um die Eltern zu beruhigen, dass mit ihrer Tochter - sie heißt übrigens Aimee - dass mit Aimee alles in Ordnung ist.«

»Und was hast du gemacht?«

»Ich hab ihre Kreditkartennummer überprüfen lassen, um zu gucken, ob Aimee irgendwo mit Karte bezahlt oder Geld vom Konto abgehoben hat.«

»Und?«

»Und ich hab was gefunden. Sie hat um zwei Uhr morgens den Höchstbetrag von 1000 Dollar an einem Geldautomaten abgehoben.«

»Hast du dir das Video von der Überwachungskamera angeguckt?«

»Ja.«

Das ging heutzutage innerhalb weniger Minuten. Man brauchte kein altmodisches Videoband mehr aus irgendeiner Bankfiliale abzuholen. Die Videos wurden digital gespeichert und konnten innerhalb weniger Sekunden per E-Mail verschickt und heruntergeladen werden,

»Es war Aimee«, sagte er. »Ohne jede Frage. Sie hat gar nicht erst versucht, ihr Gesicht zu verstecken oder so was.«

»Und?«

»Und jetzt glaubst du, dass sie eine Ausreißerin ist, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Eine todsichere Sache«, fuhr er fort. »Sie hat sich ein bisschen Geld besorgt und lässt jetzt irgendwo die Korken knallen. Lässt am Ende des letzten Schuljahrs mal richtig die Sau raus.« Banner wandte den Blick ab.

»Na komm schon, Lance. Was passt dir daran nicht?«

»Katie Rochester.«

»Weil Katie das Gleiche gemacht hat? Sich Geld aus dem Automaten gezogen hat, bevor sie verschwunden ist?«

Er wiegte bedächtig den Kopf hin und her. »Es ist nicht nur so, dass sie das Gleiche wie Katie gemacht hat«, sagte er. »Sie hat sogar *genau* das Gleiche gemacht.«

»Das versteh ich nicht.«

»Der Geldautomat, den Aimee Biel benutzt hat, liegt in Manhattan - um genau zu sein ...«, er sprach langsamer, »... an der Citibank Ecke 52nd Street und 6th Avenue.«

Loren spürte ein Kribbeln im Hinterkopf, das ihr von dort langsam den Rücken hinunterlief.

Banner sagte: »Das ist der gleiche, an dem auch Katie Rochester ihr Geld abgehoben hat, stimmt's?«

Sie nickte und sagte dann etwas wirklich Dummes: »Könnte auch Zufall sein.«

»Könnte es«, stimmte er zu.

»Hast du sonst noch was?«

»Wir haben gerade erst angefangen. Aber eine Liste der Handy-Telefone haben wir schon.«

»Und?«

»Direkt nachdem sie das Geld abgehoben hat, hat sie jemanden angerufen.«

»Wen?«

Lance Banner lehnte sich zurück und schlug die Beine übereinander. »Erinnerst du dich noch an einen Typen, der auf der Schule ein paar Jahre über uns war? Er heißt Myron Bolitar und ist später Basketballstar geworden.«

13

Myron saß in Miami zusammen mit Rex Storton, einem neuen Klienten, beim Abendessen in einem riesigen Restaurant. Rex hatte es ausgesucht, weil immer so viele Leute vorbeikamen. Das Restaurant gehörte zu einer Kette wie Bennigans oder TGI Fridays oder etwas ähnlich Allgegenwärtigem und Furchtbarem.

Storton war ein alternder Schauspieler, ein ehemaliger Superstar, der es auf eine Rolle in einer unabhängigen Filmproduktion abgesehen hatte, die ihn aus den Untiefen der Event-Gastronomie im *Loni Anderson Dinner Theater* wieder zurück in die höheren Gefilde Hollywoods befördern sollte. Rex trug ein prächtiges pinkfarbenes Polohemd mit hochgeschlagenem Kragen, eine weiße Hose, von der ein Mann seines Alters tunlichst die Finger lassen sollte, und ein glänzendes graues Toupet, das so lange gut aussah, wie man ihm nicht direkt gegenüber saß.

Jahrelang hatte Myron nur Profisportler vertreten. Als einer seiner Basketballspieler ins Filmgeschäft wechselte, hatte Myron ein paar Schauspieler kennen gelernt, woraus sich ein neuer Geschäftsbereich entwickelt hatte, und jetzt kümmerte er sich fast nur noch um die Hollywood-Klienten und hatte das Sport-Management fast komplett Esperanza überlassen.

Es war schon komisch. Eigentlich hätte man annehmen sollen, dass Myron, der früher selbst Profisportler gewesen war, leichter Beziehungen zu Menschen aufbauen könnte, die ähnliche Erfahrungen machten, wie er sie von früher kannte. Das gelang ihm aber häufig nicht. Mit Schauspielern kam er besser klar. Das lag wohl daran, dass die meisten Sportler schon in jungen Jahren etwas Besonderes waren und so schon sehr früh in eine göttähnliche Position gehoben wurden. Sportler bildeten eine elitäre Schicht in den Schulen. Sie wurden zu allen Partys eingeladen. Sie bekamen die heißen Mädchen. Die Erwachsenen scharwenzelten um sie herum. Die Lehrer behandelten sie mit Nachsicht.

Schauspieler waren da ganz anders. Meist kamen sie vom anderen Ende des Spektrums. Die Sportler waren fast überall die Stars. Schauspieler hingegen waren oft diejenigen, die es nicht geschafft hatten, in eine Mannschaft zu kommen, und sich daher eine andere Beschäftigung suchen mussten. Viele von ihnen waren einfach zu klein - wer je einem Schauspieler persönlich begegnet ist, dem ist wahrscheinlich aufgefallen, wie winzig sie sind - oder zu unkoordiniert. Also suchten sie ihr Heil in der Schauspielerei. Wenn sie dann später zu Stars wurden, waren sie die Aufmerksamkeit nicht gewohnt, die ihnen plötzlich zuteil wurde. Sie waren überrascht. Sie waren dankbar für das Glück, das sie erleben durften. In vielen Fällen - nicht in allen - machte sie das bescheidener als ihre Sportler-Pendants.

Es gab natürlich noch mehr Faktoren. Man sagte, Schauspieler gingen zum Theater, weil sie eine innere Leere spürten, die nur durch Applaus ausgefüllt werden konnte. Selbst wenn das zutraf,

zeigte es doch nur, dass Darsteller großen Wert darauf legten, anderen zu gefallen. Während Sportler es gewohnt waren, dass man ihnen jeden Wunsch von den Augen ablas, und glaubten, einen Anspruch auf eine solche Vorzugsbehandlung zu haben, erreichten Schauspieler dieses Ziel aus einer Position der Unsicherheit heraus. Sportler mussten gewinnen. Sie mussten ihr Gegenüber besiegen. Schauspieler brauchten nur den Applaus ihrer Umgebung und damit ihre Zustimmung.

Daher war es leichter, mit ihnen zu arbeiten.

Das war natürlich eine grobe Verallgemeinerung - Myron war schließlich Sportler und hielt sich nicht für schwierig -, aber wie bei den meisten Verallgemeinerungen war doch etwas dran.

Als er Rex von der Rolle in der unabhängigen Filmproduktion erzählte, brachte er das folgendermaßen auf den Punkt: »Sie spielen einen vergreisten Autodieb, der in Frauenklamotten rumläuft, dabei aber ein gutes Herz hat.« Rex nickte. Sein Blick wanderte unablässig durch den Raum, als wäre er auf einer Cocktailparty und wartete darauf, dass ein prominenter Guest hereinkam. Er hatte den Eingang immer im Blick. So war das mit Schauspielern. Myron aß mit einem Mann, dessen Abscheu vor den Medien weltberühmt war. Er hatte Fotografen verprügelt und Boulevardzeitungen verklagt. Er hatte um seine Privatsphäre gekämpft. Aber jedes Mal, wenn Myron mit ihm essen ging, setzte dieser Schauspieler sich so mitten in den Raum, dass er von der Tür aus gesehen werden konnte, und prüfte jedes Mal, wenn jemand hereinkam, mit einem kurzen Blick, ob man ihn auch erkannt hatte.

Mit immer noch unstetem Blick sagte Rex: »Ja, ja, ich versteh schon. Ich muss ein Kleid tragen.«

»Für ein paar Szenen schon, ja.«

»Das hab ich früher schon mal gemacht.«

Myron zog eine Augenbraue hoch.

»Beruflich, meine ich. Machen Sie jetzt keine Witze. Und das war geschmackvoll. Es muss ein geschmackvolles Kleid sein.«

»Was soll das heißen? Das Dekollete darf nicht so tief ausgeschnitten sein?«

»Sehr witzig, Myron. Sie sind einfach zum Schreien komisch. Und wo wir gerade dabei sind, muss ich Probeaufnahmen machen?«

»Ja.«

»Scheiße, ich hab achtzig Filme gemacht.«

»Ich weiß, Rex.«

»Kann er sich nicht einen davon angucken?«

Myron zuckte die Achseln. »Er hat das verlangt.«

»Gefällt Ihnen das Drehbuch?«

»Ja, mir gefällt's, Rex.«

»Wie alt ist dieser Regisseur?«

»Zweiundzwanzig.«

»Herrje. Ich war schon weg vom Fenster, als er auf die Welt gekommen ist.«

»Die bezahlen den Flug nach L. A..«

»Erster Klasse?«

»Economy, aber ich glaube, ich kann das auf Business Class aufstocken.«

»Ach, was soll's. Ich würd mich nur mit einem Hüfthalter bekleidet auf den Flügel setzen, wenn die Rolle in Ordnung ist.«

»Das ist die richtige Einstellung.«

Eine Mutter kam mit ihrer Tochter an den Tisch und bat Rex um ein Autogramm. Er lächelte großmütig und streckte die Brust raus. Dann sah er die Mutter an und fragte: »Sind Sie Schwestern?«

Sie kicherte noch, als sie ging.

»Wieder ein zufriedener Kunde«, sagte Myron.

»Ich bemühe mich, den Menschen eine Freude zu machen.«

Eine dralle Blondine bat um ein Autogramm. Rex küsste sie etwas zu intensiv. Als sie wieder wegstolziert war, hielt Rex einen Zettel hoch. »Schauen Sie.«

»Was ist das?«

»Ihre Telefonnummer.«

»Toll.«

»Was soll ich sagen, Myron. Ich liebe Frauen.«

Myron sah nach oben rechts in die Luft.

»Was ist?«

»Ich hab nur überschlagen«, sagte Myron, »was bei dem Ehevertrag rausspringt.«

»Sehr komisch.«

Sie aßen Hähnchen aus der Fritteuse. Es hätte auch Rind sein können. Oder Garnelen. Wenn es erst einmal in der Fritteuse gewesen war, schmeckte alles gleich. Myron spürte, dass Rex ihn ansah.

»Was ist?«, fragte Myron.

»Es fällt mir nicht leicht, das einzugeben«, sagte Rex, »aber ich lebe erst dann richtig auf, wenn ich im Rampenlicht stehe. Ich war drei Mal verheiratet und habe vier Kinder. Ich liebe sie alle. Ich war gern mit ihnen zusammen, aber eigentlich fühle ich mich in meinem Körper nur dann wirklich zu Hause, wenn ich im Rampenlicht stehe.«

Myron sagte nichts.

»Finden Sie das armselig?«

Myron zuckte die Achseln.

»Soll ich Ihnen noch was sagen?«

»Was?«

»Ich glaube, tief im Innersten geht das den meisten Menschen so. Sie sehnen sich nach Ruhm. Sie wollen erkannt und auf der Straße angesprochen werden. In letzter Zeit habe ich oft gehört, dass das eine ganz neue Entwicklung sein soll, die erst mit diesem Reality-TV-Mist aufgekommen ist, ich glaub aber, dass das schon immer so war.«

Myron betrachtete sein erbärmliches Mahl.

»Sehen Sie das auch so?«

»Ich weiß nicht, Rex.«

»Für mich ist das Rampenlicht etwas schwächer geworden,

wenn Sie wissen, was ich meine. Ich bin langsam immer weiter aus der Bühnenmitte verschwunden und etwas mehr in den Schatten gerückt. Und das war mein Glück. Im Lauf der Jahrzehnte habe ich aber auch ein paar echte Eintagsfliegen kennen gelernt. Die sind ihr Leben lang nicht glücklich geworden. Hinterher jedenfalls nicht mehr. Ich hatte Zeit, mich daran zu gewöhnen, weil das Licht allmählich schwächer wurde. Und die Leute erkennen mich immer noch. Deshalb gehe ich auch jeden Abend im Restaurant essen. Ja, ein furchtbarer Gedanke, aber es ist wahr. Und selbst jetzt, mit über siebzig, träume ich noch davon, noch mal mitten auf einer großen Bühne zu stehen, da, wo das Licht am hellsten ist. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Ja, verstehe ich«, sagte Myron. »Und deshalb mag ich Sie.«
»Wieso?«

»Weil Sie ehrlich damit umgehen. Die meisten Schauspieler behaupten, es ginge ihnen nur um die Arbeit.«

Rex verzog höhnisch das Gesicht. »Was für ein Humbug. Aber die können nichts dafür, Myron. Ruhm ist eine Droge. Wahrscheinlich die stärkste, die es gibt. Man wird süchtig danach, aber man will es nicht zugeben.« Rex sah ihn mit dem berüchtigten verschmitzten Lächeln an, bei dem die Mädchen früher reihenweise schwach geworden waren. »Und was ist mit Ihnen, Myron?«

»Was soll mit mir sein?«

»Prominente stehen also im Rampenlicht, ja? Bei mir ist es mit der Zeit immer schwächer geworden. Aber bei Ihnen, *dem* Spitzen-Nachwuchsbasketballspieler im Land? Sie sind auf dem Weg zur großen Profi-Karriere gewesen ...«

Myron wartete.

»... und dann ...«, Rex schnippte mit den Fingern, »... standen Sie im Dunkeln. Und Sie waren damals erst, na ja, einundzwanzig oder zweiundzwanzig Jahre alt?«

»Zweiundzwanzig«, sagte Myron.

»Und wie sind Sie damit zurechtgekommen? Und ich liebe Sie auch, mein Süßer. Also sagen Sie mir die Wahrheit.«

Myron schlug die Beine übereinander. Er spürte, dass er rot wurde. »Gefällt Ihnen die neue Show?«

»Was, das Dinner Theater?«

»Ja.«

»Das ist Hundekacke. Es ist schlimmer als eine Striptease' Show an der Route 17 in Lodi, New Jersey.«

»Und das wissen Sie aus persönlicher Erfahrung?«

»Versuchen Sie nicht, das Thema zu wechseln. Wie sind Sie damit zurechtgekommen?«

Myron seufzte. »Die meisten Menschen würden wohl sagen, erstaunlich gut.«

Rex hob die offene Hand und winkte lockend mit dem Zeigefinger.

»Was wollen Sie jetzt hören?«

Rex dachte darüber nach. »Was haben Sie als Erstes gemacht?«

»Nachdem ich verletzt wurde?«

»Ja.«

»Reha. Jede Menge Reha.«

»Und als Ihnen klar wurde, dass Ihre Tage als Basketballspieler vorbei sind ... ?«

»Bin ich wieder auf die Uni gegangen und habe Jura studiert.«

»Wo?«

»Harvard.«

»Sehr beeindruckend. Und als Sie da Ihren Abschluss gemacht hatten?«

»Das wissen Sie doch, Rex. Ich habe eine Agentur für Profisportler gegründet, die sich dann auf andere Bereiche ausgeweitet hat und jetzt auch Schauspieler und Schriftsteller vertritt.« Er zuckte die Achseln.

»Myron?«

»Was ist?«

»Ich wollte die Wahrheit hören.«

Myron spießte mit der Gabel etwas vom Teller auf und kaute bedächtig. »Bei mir sind nicht nur die Lichter ausgegangen, Rex. Das war ein alles umfassender Stromausfall. Ein Jahrhundert-Blackout.«

»Ich weiß.«

»Also musste ich das Ganze hinter mir lassen.«

»Und?«

»Und das ist alles.«

Rex schüttelte den Kopf und lächelte.

»Was ist?«

»Nächstes Mal«, sagte Rex. Er nahm seine Gabel. »Sie können es mir nächstes Mal erzählen.«

»Sie sind eine Nervensäge.«

»Aber Sie lieben mich, vergessen Sie das nicht.«

Als sie fertig gegessen und getrunken hatten, war es spät geworden. Der zweite Abend hintereinander, an dem er was getrunken hatte. Myron Bolitar, der Saufkumpan der Stars. Er begleitete Rex noch ins Hotel, bevor er mit dem Taxi weiter zur Wohnung seiner Eltern fuhr. Er hatte einen Schlüssel. Er schloss leise auf, als bemühe er sich, Mom und Dad nicht zu wecken. Dabei wusste er ganz genau, dass das nichts nützte.

Der Fernseher lief. Sein Vater saß im Wohnzimmer. Als Myron eintrat, tat Dad so, als wäre er gerade aufgewacht. Das stimmte nicht. Dad wartete immer, bis Myron nach Hause kam. Wie spät es war, spielte dabei keine Rolle. Und dass Myron schon mitten in seinem vierten Lebensjahrzehnt stand, auch nicht.

Myron trat hinter den Sessel seines Vaters. Dad drehte sich um und empfing ihn mit dem Lächeln, das er sich nur für Myron aufsparte und mit dem er ihm versicherte, dass er das Größte war, was die Augen dieses Mannes je erblickt hatten. Wie sollte man das übertreffen?

»Hattest du einen schönen Abend?«

»Rex ist ziemlich cool«, sagte Myron.

»Ich mochte seine Filme.« Sein Vater nickte ein paar Mal zu oft. »Setz dich doch noch einen Moment.«

»Was ist los?«

»Setz dich einfach, okay?«

Er setzte sich. Myron legte die Hände in den Schoß. Wie ein Achtjähriger. »Geht's um Mom?«

»Nein.«

»Ihr Parkinson wird schlimmer.«

»So ist das mit Parkinson, Myron. Das wird immer schlimmer.«

»Kann ich irgendwas tun?«

»Nein.«

»Vielleicht kann ich wenigstens was dazu sagen.«

»Tu's nicht. Das ist besser so. Außerdem kannst du ihr nichts sagen, was deine Mutter nicht längst weiß.«

Jetzt war es an Myron, ein paar Mal zu oft zu nicken. »Und wörüber willst du mit mir reden?«

»Nichts. Aber deine Mutter meinte, wir sollten mal ein offenes Gespräch unter Männern führen.«

»Worüber?«

»Die heutige Ausgabe der *New York Times*.«

»Wie bitte?«

»Da war heute ein Artikel drin, von dem deine Mutter meinte, dass du dich vielleicht darüber aufregst. Und deshalb sollte ich mit dir darüber sprechen. Aber das mach ich nicht. Ich geb dir einfach die Zeitung und lass dich eine Weile zufrieden, damit du den Artikel in Ruhe lesen kannst. Wenn du darüber reden willst, sagst du mir Bescheid, okay? Wenn nicht, lass ich dich in Ruhe.«

Myron runzelte die Stirn. »Ein Artikel in der *New York Times*?«

»Im *Sunday-Styles-Teil*.« Dad stand auf und deutete mit dem Kinn auf den Zeitungsstapel. »Seite sechzehn. Gute Nacht, Myron.«

»Gute Nacht, Dad.«

Sein Vater ging den Flur hinunter. Er brauchte sich nicht zu bemühen, leise zu sein. Mom hätte auch bei einem *Judas-Priest*-Konzert direkt vor der Bühne schlafen können. Dad war der Nachtwächter, Mom Dornröschen. Myron stand auf. Er nahm den *Sunday-Styles-Teil*, schlug Seite sechzehn auf, sah das Foto und spürte, wie sich der Absatz eines Stöckelschuhs in sein Herz bohrte.

Der *Sunday-Styles-Teil* der *New York Times* war gehobener Klatsch. Am meisten wurden die Heiratsanzeigen gelesen. Und da, oben links auf Seite sechzehn, war ein Foto von einem Mann, der an Barbies Ehemann Ken erinnerte und dessen Zähne zu gut aussahen, als dass es Jacketkronen sein konnten. Sein Kinngrübchen hätte einem republikanischen Senator gut gestanden, und er hieß Stone Norman. Im Artikel stand, dass Stone die *BMV Investment Group* leitete, ein extrem erfolgreiches Finanzunternehmen, das sich auf große Transaktionen institutioneller Anleger spezialisiert hatte.

Schnarch.

Die Anzeige verkündigte, dass Stone Norman und seine zukünftige Frau nächsten Samstag in der *Tavern on the Green* in Manhattan heiraten würden. Ein Geistlicher würde die Zeremonie vollziehen. Dann würden die frisch Vermählten ihr gemeinsames Leben in Scarsdale, New York, beginnen.

Weiter schnarch.

Aber das war es nicht, was ihm das Herz durchbohrt hatte. Nein, was wirklich weh tat und seine Knie zum Zittern brachte, war die Frau, die der gute alte Stone heiratete, die Frau, die auf dem Foto lächelnd neben ihm stand - mit diesem Lächeln, das Myron nur zu gut kannte.

Einen Moment lang starrte Myron sie nur an. Er streckte den Finger aus und streichelte der zukünftigen Braut übers Gesicht. Im Artikel stand, dass sie Bestseller-Autorin war und sowohl für den PEN/Faulkner als auch für den National Book Award nomi-

niert worden war. Sie hieß Jessica Culver, und auch wenn es im Artikel nicht erwähnt wurde, war sie doch mehr als zehn Jahre lang Myron Bolitars große Liebe gewesen.

Er saß nur da und starrte auf die Zeitung.

Jessica, die Frau, bei der er sicher gewesen war, dass sie seine Seelenverwandte war, heiratete einen anderen Mann.

Er hatte sie seit ihrer Trennung vor sieben Jahren nicht mehr gesehen. Für ihn war das Leben weitergegangen. Für sie natürlich auch. Warum war er jetzt so überrascht?

Er legte die Zeitung zur Seite, dann griff er wieder danach. In einem anderen Leben hatte Myron um Jessicas Hand angehalten. Sie hatte abgelehnt. Danach waren sie - wenn auch mit Unterbrechungen - die nächsten zehn Jahre lang zusammengeblieben. Aber am Ende wollte Myron heiraten und Jessica nicht. Sie hatte sich über seine spießbürgerlichen Ideen lustig gemacht - die Vororte, die Palisadenzäune, die Kinder, die Grillabende, die Kinder-Baseballspiele der Little League. Sie hatte ihm vorgeworfen, das Leben führen zu wollen, das seine Eltern geführt hatten.

Nur dass jetzt Jessica den großen Stone Norman heiratete und in den Mega-Vorort Scarsdale, New York, zog.

Behutsam faltete Myron die Zeitung zusammen und legte sie auf den Kaffeetisch. Er stand seufzend auf und ging den Flur entlang. Auf dem Weg schaltete er das Licht aus. Er kam am Schlafzimmer seiner Eltern vorbei. Die Nachttischlampe war noch an. Sein Vater hustelte, um Myron zu zeigen, dass er noch wach war.

»Ist alles okay?«, sagte er laut.

Sein Vater antwortete nicht, und dafür war Myron ihm dankbar. Der Mann war wie ein Hochseil-Artist, dem der unmögliche Spagat gelang, einerseits zu zeigen, dass er zur Stelle war, und gleichzeitig den Eindruck zu vermeiden, dass er sich einmischen würde.

Jessica Culver, die Liebe seines Lebens, die Frau, von der er im-

mer geglaubt hatte, dass sie füreinander bestimmt waren, würde am Wochenende heiraten.

Myron wollte darüber schlafen. Aber es gelang ihm nicht.

14

Es wurde Zeit, mit Aimee Biels Eltern zu reden.

Es war sechs Uhr morgens. Loren Muse, die Ermittlerin der Staatsanwaltschaft, saß im Schneidersitz auf dem Fußboden. Sie trug Shorts, und der grobe Teppichboden kratzte an ihren Beinen. Um sich hatte sie den Polizeibericht und die Akten ausgebreitet. In der Mitte lag der Zeitplan, den sie erstellt hatte.

Aus dem Nebenzimmer drang lautes Schnarchen an ihr Ohr. Eigentlich wohnte Loren seit über zehn Jahren allein in dieser schäbigen Erdgeschosswohnung. Sie hatte sie als »Wohnung mit Garten« gemietet, obwohl im kleinen Hof nur der eintönige, rote Backstein gedieh. Diese robusten Häuser mit dem Charme von Gefängniszellen waren Übergangsquartiere für Menschen auf dem Weg nach oben oder nach unten, und für ein paar wenige, denen das Privatleben mehr oder weniger zu einer Hölle geworden war, aus der sie sich nicht befreien konnten.

Im Nebenzimmer schnarchte nicht etwa ihr Freund. Loren hatte zwar einen - einen totalen Loser namens Pete -, aber ihre Mutter, die mehrfach geschiedene und verwitwete, ehemals begehrenswerte und jetzt erschlaffte Carmen Valos Muse Brewster Undsweiter, befand sich gerade zwischen zwei Beziehungen und war daher bei ihr eingezogen. Das Schnarchen kam von dem Schleim, der sich in den Bronchien der Kettenraucherin gesammelt hatte, und wurde noch verstärkt durch den jahrelangen Konsum von billigem Wein und das Trällern kitschiger Lieder.

Der Küchentreten war voller Krümel. In der Mitte lag eine leere Cracker-Packung neben einem offenen Erdnussbutterglas,

aus dem ein Messer wie Excalibur aus dem Stein herausragte. Loren inspizierte die Telefonlisten, die Kreditkarten-Abrechnungen, die Liste mit den E-ZPass-Abrechnungen für Brücken- und Straßenmaut. Daraus ergab sich ein interessantes Bild.

01.56: Aimee Biel zieht Geld am Automaten der Citibank-Filiale an der 52nd Street - demselben Geldautomaten, den Katie Rochester vor drei Monaten auch benutzt hat. Sehr seltsam.

02.16: Aimee Biel versucht Myron Bolitar in seiner Wohnung in Livingston zu erreichen. Der Anruf dauert nur wenige Sekunden.

02.17: Aimee ruft Myron Bolitars Handy an. Das Gespräch dauert drei Minuten.

Loren nickte. Wahrscheinlich hatte Aimee Biel erst versucht, Bolitar zu Hause anzurufen, und als er nicht ranging - das würde die Kürze des ersten Anrufes erklären -, hatte sie seine Handynummer gewählt.

Also weiter:

02.21: Myron Bolitar ruft Aimee Biel an. Der Anruf dauert eine Minute.

Erste Ermittlungen hatten ergeben, dass Bolitar häufig in New York in der Wohnung eines Freunds namens Windsor Horne Lockwood III übernachtete. Lockwood war polizeibekannt. Trotz seines feudalen Stammbaums und der zugehörigen Ausbildung wurde er verdächtigt, mehrere Menschen tötlich angegriffen zu haben. Womöglich gingen sogar ein paar Morde auf seine Rechnung. Sein Ruf war völlig aberwitzig. Mit dem vorliegenden Fall hatte er aber auf den ersten Blick nichts zu tun.

Höchstwahrscheinlich war Bolitar in Lockwoods Apartment in Manhattan gewesen. Er hatte seinen Wagen in einem nahegelegenen Parkhaus abgestellt. Nach Auskunft des Parkplatzwärters hatte Bolitar den Wagen gegen 02.30 Uhr abgeholt.

Sie konnten es noch nicht beweisen, aber Loren war sich ziemlich sicher, dass Bolitar nach Midtown gefahren war und Aimee Biel abgeholt hatte. Sie versuchten gerade, an die Bilder von den Überwachungskameras der Geschäfte dort heranzukommen. Vielleicht war Bolitars Wagen darauf irgendwo zu sehen. Die These klang aber so plausibel, dass sie auch ohne Bestätigung erst einmal damit weiterarbeitete.

Zurück zum Zeitplan:

03.11: Sie hatten eine Kreditkarten-Abbuchung von Bolitars Visa-Konto von der Exxon-Tankstelle an der Route 4 in Fort Lee, New Jersey. Das war gleich hinter der George Washington Bridge.

03.55: Der E-ZPass an Bolitars Wagen zeigte, dass er auf dem Garden State Parkway in Richtung Süden gefahren war und dort auch die Mautstation in Bergen County passiert hatte.

04.08: Bolitars E-ZPass wurde an der Mautstation in Essex County registriert, was zeigte, dass Bolitar weiter Richtung Süden gefahren war.

Weitere Maut-Abbuchungen gab es nicht. Vielleicht war er an der Ausfahrt 145 abgebogen und zu seinem Haus in Livingston gefahren. Loren zeichnete die Strecke nach. Das leuchtete ihr nicht ein. Man fuhr nicht über die George Washington Bridge und den Parkway. Aber selbst wenn, brauchte man keine 40 Minuten bis zur Mautstation in Bergen County. Um die Tageszeit dauerte das keine 20 Minuten.

Was hatte Bolitar zwischendurch gemacht?

Sie konzentrierte sich wieder auf den Zeitplan. Hinterher gab es eine Lücke von fast drei Stunden, aber um 07.18 Uhr hatte Bolitar Aimee Biels Handy angerufen. Sie war nicht rangegangen. Er hatte es im Lauf des Vormittags noch zweimal versucht. Beide Male ohne Erfolg. Gestern hatte er bei den Biels zu Hause angerufen. Das war der einzige Anruf, der länger als ein paar Sekunden gedauert hatte. Loren fragte sich, ob er da mit den Eltern gesprochen hatte.

Sie griff zum Telefon und rief Lance Banner an.

»Was gibt's?«, fragte er.

»Hast du Aimees Eltern von Bolitar erzählt?«

»Noch nicht.«

»Ich glaube«, sagte Loren, »das wäre jetzt der richtige Zeitpunkt.«

Myron hatte eine neue Morgenroutine entwickelt. Als Erstes griff er nach der Zeitung und sah sich die Liste mit den Kriegsgefallenen an. Er überflog die Namen. Alle Namen. Er überzeugte sich, dass Jeremy Downing nicht darunter war. Dann fing er vorne an und las jeden Namen noch einmal in Ruhe. Er sah sich den Dienstgrad, den Heimatort und das Alter des Toten an. Mehr wurde nicht aufgeführt. Aber Myron stellte sich vor, dass jeder Name auf der Liste ein Jeremy war, dass er genauso war wie der nette Neunzehnjährige aus der Nachbarschaft - denn, so banal das auch klang, genau das waren diese Toten. Er sinnierte ein paar Minuten, was so ein Tod bedeutete - dass dieses junge, hoffnungsvolle Leben voller Träume für immer beendet war - und wie die Eltern sich dabei fühlten.

Er hoffte, seine Staatsoberhäupter taten etwas Ähnliches, bezweifelte es allerdings stark.

Myrons Handy klingelte. Auf dem Display stand SWEET CHEEKS. Das war Wins Geheimnummer. Myron nahm das Gespräch an und sagte: »Hallo?«

Ohne jede Begrüßung sagte Win: »Dein Flug kommt um dreizehn Uhr an.«

»Arbeitest du jetzt für die Fluggesellschaft?«

»Arbeitest du jetzt für die Fluggesellschaft«, sagte Win. »Der war echt gut.«

»Was ist los?«

»Arbeitest du jetzt für die Fluggesellschaft«, wiederholte Win.

»Den Spruch muss ich mir noch mal auf der Zunge zergehen lassen. Arbeitest du jetzt für die Fluggesellschaft. Urkomisch.«

»Bist du fertig?«

»Warte, ich such mir eben einen Kugelschreiber, damit ich ihn aufschreiben kann. Arbeitest... Du ... Jetzt... Für ... Die ... Fluggesellschaft.«

»Reicht's jetzt?«

»Fangen wir noch mal von vorne an. Dein Flug kommt um dreizehn Uhr an. Ich hole dich am Flughafen ab. Ich habe zwei Karten für die Knicks. Wir sitzen direkt am Spielfeldrand. Wahrscheinlich neben Paris Hilton oder Kevin Bacon. Wenn du nichts dagegen hast, würde ich dann lieber neben Kevin sitzen.«

»Du kannst die Knicks nicht ausstehen«, sagte Myron.

»Das ist wahr.«

»Und eigentlich gehst du auch nicht gern zu einem Basketballspiel. Wieso hast du uns also ...« Dann verstand Myron.
»Scheiße.«

Schweigen.

»Seit wann liest du den Styles-Teil, Win?«

»Um eins. Newark Airport. Bis dann.«

Klick.

Myron beendete die Verbindung und konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Dieser Win. Was für ein Kumpel.

Er ging in die Küche. Sein Vater war auf den Beinen und machte Frühstück. Er sagte nichts von Jessicas bevorstehender Hochzeit. Mom hingegen sprang von ihrem Stuhl auf, eilte ihm

entgegen, schaute ihn an, als wäre er todkrank, und fragte, ob es ihm gut gehe. Er versicherte ihr, dass alles in Ordnung sei.

»Ich hab Jessica seit sieben Jahren nicht mehr gesehen«, sagte er. »So schlimm ist das nicht.«

Seine Eltern nickten beide nachsichtig, als wollten sie ihm seinen Willen lassen.

Ein paar Stunden später fuhr er zum Flughafen. Er hatte sich eine Weile schlaflos im Bett herumgewälzt, aber im Grunde machte es ihm wirklich nicht viel aus. Sieben Jahre. Sie waren seit sieben Jahren getrennt. Und auch wenn Jessica in der Zeit, in der sie zusammen waren, meist die Fäden in der Hand gehalten hatte, war Myron am Ende derjenige gewesen, der die Beziehung beendet hatte.

Jessica war Vergangenheit. Er zog sein Handy aus der Tasche und rief Ali an - die Gegenwart.

»Ich bin am Flugplatz in Miami«, sagte er.

»Wie war's in Florida?«

Als er Alis Stimme hörte, wurde ihm warm ums Herz. »Ist gut gelaufen.«

»Aber?«

»Kein Aber. Ich will dich sehen.«

»Wie wär's um zwei? Die Kinder sind dann aus dem Haus. Versprochen.«

»Was hast du vor?«, fragte er.

»Der Fachbegriff wäre - warte, ich schlag im Wörterbuch nach - ein *Nooner*.«

»Ali Wilder, du kleine Teufelin.«

»So bin ich.«

»Bis zwei schaff ich's nicht. Win hat mich zum Knicks-Spiel eingeladen.«

»Und was ist direkt nach dem Spiel?«, fragte sie.

»Mann, ich kann's einfach nicht ausstehen, wenn du die Prüde spielst.«

»Darf ich das als Zusage verstehen?«

»Auf jeden Fall.«

»Ist bei dir sonst alles in Ordnung?«, fragte sie.

»Mir geht's gut.«

»Du klingst etwas komisch.«

»Ich gebe mir große Mühe, komisch zu sein.«

»Dann gib dir nicht allzu viel Mühe.«

Es entstand ein kurzes, peinliches Schweigen. Er wollte ihr sagen, dass er sie liebte. Aber das war zu früh. Oder vielleicht war jetzt auch einfach der falsche Zeitpunkt, nachdem er das von Jessica gehört hatte. So etwas sollte man beim ersten Mal nicht aus dem falschen Grund sagen.

Also sagte er stattdessen: »Mein Flug ist schon aufgerufen.«

»Dann bis bald, mein Hübscher.«

»Warte, wenn ich erst abends komme, ist das dann noch ein *Nooner*? Ist das nicht eher ein *Eveninger*?«

»Das Wort ist mir einfach zu lang. Ich will keine Zeit verschwenden.«

»Und mit diesen Worten ...«

»Pass auf dich auf, mein Hübscher.«

Erik Biel saß allein auf der Couch. Trotzdem setzte seine Frau sich in einen Sessel. Loren merkte das. Sie hätte erwartet, dass ein Ehepaar in einer solchen Situation näher zusammenrückt, um sich gegenseitig zu trösten. Die Körpersprache der beiden ließ jedoch darauf schließen, dass sie so weit wie möglich von einander entfernt sein wollten. Vielleicht deutete das auf einen Riss in der Beziehung hin. Oder es zeigte, dass dies eine so einschneidende Erfahrung war, dass Zärtlichkeit - besonders Zärtlichkeit - den Schmerz nur noch verstärkte.

Claire Biel hatte ihnen Tee gekocht. Loren wollte eigentlich keinen, sie hatte aber gelernt, dass es die meisten Menschen entspannte, wenn man ihnen erlaubte, etwas selbst in die Hand zu nehmen. Was sie taten, spielte dabei fast keine Rolle, es konnte auch etwas sehr Profanes oder eine einfache häusliche Tätigkeit

sein. Also hatte sie den Tee angenommen. Lance Banner, der hinter ihr stand, hatte abgelehnt.

Lance überließ ihr die Führung. Er kannte die Familie. Bei ein paar Fragen konnte das auch helfen, aber sie musste das Ganze erst einmal in Gang bringen. Loren trank einen Schluck Tee. Sie ließ das Schweigen eine Weile auf sie wirken - und hoffte dabei, dass einer von ihnen zuerst das Wort ergriff. Man konnte das für grausam halten — was es aber nicht war, wenn es dazu beitrug, Aimee zu finden. Wenn Aimee gesund wieder auftauchte, war die ganze Angelegenheit schnell wieder vergessen. Wenn nicht, war das durch das Schweigen ausgelöste Unbehagen nichts im Vergleich zu dem, was ihnen noch bevorstand.

»Wir haben Ihnen«, fing Erik Biel an, »eine Liste von Aimees engsten Freunden mit den zugehörigen Telefonnummern zusammengestellt. Wir haben schon mit allen gesprochen. Auch mit ihrem Freund Randy Wolf.«

Loren sah sich die Liste in Ruhe an.

»Gibt es irgendwelche neuen Entwicklungen?«, fragte Erik.

In Lorens Augen war Erik Biel ein Paradebeispiel für einen verklemmten Mann. Der Mutter, Claire, merkte man an, wie sehr sie unter dem Verschwinden ihrer Tochter litt. Sie sah übernächtigt und einfach furchtbar aus. Aber der frisch rasierte Erik wirkte in seinem gestärkten Hemd mit perfekt gebundener Krawatte sogar noch gequälter. Er versuchte offenbar mit allen Mitteln, nicht die Kontrolle zu verlieren. Mit ihm würde es nicht *langsam* bergab gehen. Er würde einfach durchknallen. Das konnte ziemlich hässlich werden und womöglich bleibende Schäden hinterlassen.

Loren reichte Lance Banner die Liste. Dann wandte sie sich wieder an die Biels. Sie sah Erik an und ließ die Bombe platzen. »Kennt einer von Ihnen einen gewissen Myron Bolitar?«

Erik runzelte die Stirn. Loren sah die Mutter an. Claire Biel sah aus, als hätte Loren gefragt, ob sie die Toilette ablecken dürfe.

»Er ist ein Freund der Familie«, sagte Claire Biel. »Ich kenne ihn aus der Schule.«

»Kennt er Ihre Tochter?«

»Selbstverständlich. Aber was hat ...«

»In welcher Beziehung standen sie zueinander?«

»Beziehung?«

»Ja. Ihre Tochter und Myron Bolitar. Was für eine Beziehung hatten sie zueinander?«

Zum ersten Mal, seit Loren und Lance das Haus betreten hatten, wandte Claire sich langsam ihrem Mann zu und sah ihn hilfesuchend an. Auch Erik sah seine Frau an. Sie guckten, als hätte man ihnen einen Schlag in den Unterleib verpasst.

Schließlich sagte Erik: »Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit gar nichts sagen, Mr Biel. Ich habe Ihnen eine Frage gestellt. Wie gut kannte Ihre Tochter Myron Bolitar?«

Claire: »Myron ist ein Freund der Familie.«

Erik: »Er hat Aimee eine Empfehlung für die Universitätsbewerbung geschrieben.«

Claire nickte nachdrücklich. »Genau. Er ist ein guter Freund.«

»Was für ein Freund?«

Sie antworteten nicht.

Loren fragte ruhig: »Haben sich die beiden je verabredet?«

»Verabredet?«

»Ja. Oder länger am Telefon unterhalten? Oder haben sie sich E-Mails geschickt?« Dann fuhr Loren fort: »Ohne dass einer von Ihnen in der Nähe war?«

Loren hätte es nicht für möglich gehalten, aber Erik Biels Wirbelsäule wurde noch gerader. »Was wollen Sie damit andeuten?«

Okay, dachte Loren. Sie wussten nichts darüber. Das war keine Schauspielerei. Es wurde Zeit, einen anderen Weg auszuprobieren, um zu prüfen, wie ehrlich sie waren. »Wann haben Sie zum letzten Mal mit Myron Bolitar gesprochen?«

»Gestern«, sagte Claire.

»Um welche Zeit?«

»Weiß ich nicht mehr genau. Am frühen Nachmittag oder so.«

»Hat er hier angerufen, oder haben Sie ihn angerufen?«

»Er hat hier angerufen«, sagte Claire.

Loren sah Lance Banner an. Ein Punkt für Mom. Das stimmte mit den Telefonaufzeichnungen überein.

»Was wollte er?«

»Uns gratulieren.«

»Wozu?«

»Aimee hat die Zulassung für Duke bekommen.«

»Sonst noch was?«

»Er hat gefragt, ob er sie sprechen kann.«

»Aimee?«

»Ja. Er wollte ihr gratulieren.«

»Was haben Sie gesagt?«

»Dass sie nicht zu Hause ist. Und dann habe ich mich noch für das Empfehlungsschreiben bedankt.«

»Was hat er gesagt?«

»Er wollte wieder anrufen.«

»Sonst noch was?«

»Nein.«

Loren ließ es dabei bewenden.

Claire Biel sagte: »Sie glauben doch nicht ernsthaft, dass Myron was damit zu tun hat.«

Loren sah sie nur an, ließ das Schweigen wirken und gab ihr so die Gelegenheit weiterzureden. Claire enttäuschte sie nicht.

»Sie müssten ihn kennen lernen«, fuhr sie fort. »Er ist ein guter Mensch. Ich würde mein Leben in seine Hände legen.«

Loren nickte und sah Erik an. »Und Sie, Mr Biel?«

Er sah sie nicht an.

Claire sagte: »Erik?«

»Ich hab Myron gestern gesehen«, sagte er.

Loren richtete sich auf. »Wo?«

»In der Sporthalle der Middle School.« In seiner Stimme lag stumpfer Schmerz. »Wir spielen da sonntags Basketball.«

»Und wann war das?«

»Um halb acht. Vielleicht auch um acht.«

»Morgens?«

»Ja.«

Loren sah Lance an. Der nickte kurz. Er hatte es auch mitgekriegt. Bolitar war frühestens um fünf Uhr morgens nach Hause gekommen. Und dann war er wenige Stunden später schon wieder aufgebrochen, um mit dem Vater des vermissten Mädchens Basketball zu spielen.

»Spielen Sie jeden Sonntagmorgen mit Mr Bolitar Basketball?«

»Nein. Na ja, früher ist er öfter mal gekommen. Aber jetzt war er seit Monaten nicht mehr da.«

»Haben Sie mit ihm gesprochen?«

Erik nickte langsam.

»Einen Moment mal«, sagte Claire. »Ich will wissen, warum Sie uns so viele Fragen über Myron stellen. Was hat er mit der ganzen Sache zu tun?«

Loren beachtete sie nicht und starrte Erik weiter an. »Worüber haben Sie sich unterhalten?«

»Über Aimee, würde ich sagen.«

»Was hat er gesagt?«

»Er hat mich unauffällig ausgefragt.«

Erik erzählte, dass Myron auf ihn zugekommen war und sie sich über Sport und frühes Aufstehen unterhalten hatten. Myron hatte dann einen Vorwand genutzt, um über Aimee zu sprechen. Er hatte gefragt, wo sie gerade war und ob sie Ärger hätte. »Das Ganze war ein bisschen seltsam.«

»Inwiefern?«

»Er wollte wissen, welche Art von Ärger sie hat. Ich weiß noch, dass er gefragt hat, ob Aimee nicht zuhört oder zu viel Zeit

im Internet verbringt und so was. Ist mir ein bisschen komisch vorgekommen.«

»Wie sah er aus?«

»Mies.«

»Müde? Unrasiert?«

»Beides.«

»Okay, das reicht jetzt«, sagte Claire Biel. »Wir haben ein Recht darauf, zu erfahren, warum Sie diese ganzen Fragen stellen.«

Loren sah sie an. »Sie sind Anwältin, stimmt's, Mrs Biel?«

»Ja.«

»Dann können Sie mir auch sicher sagen, wo genau im Gesetz steht, dass ich Ihnen was erzählen muss.«

Claire machte den Mund auf, schloss ihn dann aber einfach wieder. Das war ziemlich hart, dachte Loren. Aber das Guter-Bulle-Böser-Bulle-Spiel war nicht nur Straftätern vorbehalten. Es konnte auch Zeugen treffen. Loren war kein großer Fan davon, musste aber zugeben, dass es sehr effektiv war.

Loren sah Lance an. Der reagierte auf sein Stichwort. Er räusperte sich kurz. »Wir haben Informationen, die auf eine Verbindung zwischen Aimee und Myron Bolitar hindeuten.«

Claire kniff die Augen zusammen. »Was für Informationen?«

»Gestern Nacht um zwei Uhr hat Aimee Bolitar angerufen. Zuerst zu Hause. Dann auf dem Handy. Wir wissen, dass Mr Bolitar daraufhin seinen Wagen aus einem New Yorker Parkhaus geholt hat.« Lance erläuterte den weiteren Ablauf. Claire wurde blass. Erik ballte die Fäuste.

Als Lance fertig war und die beiden noch zu benommen waren, um Rückfragen zu stellen, beugte Loren sich vor. »Besteht die Möglichkeit, dass Myron für Aimee mehr gewesen ist als ein Freund der Familie?«

»Absolut nicht«, sagte Claire.

Erik schloss die Augen. »Claire ...«

»Was?«, fauchte sie. »Du kannst doch unmöglich glauben, dass Myron etwas mit ...«

»Sie hat ihn direkt vorher angerufen ...« Er zuckte die Achseln. »Warum hätte Aimee ihn anrufen sollen? Warum hat er nichts davon erzählt, als wir uns beim Sport gesehen haben?«

»Ich weiß es nicht, aber allein der Gedanke ...«, sie brach ab und schnippte mit den Fingern, »... Moment, außerdem ist Myron mit einer Freundin von mir ausgegangen. Mit Ali Wilder. Sie ist eine erwachsene Frau. Eine bezaubernde Witwe, die selbst zwei Kinder hat. Der Gedanke, dass Myron tatsächlich ...«

Erik kniff die Augen zusammen.

Loren sagte: »Mr Biel?«

Er sagte leise: »Aimee ist in letzter Zeit etwas durcheinander gewesen.«

»Wieso?«

Erik hatte die Augen immer noch geschlossen. »Wir haben es beide als normale Teenager-Launen abgetan. Aber sie war in den letzten Monaten ziemlich geheimnistuerisch.«

»Das ist doch vollkommen normal, Erik«, sagte Claire.

»Es hat zugenommen.«

Claire schüttelte den Kopf. »Du glaubst immer noch, sie wäre dein kleines Mädchen. Sonst nichts.«

»Du weißt, dass mehr dahintersteckt, Claire.«

»Nein, Erik, das weiß ich nicht.«

Wieder schloss er die Augen.

»Was ist, Mr Biel?«, fragte Loren.

»Ich habe vor zwei Wochen versucht, in ihren Computer zu kommen.«

»Warum?«

»Weil ich ihre E-Mails lesen wollte.«

Seine Frau musterte ihn mit finsternen Blicken, ohne dass er es bemerkte - oder es war ihm egal. Loren fragte weiter.

»Und? Was ist passiert?«

»Sie hatte ihr Passwort geändert. Ich bin nicht reingekommen.«

»Weil sie ihre Privatsphäre schützen wollte«, sagte Claire. »Findest du das ungewöhnlich? Ich habe als Teenager Tagebuch geführt. Es war abgeschlossen, und ich habe es trotzdem noch versteckt. Na und?«

Erik fuhr fort: »Ich habe unseren Internet-Provider angerufen. Ich zahle die Rechnungen und habe den Master-Account. Also haben sie mir das neue Passwort gegeben. Dann bin ich ins Internet gegangen, um mir ihre E-Mails anzusehen.«

»Und?«

Er zuckte die Achseln. »Sie waren verschwunden. Alle. Sie hatte alle gelöscht.«

»Sie wusste, dass du ihr nachspionierst.« In ihrer Stimme lag eine Mischung aus Wut und Rechtfertigung. »Sie wollte sie nur vor dir verstecken.«

Erik wirbelte zu ihr herum. »Glaubst du das wirklich, Claire?«

»Glaubst du wirklich, dass sie eine Affäre mit Myron hat?« Erik antwortete nicht.

Claire drehte sich wieder zu Loren und Lance um. »Haben Sie Myron nach den Anrufen gefragt?«

»Noch nicht.«

»Worauf warten wir dann noch?« Claire griff nach ihrer Handtasche. »Fahren wir gleich hin. Er wird das klarstellen.«

»Er ist nicht in Livingston«, sagte Loren. »Kurz nachdem er mit Ihrem Mann Basketball gespielt hat, ist er nach Miami geflogen.«

Claire wollte eine weitere Frage stellen, verkniff sie sich aber. Zum ersten Mal sah Loren einen Anflug von Zweifel in ihrer Miene. Loren entschloss sich, das auszunutzen. Sie stand auf.

»Wir melden uns«, sagte sie.

15

Im Flugzeug dachte Myron an seine alte Liebe Jessica.

Sollte er sich nicht für sie freuen?

Sie war immer heißblütig gewesen, was manchmal ganz schön nerven konnte. Seine Mutter und Esperanza hatten sie nicht gemocht. Sein Vater hatte sich neutral gegeben wie ein Moderator in den Fernsehnachrichten. Win hatte die ganze Sache gelangweilt. In Wins Augen waren Frauen entweder flachlegbar oder eben nicht. Jessica war eindeutig flachlegbar, aber wenn das mal erledigt war ... ?

Die Frauen glaubten, Myron hätte sich von Jessicas Schönheit blenden lassen. Sie war eine fantastische Schriftstellerin. Sie war extrem leidenschaftlich. Aber Myron und Jessica waren grundverschieden. Myron wollte so leben, wie seine Eltern gelebt hatten, Jessica lästerte über den idyllischen Quatsch. Das führte zu einer dauernden Spannung, die für eine gewisse Distanz zwischen ihnen sorgte und sie gleichzeitig zueinander hinzog.

Jetzt heiratete Jessica irgendeinen Wall-Street-Dandy namens Stone. Big Stone, dachte Myron. Rolling Stone. Stoner. Smokin' Stone. Der Stone-Man.

Myron hasste ihn.

Was war bloß aus Jessica geworden?

Sieben Jahre, Myron. Menschen verändern sich.

Aber so sehr?

Die Maschine landete. Auf dem Weg zum Terminal schaltete er das Handy ein. Er hatte eine SMS von Win.

DEINE MASCHINE IST GERADE GELANDET.

BITTE FÜGE HIER DEINEN EIGENEN SCHERZ ÜBER
MEINE ARBEIT FÜR DIE FLUGGESELLSCHAFT
EIN. ICH WARTE IM UNTERGESCHOSS AN DER
STRASSE.

Das Flugzeug näherte sich langsam dem Gate. Der Pilot forderte alle Passagiere auf, angeschnallt sitzen zu bleiben. So gut wie alle ignorierten die Bitte. Man hörte das Klicken beim Offnen der Sicherheitsgurte. Warum? Was brachte den Leuten diese Extrasekunde? Setzen wir uns einfach gerne über Regeln hinweg?

Er überlegte, ob er noch einmal auf Aimees Handy anrufen sollte. Aber langsam wurde das vielleicht zu viel. Wie oft konnte er sie anrufen? Sein Versprechen war ziemlich klar gewesen. Er würde sie überallhin fahren. Er würde keine Fragen stellen. Er würde ihren Eltern nichts davon erzählen. Eigentlich hätte er nicht sonderlich überrascht sein dürfen, dass Aimee nach so einer Aktion erst einmal nicht mit ihm sprechen wollte.

Er verließ das Flugzeug und war schon fast an der Schranke, als jemand hinter ihm rief: »Myron Bolitar?«

Er drehte sich um. Da standen ein Mann und eine Frau. Die Frau hatte ihn gerufen. Sie war klein, wahrscheinlich keine einssechzig. Myron war über einsneunzig. Er überragte sie weit. Das schien ihr nichts auszumachen. Der Mann neben ihr hatte kurzgeschorene Haare. Er kam Myron irgendwie bekannt vor.

Der Mann hatte eine Polizeimarke in der Hand. Die Frau nicht.

»Ich bin Loren Muse, Ermittlerin der Staatsanwaltschaft Essex County«, sagte sie. »Und das ist Detective Lance Banner von der Polizei in Livingston.«

»Banner«, sagte Myron automatisch. »Sind Sie Busters Bruder?«

Lance Banner lächelte beinahe. »Ja.«

»Buster ist ein netter Kerl. Ich hab mit ihm Basketball gespielt.«

»Ich erinnere mich.«

»Wie geht's ihm?«

»Gut, danke.«

Myron wusste nicht, was hier los war, aber mit Gesetzeshütern jeder Couleur kannte er sich aus. Eher aus Gewohnheit als aus

Beunruhigung griff er kurz zum Handy und drückte den üblichen Knopf. Das war die Kurzwahl. Er rief Win an. Win würde das Mikrofon stumm schalten und das Gespräch mithören. Das war ein alter Trick von ihnen, den Myron zwar inzwischen seit Jahren nicht mehr benutzt hatte, aber jetzt, wo er zwei Polizisten gegenüberstand, waren die alten Angewohnheiten sofort wieder da.

Aus seinen früheren Zusammenstößen mit Gesetzeshütern hatte Myron ein paar Binsenweisheiten gelernt, die sich folgendermaßen zusammenfassen ließen: Nur weil man nichts Unrechtes getan hat, hieß das noch lange nicht, dass man nicht in Schwierigkeiten geraten konnte. Es war besser, das nicht zu vergessen.

»Wir würden uns freuen, wenn Sie kurz mit uns kommen könnten«, sagte Loren Muse.

»Darf ich fragen, worum es geht?«

»Wir werden versuchen, so wenig wie möglich von Ihrer Zeit in Anspruch zu nehmen.«

»Ich habe Karten für das Knicks-Spiel.«

»Wir werden versuchen, Ihre Pläne nicht zu beeinträchtigen.«

»Am Spielfeldrand.« Er sah Lance Banner an. »Im Prominentenblock.«

»Weigern Sie sich, mit uns zu kommen?«

»Wollen Sie mich festnehmen?«

»Nein.«

»Dann möchte ich wissen, worum es geht, bevor ich mich einverstanden erkläre.«

Dieses Mal zögerte Loren Muse nicht. »Es geht um Aimee Biel.«

Rums. Damit hätte er rechnen müssen. Hatte er aber nicht. Myron taumelte einen Schritt zurück. »Ist mit ihr alles in Ordnung?«

»Warum kommen Sie nicht mit uns?«

»Ich habe gefragt ...«

»Ich habe es gehört, Mr Bolitar.« Jetzt wandte sie sich ab und ging in Richtung Ausgang. »Wenn Sie mitkommen, können wir uns weiter darüber unterhalten.«

Lance Banner fuhr. Loren Muse saß auf dem Beifahrersitz. Myron saß hinten.

»Ist mit Aimee alles in Ordnung?«, fragte Myron.

Sie antworteten nicht. Sie spielten mit ihm, das wusste Myron, aber das störte ihn eigentlich nicht. Er wollte wissen, was mit Aimee los war. Alles andere interessierte ihn nicht.

»Reden Sie mit mir, verdammt noch mal.«

Nichts.

»Ich hab sie am Samstagabend getroffen. Das wissen Sie schon, stimmt's?«

Sie reagierten nicht. Er wusste, warum. Dankenswerterweise war die Fahrt sehr kurz. Das erklärte das Schweigen. Sie wollten seine Aussage aufzeichnen. Wahrscheinlich brauchten sie all ihre Willenskraft, um nichts zu sagen, aber sie hatten ihn sowieso gleich im Vernehmungsraum und konnten da alles mit-schneiden.

Sie fuhren in die Tiefgarage und führten ihn in den Fahrstuhl. Im siebten Stock stiegen sie aus. Sie waren im Landgericht in Newark. Myron kannte das Gebäude. Sie brachten ihn in einen Vernehmungsraum. Es gab keine Spiegel, also auch kein halb durchlässiges Glas. Was bedeutete, dass der Raum mit einer Kamera überwacht wurde.

»Bin ich festgenommen?«, fragte er.

Loren Muse legte den Kopf schräg. »Wie kommen Sie zu dieser Frage?«

»Fangen Sie nicht an, diese Spielchen mit mir zu spielen, Muse.«

»Setzen Sie sich bitte.«

»Haben Sie mich schon überprüft? Rufen Sie Jake Courter,

den Sheriff in Reston, an. Er kann mir ein Leumundszeugnis ausstellen. Ich kann Ihnen auch noch mehr Leute nennen.«

»Dazu kommen wir gleich.«

»Was ist mit Aimee Biel?«

»Haben Sie etwas dagegen, wenn wir das Gespräch aufzeichnen?«

»Nein.«

»Würden Sie diese Einverständniserklärung unterschreiben?«

Er verzichtete damit auf seine Rechte nach dem Fünften Verfassungszusatz. Myron wusste, dass er das nicht tun sollte - er war schließlich Anwalt -, schob die Bedenken aber beiseite. Sein Herz raste. Irgendetwas war mit Aimee passiert. Die Ermittler glaubten offenbar, dass er etwas darüber wusste oder etwas damit zu tun hatte. Je schneller sie vorankamen, je schneller er sie von seiner Unschuld überzeugen konnte, desto eher konnten sie sich auf andere Möglichkeiten konzentrieren und hatten die Chance, Aimee zu finden.

»In Ordnung«, sagte Myron. »Und was ist jetzt mit Aimee?«

Loren Muse breitete die Hände aus. »Wer hat gesagt, dass was mit ihr ist?«

»Sie haben das gesagt, Muse. Als Sie mich am Flugplatz in die Zange genommen haben, haben Sie gesagt: »Es geht um Aimee Biel.« Ich will jetzt zwar nicht angeben, aber ich habe dieses Wahnsinnstalent, Schlussfolgerungen zu ziehen. Und ich bin zu dem Schluss gekommen, dass ich nicht von zwei Polizisten am Flugplatz abgefangen werde, weil Aimee gelegentlich im Unterricht Kaugummi kaut. Nein, meine Schlussfolgerung bestand darin, dass ihr etwas passiert sein muss. Bitte verunglimpfen Sie mich nicht wegen dieser ungeheuerlichen Fähigkeit.«

»Sind Sie fertig?«

Das war er. Er wurde langsam nervös und fing an zu faseln.

Loren Muse zog einen Kugelschreiber aus der Tasche. Vor ihr lag ein Notizbuch. Lance Banner stand schweigend neben ihr.

»Wann haben Sie Aimee Biel zum letzten Mal gesehen?«

Er wusste, dass es keinen Sinn hatte, noch einmal zu fragen, was passiert war. Muse würde in ihrem Tempo weitermachen.

»Samstagnacht.«

»Wann?«

»So zwischen zwei und drei Uhr morgens.«

»Das wäre also eher Sonntagmorgen als Samstagnacht?«

Myron verkniff sich eine ironische Antwort. »Ja.«

»In Ordnung. Wo haben Sie sie zum letzten Mal gesehen?«

»In Ridgewood, New Jersey.«

Sie schrieb das in ihr Notizbuch. »Adresse?«

»Weiß ich nicht.«

Sie sah ihn an. »Sie wissen es nicht?«

»Genau. Es war spät. Sie hat mir gesagt, wo ich langfahren soll. Ich bin ihren Anweisungen gefolgt.«

»Verstehe.« Sie lehnte sich zurück und legte den Kugelschreiber auf den Tisch. »Wie wäre es, wenn Sie uns die ganze Geschichte von Anfang an erzählen?«

Hinter ihnen flog die Tür auf. Alle sahen hin. Hester Crimstein stapfte herein, als hätte der Raum sie persönlich beleidigt, so dass sie ihn zu einem Duell herausfordern wollte. Alle vier sahen sich stumm und unbeweglich an.

Hester wartete einen kurzen Augenblick, breitete dann die Arme aus, setzte den rechten Fuß vor und rief: »Ta-da!«

Loren Muse zog eine Augenbraue hoch. »Hester Crimstein?«

»Kennen wir uns, Süße?«

»Nur aus dem Fernsehen.«

»Ich bin gerne bereit, hinterher noch Autogramme zu geben. Aber jetzt schalten Sie sofort die Kamera aus, und Sie ...«, sie deutete auf Lance Banner und Loren Muse, »... verlassen den Raum, damit ich mich unter vier Augen mit meinem Mandanten unterhalten kann.«

Loren stand auf. Die beiden Frauen waren ungefähr gleich groß und standen sich jetzt Auge in Auge gegenüber. Hester war der Lockenkopf. Loren versuchte, sie niederzustarren. Fast hätte

Myron laut aufgelacht. Es gab Leute, die die berühmte Strafverteidigerin Hester Crimstein als hinterhältig wie eine Schlange beschrieben, die meisten hätten das allerdings als Beleidigung für die Schlangen empfunden.

»Warten Sie«, sagte Hester zu Loren. »Warten Sie's ab ...«

»Wie bitte?«

»Kann jede Sekunde losgehen. Dann mach ich mir in die Hose. Vor Angst, meine ich. Moment noch ...«

Myron sagte: »Hester ...«

»Pst«, sagte Hester, warf ihm einen bösen Blick zu und schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Eine Einverständniserklärung zu unterschreiben und ohne deine Anwältin mit der Polizei zu reden. Was bist du für ein Trottel!«

»Du bist nicht meine Anwältin.«

»Jetzt sei endlich still.«

»Ich vertrete mich selbst.«

»Kennst du die Redensart »Ein Mann, der sich selbst vertritt, hat einen Narren zum Mandanten«? Man könnte den »Narren« noch durch »absolut hirntoten Hohlkopf« ersetzen.«

Myron fragte sich, wie Hester so schnell hierher gekommen war, aber eigentlich war das ganz klar. Win. Als Myron ihn angerufen und Win daraufhin mitbekommen hatte, was geschah, hatte er sofort Hester ausfindig gemacht und ihn umgehend herbestellt.

Hester Crimstein war eine der besten Strafverteidigerinnen des Landes. Sie hatte im Kabelfernsehen eine eigene Sendung mit dem Titel *Crimstein on Crime*. Sie hatten sich vor ein paar Jahren angefreundet, als Esperanza wegen Mordes angeklagt war und Hester sie verteidigt hatte.

»Warte«, sagte Hester zu Myron. Dann sah sie Loren und Lance an. »Was machen Sie denn noch hier?«

Lance Banner machte einen großen Schritt auf sie zu. »Er hat gerade gesagt, Sie sind nicht seine Anwältin.«

»Wie heißen Sie noch, mein Hübscher?«

»Detective Lance Banner vom Livingston Police Department.«

»Lance, wie die Lanzette, mit der man eine Eiterbeule öffnet? Okay, Lance, ich geb Ihnen einen Tipp: Der Schritt nach vorne war schon ziemlich gut, sehr bestimmt und energisch, aber Sie müssen die Brust noch weiter rausstrecken. Und dann muss die Stimme noch etwas tiefer sein, und das Gesicht ist einfach noch zu freundlich. Etwa so: »Yo, Kleine, er hat gesagt, Sie sind nicht seine Anwältin.« Probieren Sie's mal.«

Myron wusste, dass Hester nicht einfach so abziehen würde. Wahrscheinlich wäre ihm das auch gar nicht recht gewesen. Natürlich wollte er kooperieren, damit es schnell weiterging, aber er wollte auch wissen, was mit Aimee passiert war.

»Sie ist meine Anwältin«, sagte Myron. »Wenn Sie uns einen Moment allein lassen könnten?«

Hester sah die beiden Polizisten mit einem selbstzufriedenen Grinsen an, das sie ihr bestimmt gern mit einer Ohrfeige aus dem Gesicht gewischt hätten. Sie gingen zur Tür. Hester winkte ihnen mit den fünf Fingern der rechten Hand hinterher. Als beide draußen waren, schloss sie die Tür und sah zur Kamera.

»Schalten Sie jetzt die Kamera aus!«

»Haben sie wahrscheinlich schon«, sagte Myron.

»Ja, klar doch. Ist auch noch nie vorgekommen, dass Polizisten damit Schindluder treiben.«

Sie zog ihr Handy aus der Tasche.

»Wen rufst du an?«, fragte er.

»Weißt du, warum du hier bist?«

»Es hat irgendwas mit einem Mädchen namens Aimee Biel zu tun«, sagte Myron.

»So weit war ich auch schon. Aber was mit ihr passiert ist, weißt du auch nicht?«

»Nein.«

»Und genau das versuche ich rauszukriegen. Ich habe meine hiesige Privatdetektivin darauf angesetzt. Sie ist die Beste und

kennt jeden hier im Büro.« Hester hielt das Handy ans Ohr. »ja, hier ist Hester. Was hast du? Mhm. Mhm.« Hester hörte zu, schrieb sich aber nichts auf. Nach gut einer Minute sagte sie: »Danke, Cingle. Such weiter, und stell fest, was die gegen ihn in der Hand haben.«

Hester beendete die Verbindung. Myron sah sie fragend an.

»Dieses Mädchen - sie heißt Biel.«

»Aimee Biel«, bestätigte Myron. »Was ist mit ihr?«

»Sie wird vermisst.«

Wieder so ein Schlag auf die Brust.

»Offenbar ist sie Samstagnacht nicht nach Hause gekommen. Sie sollte bei einer Freundin schlafen, ist da aber nicht aufgetaucht. Keiner weiß, wo sie abgeblieben ist. Offenbar gibt es Telefonlisten, die eine Verbindung zwischen dir und dem Mädchen herstellen. Dazu noch ein paar andere Sachen. Meine Detektivin versucht rauszukriegen, was genau das ist.«

Hester setzte sich ihm gegenüber an den Tisch. Sie sah ihn an. »Also gut, *Bubbe*, dann erzähl Tante Hester doch mal, was passiert ist.«

»Nein«, sagte Myron.

»Was?«

»Pass auf, du hast zwei Möglichkeiten. Du kannst hierbleiben, während ich gleich mit den beiden rede, oder ich muss dich feuern.«

»Du solltest erst mit mir reden.«

»Wir dürfen keine Zeit verlieren. Du musst mir erlauben, Ihnen alles zu erzählen.«

»Weil du unschuldig bist.«

»Natürlich bin ich unschuldig.«

»Und die Polizei hat noch *niemals* den falschen Mann verhaftet?«

»Das muss ich riskieren. Wenn Aimee in Schwierigkeiten steckt, sollen die nicht ihre kostbare Zeit mit mir verschwenden.«

»Da muss ich widersprechen.«

»Dann bist du gefeuert.«

»Benimm dich nicht wie Donald Trump. Ich berate dich, mehr nicht. Du bist der Mandant.«

Sie stand auf, öffnete die Tür und rief die Polizisten herein. Loren Muse ging an ihr vorbei und setzte sich hin. Lance nahm wieder seine Position in der Ecke ein. Muse hatte ein knallrotes Gesicht. Wahrscheinlich ärgerte sie sich darüber, dass sie ihn nicht im Wagen vernommen hatte, bevor Hester dazugekommen war.

Loren Muse wollte etwas sagen, aber Myron unterbrach sie, indem er die Hand hob.

»Kommen wir zum Thema«, sagte Myron. »Aimee Biel wird vermisst. Das weiß ich jetzt. Wahrscheinlich haben Sie Telefonlisten bekommen und wissen daher, dass sie mich gegen zwei Uhr morgens angerufen hat. Ich weiß nicht genau, was Sie sonst noch haben, also fang ich einfach mal an zu erzählen. Aimee hat mich gebeten, sie abzuholen. Das hab ich getan.«

»Wo?«, fragte Loren.

»In Midtown Manhattan. 52nd Street Ecke 5th Avenue, glaube ich. Dann bin ich über den Henry Hudson Parkway zur George Washington Bridge gefahren. Haben Sie die Kreditkartenabrechnung von der Tankstelle?«

»Ja.«

»Dann wissen Sie, dass wir da gehalten haben. Wir haben die Route 4 zur Route 17 genommen und sind dann nach Ridgewood gefahren.« Myron sah, wie sich ihre Haltung veränderte. Er hatte irgendwas verpasst, sprach aber einfach weiter. »Ich habe sie vor einem Haus am Ende einer Sackgasse abgesetzt. Dann bin ich nach Hause gefahren.«

»Und an die Adresse können Sie sich nicht mehr erinnern, stimmt das?«

»Ja, das stimmt.«

»Noch was?«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel, warum Aimee Biel Sie überhaupt angerufen hat?«

»Ich bin ein Freund der Familie.«

»Sie müssen ein sehr enger Freund sein.«

»Das bin ich.«

»Aber warum Sie? Immerhin hat sie zuerst bei Ihnen in Livingston angerufen. Dann hat sie es auf Ihrem Handy versucht. Warum hat sie Sie angerufen, nicht ihre Eltern, eine Tante, einen Onkel oder eine Schulfreundin?« Loren hob die Hände.
»Warum ausgerechnet Sie?«

Myron sprach leise. »Ich habe ihr etwas versprochen.«

»Versprochen?«

»Ja.«

Er erzählte vom Keller, wo er gehört hatte, wie die Mädchen davon erzählten, dass sie bei einem betrunkenen Mitschüler mitgefahren waren, und wie er ihnen das Versprechen abgenommen hatte - und dabei sah er, wie sich ihre Mienen veränderten. Sogar Hesters. Die Worte klangen jetzt selbst in seinen eigenen Ohren hohl, obwohl er gar nicht genau wusste, warum. Das Ganze dauerte zu lange. Es klang, als wollte er sich rechtfertigen.

Als er fertig war, fragte Loren: »Haben Sie dieses Versprechen schon einmal gegeben?«

»Nein.«

»Niemals?«

»Niemals.«

»Anderen hilflosen oder betrunkenen Mädchen haben Sie nicht angeboten, sie durch die Stadt zu chauffieren?«

»Hey!« Das ließ Hester nicht durchgehen. »Das ist eine absolute Fehlinterpretation seiner Ausführungen. Außerdem wurde die Frage schon gestellt und beantwortet. Also weiter.«

Loren rutschte auf dem Stuhl nach vorne. »Was ist mit Jungs? Haben Sie Jungs je versprechen lassen, dass sie Sie anrufen?«

»Nein.«

»Also nur Mädchen?«

»Nur *diesen beiden* Mädchen«, sagte Myron. »Ich hatte es nicht geplant.«

»Verstehe.« Loren rieb sich das Kinn. »Was ist mit Katie Rochester?«

Hester fragte: »Wer ist das?«

Myron ignorierte sie. »Was ist mit ihr?«

»Haben Sie Katie Rochester je versprechen lassen, dass sie Sie anrufen soll, wenn sie betrunken ist?«

»Das ist schon wieder eine totale Fehlinterpretation dessen, was mein Mandant gesagt hat«, warf Hester ein. »Er wollte sie davor schützen, betrunken Auto zu fahren oder zu einem Betrunkenen ins Auto zu steigen.«

»Klar, sowieso, er ist ein Held«, sagte Loren. »Haben Sie mit Katie Rochester je ein solches Gespräch geführt?«

»Ich kenne Katie Rochester nicht mal«, sagte Myron.

»Aber den Namen haben Sie schon gehört.«

»Ja.«

»In welchem Kontext?«

»In den Nachrichten natürlich. Was soll das denn jetzt, Muse - bin ich jetzt der Hauptverdächtige bei jedem Mädchen, das vermisst wird?«

Loren lächelte. »Nicht bei jedem.«

Hester beugte sich zu Myron und flüsterte ihm ins Ohr: »Das gefällt mir nicht, Myron.«

Ihm gefiel es auch nicht.

Loren fuhr fort: »Sie sind Katie Rochester also nie begegnet?«

Er konnte seine Anwaltsausbildung nicht verheimlichen.

»Meines Wissens nicht.«

»Ihres Wissens nicht? Wer könnte es denn dann wissen?«

»Einspruch.«

»Sie wissen genau, was ich meine«, sagte Myron.

»Wie sieht es mit Katies Vater aus? Mit Dominick Rochester?«

»Kenne ich nicht.«

»Oder mit ihrer Mutter Joan. Sind Sie der je begegnet?«

»Nein.«

»Nein?«, wiederholte Loren. »Oder Ihres Wissens nicht?«

»Ich bin vielen Leuten begegnet. Ich kann mich nicht an alle erinnern. Aber an den Namen kann ich mich nicht erinnern.«

Loren Muse sah auf ihre Aufzeichnungen auf dem Tisch hinunter. »Sie sagten, Sie hätten Aimee in Ridgewood abgesetzt?«

»Ja. Vor dem Haus ihrer Freundin Stacy.«

»Bei ihrer Freundin?« Das weckte Lorens Aufmerksamkeit.
»Das hatten Sie vorhin nicht gesagt.«

»Dann sage ich es jetzt.«

»Wie heißt Stacy mit Nachnamen?«

»Das hat Aimee mir nicht gesagt.«

»Verstehe. Sind Sie dieser Stacy begegnet?«

»Nein.«

»Haben Sie Aimee zur Haustür begleitet?«

»Nein. Ich bin im Wagen sitzen geblieben.«

Loren Muse sah ihn mit gespieltem Erstaunen an. »Ihr Versprechen, sie zu beschützen, hat sich nicht auf den Bereich vom Auto bis zur Haustür erstreckt?«

»Aimee hatte mich gebeten, im Wagen zu bleiben.«

»Wer hat die Haustür geöffnet?«

»Niemand.«

»Hat Aimee die Tür selbst aufgeschlossen?«

»Sie sagte, dass Stacy vermutlich schon schlaf und dass sie immer durch die Hintertür reingeht.«

»Verstehe.« Loren stand auf. »Dann wollen wir mal.«

»Wo wollen Sie mit ihm hin?«, fragte Hester.

»Nach Ridgewood. Wir machen uns auf die Suche nach dieser Sackgasse.«

Myron war auch aufgestanden. »Kriegen wir Stacys Adresse

nicht schneller raus, indem wir einfach Aimees Eltern fragen?«

»Wir kennen Stacys Adresse schon«, sagte Loren. »Das Problem ist, dass Stacy nicht in Ridgewood wohnt, sondern in Livingston.«

16

Auf dem Weg aus dem Vernehmungsraum entdeckte Myron Claire und Erik Biel in einem Büro am Ende des Flurs. Selbst aus der Distanz und durch die spiegelnden Glasscheiben sah Myron ihnen an, wie mitgenommen sie waren. Er blieb stehen.

»Was ist los?«, fragte Loren Muse.

Er deutete mit dem Kinn in ihre Richtung. »Ich will mit Ihnen reden.«

»Und was wollen Sie dann sagen?«

Er zögerte.

»Wollen Sie jetzt kostbare Zeit mit Erklärungen vergeuden?«, fragte Loren Muse, »oder uns bei der Suche nach Aimee helfen?«

Sie hatte Recht. Was hätte er ihnen auch sagen sollen? »Ich habe eurer Tochter nichts getan. Ich habe sie nur zu einem Haus in Ridgewood gefahren, weil ich nicht wollte, dass sie mit einem betrunkenen Jugendlichen fährt?« Wem wäre damit geholfen?

Hester gab ihm einen Abschiedskuss. »Erzähl nicht zu viel.«

Er sah sie an.

»Gut, dann mach halt, was du willst. Aber wenn sie dich verhaften, rufst du mich an, okay?«

»Okay.«

Myron, Lance Banner und Loren Muse nahmen den Fahrstuhl in die Tiefgarage. Banner stieg in einen Wagen und fuhr los. Myron sah Loren fragend an.

»Er fährt zur Polizeiwache in Ridgewood, damit uns jemand mit Ortskenntnissen begleitet.«

»Aha.«

Loren Muse ging zu einem Streifenwagen, der hinten mit einem Gefangenenkäfig ausgestattet war. Sie öffnete Myron die Hintertür. Er seufzte und stieg ein. Sie schlug die Tür zu und setzte sich auf den Fahrersitz. An der Mittelkonsole war ein Laptop montiert. Sie tippte etwas ein.

»Und jetzt?«, fragte Myron.

»Kann ich Ihr Handy haben?«

»Warum?«

»Geben Sie es mir doch einfach.«

Er schob es durch das Käfiggitter. Sie ging die Anrufliste durch und legte es auf den Beifahrersitz.

»Und wann genau haben Sie Hester Crimstein angerufen?«, fragte sie.

»Hab ich nicht.«

»Und wie ...«

»Lange Geschichte.«

Win wollte bestimmt nicht, dass sein Name da mit reingezogen wurde.

»Macht keinen guten Eindruck«, sagte sie, »so schnell einen Anwalt anzurufen.«

»Es interessiert mich eigentlich absolut nicht, was für einen Eindruck das macht.«

»Nein, wohl nicht.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Wir fahren nach Ridgewood und suchen nach dem Haus, vor dem Sie Aimee Biel angeblich abgesetzt haben.«

Sie fuhren los.

»Irgendwie kommen Sie mir bekannt vor«, sagte Myron.

»Ich bin in Livingston aufgewachsen. Als ich klein war, bin ich ein paar Mal bei Basketballspielen in der High School gewesen.«

»Das war's aber nicht«, sagte er. Dann richtete er sich auf. »Moment mal, waren Sie nicht irgendwie am Hunter-Fall beteiligt?«

»Ich war ...«, sie machte eine Pause. »Ja, ich war daran beteiligt.«

»Dann war's das. Die Geschichte mit Matt Hunter.«

»Kennen Sie ihn?«

»Ich bin mit seinem Bruder Bernie zur Schule gegangen. Ich war auch auf seiner Beerdigung.« Er lehnte sich zurück. »Und jetzt? Besorgen Sie sich einen Durchsuchungsbescheid für mein Haus und mein Auto oder so?«

»Beides.« Sie sah auf die Uhr. »Die Anträge sind schon in Arbeit.«

»Vermutlich finden Sie in beiden Spuren von Aimee. Ich hab Ihnen ja von der Party erzählt, bei der sie bei mir im Keller gewesen ist. Und dass ich sie vorgestern Nacht im Wagen abgeholt habe, wissen Sie ja auch.«

»Das passt natürlich alles bestens.«

Myron schloss die Augen. »Nehmen Sie auch meinen Computer mit?«

»Selbstverständlich.«

»Ich hab da jede Menge vertrauliche Korrespondenz drin. Klienteninformationen und so was.«

»Unsere Spezialisten werden vorsichtig sein.«

»Nein, werden sie nicht. Bitte tun Sie mir einen Gefallen, Muse. Sehen Sie sich den Computer persönlich an, ja?«

»Und mir vertrauen Sie? Da fühle ich mich ja fast schon geschmeichelt.«

»Na gut, dann legen wir die Karten offen auf den Tisch«, sagte Myron. »Mir ist durchaus bewusst, dass ich ein guter Verdächtiger bin.«

»Tatsächlich? Wie kommen Sie denn darauf? Weil Sie der Letzte waren, der Aimee gesehen hat? Weil Sie ein alleinstehender Ex-Profi sind, der allein in seinem alten Elternhaus wohnt

und um zwei Uhr morgens junge Mädchen auf der Straße aufsammelt?« Sie zuckte die Achseln. »Warum sollte Sie das zu einem Verdächtigen machen?«

»Ich war's nicht, Muse.«

Sie sah weiter auf die Straße.

»Was ist?«, fragte Myron.

»Erzählen Sie mir, was an der Tankstelle los war.«

»An der ...« Dann wusste er, worauf sie hinauswollte. »Oh.«

»Was heißt »oh« ?«

»Was haben Sie? Die Aufzeichnung aus einer Überwachungskamera oder die Aussage vom Tankwart?«

Sie sagte nichts.

»Aimee war sauer auf mich, weil sie dachte, ich würde ihren Eltern davon erzählen.«

»Wie kam sie drauf?«

»Ich hab nicht aufgehört, ihr Fragen zu stellen - wo sie gewesen ist, mit wem sie unterwegs war, was passiert ist.«

»Und eigentlich hatten Sie versprochen, sie zu bringen, wohin sie wollte, ohne irgendwelche Fragen zu stellen.«

»Genau.«

»Und warum haben Sie Ihr Wort gebrochen?«

»Ich hab mein Wort nicht gebrochen.«

»Aber?«

»Das passte alles nicht zusammen.«

»Was?«

»Sie war in Midtown, und das ist nicht gerade ein Treffpunkt der Jugend. Sie hat nicht den Eindruck gemacht, als wäre sie angetrunken, und ich hab auch keinen Alkohol gerochen. Sie kam mir eher verstört vor. Und ich wollte einfach wissen, warum.«

»Und das hat ihr nicht gefallen?«

»Genau. Und darum ist sie an der Tankstelle aus dem Wagen gesprungen. Sie ist erst wieder eingestiegen, als ich ihr noch mal versprochen habe, dass ich keine Fragen mehr stelle und

ihren Eltern nichts von der ganzen Sache erzähle. Sie hat noch gesagt ...«, Myron runzelte die Stirn - es gefiel ihm ganz und gar nicht, so private Angelegenheiten einer Polizistin zu erzählen, »... dass es zu Hause Probleme gibt.«

»Zwischen ihren Eltern.«

»Ja.«

»Und was haben Sie dazu gesagt?«

»Dass das normal ist.«

»Mann«, sagte Loren. »Sie sind echt gut. Was haben Sie sonst noch für Weisheiten von sich gegeben? »Die Zeit heilt alle Wunden«?«

»Lassen Sie's gut sein, Muse, ja?«

»Sie sind immer noch mein Hauptverdächtiger, Myron.«

»Nein, bin ich nicht.«

Sie kniff die Augen zusammen. »Wie bitte?«

»So dumm sind Sie nicht. Und Sie wissen auch, dass ich nicht so dumm bin.«

»Was soll das denn jetzt heißen?«

»Sie wissen seit gestern Abend, dass ich Aimee abgeholt habe. Also haben Sie sich bei ein paar Leuten erkundigt. Mit wem haben Sie gesprochen?«

»Jake Courier hatten Sie schon erwähnt.«

»Kennen Sie ihn?«

Loren Muse nickte.

»Und was hat Sheriff Courier über mich gesagt?«

»Dass Sie in den umliegenden drei Staaten den Leuten mehr auf den Sack gehen als Filzläuse.«

»Aber auch, dass ich's nicht war, stimmt's?«

Sie sagte nichts.

»Ach, kommen Sie, Muse. Sie wissen, dass ich mich nicht so dilettantisch benehmen würde. Telefonlisten, Kreditkartenabrechnungen, der E-ZPass, ein Augenzeuge an der Tankstelle ... das ist einfach zu viel. Außerdem wird sich herausstellen, dass meine Geschichte der Wahrheit entspricht. Und das wissen Sie

auch. Die Telefonliste belegt, dass Aimee mich zuerst angerufen hat. Das passt zu dem, was ich Ihnen erzählt habe.«

Sie fuhren schweigend weiter. Das Polizeifunkgerät summte. Loren schaltete es ein. Lance Banner meldete sich: »Ich habe jetzt einen Polizisten von der nächsten Wache im Wagen. Wir sind so weit.«

»Ich bin gleich da«, sagte sie. Dann fragte sie Myron: »Welche Ausfahrt sind Sie abgefahren? Ridgewood oder Linwood?«

»Linwood.«

Sie wiederholte es ins Mikrofon. Dann deutete sie durch die Windschutzscheibe auf die grünen Schilder. »Linwood Avenue West oder Ost?«

»Da, wo Ridgewood angezeigt ist.«

»Also West.«

Er lehnte sich zurück. Sie fuhr die Ausfahrt hinunter. »Und wie weit war es von hier aus ungefähr?«

»Das kann ich nicht genau sagen. Wir sind ein Stück geradeaus gefahren. Ab dann sind wir alle paar Meter abgebogen. Ich weiß es wirklich nicht.«

Loren runzelte die Stirn. »Eigentlich kommen Sie mir nicht sehr vergesslich vor.«

»Da müssen Sie sich wohl täuschen.«

»Wo sind Sie vor dem Anruf gewesen?«

»Auf einer Hochzeit.«

»Viel getrunken?«

»Mehr als nötig.«

»Waren Sie betrunken, als Aimee Sie angerufen hat?«

»Beim Pusten wäre ich wahrscheinlich gerade noch durchgekommen.«

»Aber Sie haben gemerkt, dass Sie etwas getrunken hatten?«

»Ja.«

»Da steckt schon ein bisschen Ironie drin, finden Sie nicht?«

»Wie in einem Song von Alanis Morissette«, sagte er. »Ich würde Sie gern was fragen.«

»Mir ist wirklich nicht danach, Ihre Fragen zu beantworten, Myron.«

»Sie haben gefragt, ob ich Katie Rochester kenne. War das nur eine Routinefrage - zwei Mädchen, die vermisst werden -, oder haben Sie Grund zu der Annahme, dass da ein Zusammenhang besteht?«

»Das soll jetzt ein Witz sein, oder?«

»Ich muss nur wissen ...«

»Nichts. Gar nichts müssen Sie wissen. Und jetzt erzählen Sie mir das Ganze noch mal von vorne. Alles. Was Aimee gesagt hat, was Sie gesagt haben, die Anrufe, wie Sie sie am Haus abgesetzt haben, einfach alles.«

Er gehorchte. Als sie auf die Linwood Avenue kamen, sah Myron, dass sich ein Streifenwagen hinter ihnen einordnete. Lance Banner saß auf dem Beifahrersitz.

»Haben Sie die dazu geholt, damit es keine Probleme mit der Zuständigkeit gibt?«, fragte Myron.

»Wir wollen halt niemandem auf die Zehen treten. Wissen Sie, wo Sie langgefahren sind?«

»Ich glaube, an dem großen Pool da vorne sind wir abgeborgen.«

»Okay. Ich habe einen Stadtplan im Laptop. Wir versuchen, die Sackgassen zu finden, und klappern die mal ab.«

Livingston, Myrons Heimatstadt, war ein relativ neuer, jüdischer Vorort - ehemaliges Farmland, wo man ein Einkaufszentrum in die Mitte gestellt und den Rest in große Abschnitte unterteilt hatte, die dann mit fast identischen Einfamilienhäusern bebaut worden waren. Ridgewood war viel älter, es war ursprünglich ein viktorianisches Dorf gewesen, hatte eine vorwiegend protestantische, weiße Bevölkerung, üppige Gärten und ein echtes Stadtzentrum mit Läden und Restaurants. Die Häuser stammten aus den unterschiedlichsten Epochen. Es gab viele Alleen, in denen sich alte Bäume über die Straße neigten und ein schützendes Dach bildeten. Hier herrschte weniger Einförmigkeit.

Kam ihm diese Straße bekannt vor?

Myron runzelte die Stirn. Er konnte es nicht sagen. Bei Tage wirkte es ganz anders, aber nachts war es ihm durch die vielen Bäume fast so vorgekommen, als führe er durch einen Wald. Loren bog in eine Sackgasse. Myron schüttelte den Kopf. Dann in die nächste und noch eine. Offenbar schlängelten sich die Straßen planlos herum wie die Linien eines abstrakten Bilds.

Noch mehr Sackgassen.

»Sie haben gesagt, dass Aimee Ihnen nicht betrunken vorgekommen ist«, sagte Loren.

»Ja.«

»Sondern wie?«

»Aufgewühlt.« Er setzte sich aufrecht hin. »Ich hab überlegt, ob sie sich von ihrem Freund getrennt hat. Er heißt Randy, so weit ich weiß. Haben Sie schon mit ihm gesprochen?«

»Nein.«

»Wieso nicht?«

»Bin ich Ihnen eine Erklärung schuldig?«

»Darum geht's doch gar nicht, aber wenn ein Mädchen verschwindet, dann ermittelt man doch ...«

»Es gibt noch keine Ermittlung. Aimee ist volljährig, es gab keine Anzeichen für Gewalt, und sie wurde erst seit wenigen Stunden vermisst ...«

»Und dann bin ich plötzlich aufgetaucht.«

»Genau. Natürlich haben Claire und Erik Aimees Freunde angerufen. Randy Wolf, ihr Freund, ist gestern Abend nicht mit ihr unterwegs gewesen. Er war zu Hause bei seinen Eltern.«

Myron runzelte die Stirn. Loren Muse sah das im Rückspiegel. »Was ist?«, fragte sie.

»Samstagabend in der Endphase des letzten High-School-Jahrs«, sagte er, »und Randy bleibt zu Hause bei Mami und Papi?«

»Tun Sie mir einen Gefallen, Bolitar. Konzentrieren Sie sich nur darauf, das Haus zu finden, ja?«

Als sie um die nächste Ecke bogen, hatte Myron das Gefühl, ein Déjà-vu zu erleben. »Da hinten rechts. Am Ende der Sackgasse.«

»Das ist es?«

»Ganz sicher bin ich noch nicht.« Dann: »Ja. Ja, das ist es.«

Sie hielt vor dem Haus. Der Streifenwagen war direkt hinter ihnen. Myron sah aus dem Fenster. »Können Sie noch ein paar Meter vorfahren?«

Loren folgte seiner Bitte. Myron betrachtete das Haus.

»Und?«

Er nickte. »Das ist es. Sie ist da rechts durch die Pforte gegangen.« Fast hätte er hinzugefügt: *Und da habe ich sie zum letzten Mal gesehen*, verkniff es sich aber.

»Warten Sie hier.«

Sie stieg aus. Sie ging zum Streifenwagen und unterhielt sich mit Banner und dem Polizisten vom Ridgewood Police Department. Dabei deutete sie mehrmals auf das Haus. Dann ging sie zur Tür und klingelte. Eine Frau öffnete. Anfangs konnte Myron sie nicht sehen. Dann trat sie einen Schritt vor die Tür. Nein, kein bekanntes Gesicht. Sie war schlank und trug eine Baseball-Kappe, unter der blonde Haare hervorragten. Sie sah aus, als hätten sie sie mitten im Fitness-Programm unterbrochen.

Die beiden Frauen unterhielten sich gut zehn Minuten lang. Loren sah immer wieder zu Myron herüber, als fürchtete sie, er würde fliehen. Nach ein paar weiteren Minuten schüttelten die beiden Frauen sich die Hände. Die Frau kehrte ins Haus zurück und schloss die Tür. Loren kam zum Wagen zurück und öffnete die Hintertür.

»Zeigen Sie mir, wo Aimee langgegangen ist.«

»Was hat sie gesagt?«

»Was glauben Sie?«

»Sie hat den Namen Aimee Biel noch nie gehört.«

Loren Muse tippte sich mit dem Zeigefinger auf die Nase und deutete dann damit auf Myron.

»Das ist das Haus«, sagte Myron. »Ich bin vollkommen sicher.«

Myron ging zur Pforte. Dort blieb er stehen. Er dachte daran, wie Aimee an dieser Stelle gestanden hatte - wie sie gewinkt hatte, und dass ihm irgendetwas daran nicht geheuer gewesen war.

»Ich hätte ...« Er brach ab. Das brachte nichts. »Sie ist da rein gegangen. Dann war sie kurz aus meinem Blickfeld verschwunden, ist zurückgekommen und hat mir gewinkt, dass ich fahren soll.«

»Und das haben Sie getan?«

»Ja.«

Loren Muse sah sich kurz den Garten hinterm Haus an. Dann führte sie ihn zum Streifenwagen. »Die bringen Sie nach Hause.«

»Kann ich mein Handy wiederhaben?«

Sie warf es ihm zu. Myron setzte sich hinten in den Streifenwagen. Banner ließ den Motor an. Myron öffnete noch einmal die Tür.

»Muse?«

»Was ist?«

»Es gab einen Grund, warum sie zu diesem Haus wollte«, sagte Myron.

Er schloss die Tür wieder. Sie fuhren schweigend los. Myron betrachtete das Tor, das immer kleiner wurde, bis es - wie Aimee Biel - schließlich verschwunden war.

wollte er Katie allein durch Willenskraft dazu bringen zu erscheinen.

Joan kam aus der Küche. Sie brachte eine Platte mit geschnittenem Roastbeef. Er deutete auf seinen fast leeren Teller, aber sie war schon dabei, ihm etwas aufzutun. Dominick Rochesters Frau ging nicht arbeiten, sie war nur für das Haus verantwortlich. Nichts von diesem Quatsch von wegen Frau und Beruf. Das kam für Dominick nicht in Frage.

Er grunzte ein Danke. Joan setzte sich wieder. Die Jungs aßen schweigend. Joan strich sich den Rock glatt und griff nach ihrer Gabel. Dominick sah sie an. Sie war früher verdammt schön gewesen. Jetzt hatte sie einen glasigen Blick und ließ sich alles gefallen. Sie bewegte sich immer etwas geduckt, als suchte sie nach Deckung. Sie trank zu viel, auch tagsüber, glaubte aber, dass er das nicht merkte. Egal. Immerhin war sie die Mutter seiner Kinder und fiel nicht aus der Rolle. Also ließ er es durchgehen.

Das Telefon klingelte. Joan Rochester sprang auf, aber Dominick bedeutete ihr, sie solle sich wieder setzen. Er wischte sich übers Gesicht und stand auf. Dominick war ein kräftig gebauter Mann. Nicht fett, sondern kräftig gebaut. Breiter Nacken, breite Schultern, breite Brust, kräftige Arme und Beine.

Er hasste seinen Nachnamen. Sein Vater hatte ihn in Rochester ändern lassen, damit man seine Herkunft nicht sofort erkannte. Aber sein alter Herr war ein Schwächling und ein Versager gewesen. Dominick hatte überlegt, ob er die Änderung rückgängig machen sollte, aber auch das würde wie Schwäche aussehen. Man hätte den Eindruck bekommen können, er lege zu großen Wert darauf, was andere über ihn dachten. In Dominicks Welt zeigte man niemals Schwäche. Seinen Vater hatten sie fertiggemacht. Sie hatten ihn gezwungen, seinen Friseursalon zu schließen. Sie hatten sich über ihn lustig gemacht. Sein Vater hatte gedacht, er stünde über den Dingen. Dominick wusste es besser.

Man muss sich entscheiden: Man kann anderen die Köpfe ein-

schlagen, oder man kriegt selbst was ab. Man stellt keine Fragen. Man verhandelt nicht - am Anfang jedenfalls nicht. Am Anfang teilt man nur aus. Man teilt aus und steckt die Gegen-schläge ein. Bis die anderen einen respektieren. Dann kann man verhandeln. Man hat gezeigt, dass man bereit ist, Tiefschläge einzustecken. Man hat gezeigt, dass man Blut sehen kann - sogar das eigene. Wenn man gewinnen will, muss man die Wider-sacher mit blutüberströmtem Gesicht anlächeln. Das macht Ein-druck.

Wieder klingelte das Telefon. Er sah aufs Display. Die Num-mer war unterdrückt, was aber normal war, da die meisten Leute, die ihn anriefen, nicht wollten, dass jemand ihre Nummer er-fuhr. Er kaute noch, als er den Hörer abnahm.

Die Stimme am anderen Ende sagte: »Ich hab was für Sie.«

Es war sein Kontaktmann bei der Staatsanwaltschaft. Domi-nick Rochester schluckte das Fleisch herunter. »Erzählen Sie.«

»Es wird noch ein Mädchen vermisst.«

Er zuckte zusammen.

»Sie ist auch aus Livingston. Gleiches Alter, gleiche High School, gleiche Jahrgangsstufe.«

»Name?«

»Aimee Biel.«

Der Name sagte ihm nichts, aber er kannte Katies Freundin-nen auch nicht besonders gut. Er legte die Hand über die Sprech-muschel: »Kennt ihr eine Aimee Biel?«

Keiner antwortete.

»Hey, ich hab euch was gefragt. Sie ist in Katies Jahrgang.«

Die Jungs schüttelten die Köpfe, Joan rührte sich nicht. Er sah sie an. Sie schüttelte langsam den Kopf.

»Ich hab noch mehr«, sagte sein Kontaktmann.

»Und?«

»Sie haben eine Verbindung zu Ihrer Tochter entdeckt.«

»Was für eine Verbindung?«

»Ich weiß nicht. Ich hab nur ein Gespräch am Nebentisch mit-

gehört. Aber ich glaube, es hat was mit dem Ort zu tun, an dem beide verschwunden sind. Kennen Sie einen Myron Bolitar?«

»Den alten Basketballstar?«

»Ja.«

Rochester hatte ihn damals ein paar Mal spielen sehen. Er wusste auch, dass sich Bolitar früher gelegentlich mit ein paar von Rochesters ziemlich unangenehmen Kollegen angelegt hatte.

»Was ist mit dem?«

»Der steckt da mit drin.«

»Wie?«

»Er hat das vermisste Mädchen in Midtown abgeholt. Das war das letzte Mal, dass sie jemand gesehen hat. Sie hat denselben Geldautomaten benutzt wie Ihre Katie.«

Er zuckte zusammen. »Er hat was?«

Dominicks Kontaktmann berichtete, dass Bolitar Aimee Biel nach New Jersey zurückgefahren hatte, dass ein Tankwart Zeuge eines Streits zwischen den beiden geworden war und dass Aimee Biel dann einfach verschwunden war.

»Hat die Polizei ihn vernommen?«

»Ja.«

»Was hat er gesagt?«

»Nicht viel, glaube ich. Er hat sich einen Anwalt besorgt.«

»Er hat ...« Dominick wurde wütend. »Der Schweinehund. Haben sie ihn verhaftet?«

»Nein.«

»Wieso nicht?«

»Die Beweise reichen nicht.«

»Und jetzt? Lassen sie ihn einfach laufen?«

»Ja.«

Dominick Rochester wurde ganz still. Das merkte auch seine Familie. Auch sie wurde ganz still und traute sich kaum, sich zu bewegen. Als er dann wieder etwas sagte, klang seine Stimme so ruhig, dass die Familie den Atem anhielt.

»Haben Sie sonst noch was?«

»Das war vorerst alles.«

»Hören Sie sich weiter um.«

Dominick legte auf. Er drehte sich um. Seine Familie sah ihn an.

Joan sagte: »Dom?«

»Es war nicht wichtig.«

Sie brauchten nichts davon zu wissen. Es ging sie nichts an. Es war sein Job, solche Sachen zu regeln. Der Vater war der Soldat, der stets wachsam war und dafür sorgte, dass die Familie ruhig schlafen konnte.

Er ging in die Garage. Dort schloss er die Augen und versuchte, seinen Zorn im Zaum zu halten. Es gelang ihm nicht.

Katie ...

Er betrachtete den Aluminium-Baseballschläger. Dann fiel ihm ein, dass er irgendetwas über eine Knieverletzung bei Bolitar gehört hatte. Der würde sich noch wundern, wenn er glaubte, das hätte damals weh getan. Der würde merken, was es hieß, echte Schmerzen zu haben.

Dominick Rochester telefonierte ein paar Mal und holte Erkundigungen ein. Bolitar war früher mehrmals mit den Ache-Brüdern aneinandergeraten, die in New York das Sagen hatten. Angeblich war Bolitar ein harter Bursche, wusste mit seinen Fäusten umzugehen und hing oft mit einem Psychopathen namens Windsor Irgendwas rum.

Es würde nicht leicht werden, sich diesen Bolitar zur Brust zu nehmen.

Aber so schwer war es auch wieder nicht. Nicht, wenn man sich die richtigen Leute holte.

Sein Handy war ein Einweggerät - ein Handy ohne Vertrag, das man unter falschem Namen kaufte, bar bezahlte und wegwarf, nachdem man die im Paket enthaltenen Minuten abtelefonierte. Die Anrufe ließen sich nicht zu ihm zurückverfolgen. Er nahm sich ein neues Handy aus dem Regal. Einen Moment

lang hielt er es in der Hand und dachte darüber nach, ob er das wirklich tun sollte. Er atmete schwer.

Dominick hatte am Anfang genug Leuten den Kopf eingeschlagen - aber wenn er diese Nummer wählte, wenn er die Zwillinge wirklich anrief, überschritt er eine Grenze, von der er sich bisher ferngehalten hatte.

Er dachte an das Lächeln seiner Tochter. Er dachte an die Spange, die sie mit zwölf getragen hatte, an ihre Frisur und den Blick, mit dem sie ihn angesehen hatte, als sie noch klein und er für sie der mächtigste Mann der Welt gewesen war.

Dominick tippte die Nummer ein. Nach diesem Anruf musste er das Telefon wegwerfen. Das war eine der Regeln der Zwillinge, und für die spielte es keine Rolle, wer man war, mit welchen Mitteln oder wie lange man dafür geschuftet hatte, um sich dieses schicke Haus in Livingston kaufen zu können. Wenn man mit den Zwillingen arbeitete, durfte man sich keinen Fehler erlauben.

Nach dem zweiten Klingeln nahm jemand ab. Es gab kein Hallo. Es gab überhaupt keine Begrüßung. Am anderen Ende der Leitung herrschte nur Stille.

Dominick sagte: »Ich brauche Sie.«

»Wann?«

Dominick nahm den Aluminium-Schläger in die Hand. Das Gewicht beruhigte ihn. Er dachte an diesen Bolitar, den Kerl, der mit dem vermissten Mädchen davongefahren war, sich hinterher einfach einen Anwalt genommen hatte und jetzt frei rumlief und vielleicht Fernsehen guckte oder irgendwo gut essen ging-

Das konnte er nicht durchgehen lassen. Auch wenn es bedeutete, dass er die Zwillinge einschalten musste.

»Sofort«, sagte Dominick Rochester. »Ich brauche Sie sofort.«

18

Als Myron nach Livingston kam, wartete Win schon vor dem Haus.

Er saß mit übergeschlagenen Beinen auf einer Chaiselongue im Vorgarten. Er trug eine Khaki-Hose, Sneakers ohne Socken, ein blaues Hemd und eine giftgrüne Lilly-Pulitzer-Krawatte. Manche Menschen konnten einfach alles tragen. Win gehörte dazu.

Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt und ließ sich die Sonne aufs Gesicht scheinen. Die Augen hatte er geschlossen. Er öffnete sie auch nicht, als Myron näher kam.

»Willst du noch zum Knicks-Spiel?«

»Ich glaube, ich lass das heute.«

»Hast du was dagegen, wenn ich jemand anders mitnehme?«

»Nein.«

»Ich habe gestern Nacht im Scores ein Mädchen kennen gelernt.«

»Eine Stripperin?«

»Bitte.« Win streckte einen Finger in die Luft. »Sie ist Erotik-Tänzerin.«

»Eine Karrierefrau. Nett.«

»Sie heißt Bambi. Glaube ich zumindest. Oder Tawny.«

»Ist das ihr echter Name?«

»An der ist gar nichts echt«, sagte Win. »Die Polizei ist übrigens hier gewesen.«

»Haben sie das Haus durchsucht?«

»Ja.«

»Und meinen Computer mitgenommen?«

»Ja.«

»Scheiße.«

»Verzage nicht. Ich war vor ihnen da und habe die Daten gesichert. Dann habe ich die Festplatte formatiert.«

»Du«, sagte Myron. »Du bist gut.«

»Der Beste«, sagte Win.

»Wo hast du die Daten gesichert?«

»Auf dem USB Stick am Schlüsselbund«, sagte er und hielt ihn hoch. Er hatte die Augen immer noch geschlossen. »Könnst du wohl einen Schritt nach rechts gehen? Du stehst mir in der Sonne.«

»Haben Hesters Ermittlungen was Neues ergeben?«

»Jemand hat mit der Karte der jungen Ms Biel eine Abhebung am Automaten vorgenommen«, sagte Win.

»Aimee hat sich Bargeld gezogen?«

»Nein, ein Bibliotheksbuch. Ja, natürlich Bargeld. Offenbar hatte Aimee Biel, direkt bevor sie dich angerufen hat, tausend Dollar von ihrem Konto abgehoben.«

»Sonst noch was?«

»Zum Beispiel?«

»Die Polizei scheint zu vermuten, dass es eine Verbindung zu einem anderen vermissten Mädchen gibt. Einer Katie Rochester.«

»Natürlich gehen die so einem Verdacht nach, wenn zwei Mädchen aus der gleichen Gegend verschwinden.«

Myron runzelte die Stirn. »Ich habe den Eindruck, dass noch mehr dahintersteckt.«

Win öffnete ein Auge. »Es gibt Ärger.«

»Was?«

Win sagte nichts. Er starnte nur an Myron vorbei. Myron folgte dem Blick und drehte sich um. Dann wäre ihm fast das Herz in die Hose gerutscht.

Erik und Claire.

Einen Augenblick lang bewegte sich niemand.

Win sagte: »Du stehst mir wieder in der Sonne.«

Myron sah Eriks zornige Miene. Er trat einen Schritt auf sie zu, hielt aber sofort wieder an. Claire legte ihrem Mann die Hand auf den Arm. Sie flüsterte ihm etwas ins Ohr. Erik schloss die

Augen. Sie ging mit hoch erhobenem Kopf auf Myron zu. Erik blieb stehen.

Claire war auf dem Weg zur Haustür. Er versuchte, ihr den Weg abzuschneiden.

Myron sagte: »Du weißt doch, dass ich ihr ...«

»Drinnen.« Claire ging weiter zur Haustür. »Drinnen musst du mir alles erzählen.«

Als Loren Muse ins Büro zurückkam, erwartete sie ihr Boss Ed Steinberg schon.

»Und?«

Sie brachte ihn auf den neuesten Stand. Steinberg war kräftig gebaut und um die Mitte etwas aufgequollen, hatte aber etwas Teddybärenhaftes, so dass man ihn gern knuddeln wollte. Natürlich war er verheiratet. Es war lange her, dass Loren einen ansprechenden Mann getroffen hatte, der nicht verheiratet war.

Als sie fertig war, sagte Steinberg: »Ich hab mir diesen Bolidar noch mal näher angesehen. Wussten Sie, dass er mit seinem Freund Win ein paar Aufträge für das FBI erledigt hat?«

»Ich habe Gerüchte gehört«, sagte sie.

»Dann bin ich noch bei Joan Thurston gewesen.« Thurston war die US-Staatsanwältin für den Staat New Jersey. »Da wird vieles nur hinter vorgehaltener Hand erzählt, aber im Prinzip gehen wohl alle davon aus, dass Win nicht ganz koscher ist - Bolidar soll aber ganz okay sein.«

»Den Eindruck hatte ich auch«, sagte Loren.

»Nehmen Sie ihm seine Geschichte ab?«

»Ja, im Großen und Ganzen schon. Das klingt einfach zu verrückt. Außerdem hat er mich selbst darauf aufmerksam gemacht, dass ein Mann mit seiner Erfahrung nicht so dumm wäre, so viele Hinweise zu hinterlassen.«

»Denken Sie, dass ihm jemand die Sache anhängen will?«

Loren verzog das Gesicht. »Das kann ich mir auch nicht vor-

stellen. Schließlich hat Aimee Biel ihn ja selbst angerufen. Dann müsste die ja auch mit drinstecken.«

Steinberg legte die Hände auf dem Schreibtisch zusammen. Die Ärmel waren aufgekrempelt. Seine Unterarme waren dick und so haarig, dass man sie schon als pelzig bezeichnen konnte. »Dann können wir davon ausgehen, dass sie ausgerissen ist, ja?«

»Gut möglich«, sagte Loren.

»Und was machen wir damit, dass sie den gleichen Geldautomaten wie Katie Rochester benutzt hat?«

Sie zuckte die Achseln. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass das Zufall ist.«

»Vielleicht kennen die beiden sich?«

»Laut Auskunft ihrer Eltern nicht.«

»Das hat nichts zu bedeuten«, sagte Steinberg. »Eltern wissen einen Dreck über ihre Kinder. Das können Sie mir glauben. Meine Töchter sind auch mal in dem Alter gewesen. Die Mütter und Väter, die behaupten, sie wüssten alles über ihre Kinder, haben meist überhaupt keinen Schimmer.« Er rutschte etwas vor. »Bei den Durchsuchungen von Bolitars Haus und seinem Wagen ist auch nichts gefunden worden?«

»Die Leute von der Spurensicherung sind noch dabei«, sagte Loren. »Aber was sollen die schon finden? Wir wissen doch, dass sie sowohl im Haus als auch im Wagen gewesen ist.«

»Für die Durchsuchungen ist die örtliche Polizei zuständig?«

Sie nickte.

»Dann überlassen Sie denen auch den Rest. Schließlich haben wir noch nicht mal einen echten Fall - das Mädchen ist doch volljährig, oder?«

»Stimmt.«

»Gut, das hätten wir geklärt. Sie machen eine ordentliche Übergabe und kümmern sich mit aller Kraft um den Doppelmord in East Orange.«

Dann erzählte Steinberg ihr mehr über den Fall. Sie versuchte, konzentriert zuzuhören. Zweifelsohne handelte es sich um eine

große Sache. Ein Doppelmord. Womöglich begangen von einem berüchtigten Auftragskiller - und er war vielleicht noch in der Gegend. Sie liebte solche Fälle. Und er würde sie voll in Anspruch nehmen, so viel war klar. Außerdem kannte sie die Wahrscheinlichkeit, dass Aimee Biel wirklich eine Ausreißerin war - schließlich hatte sie Geld abgehoben, war also vermutlich nicht entführt worden, und es ging ihr gut - also sollte sie wirklich aufhören, sich unnütze Gedanken über den Fall zu machen.

Angeblich lassen Kummer und Sorgen einen Menschen altern. Bei Claire Biel schien das Gegenteil der Fall zu sein. Ihre Haut spannte sich straff über den Wangenknochen. Sie hatte nicht eine einzige Falte mehr im Gesicht. Sie war blass und spindeldürr.

Myron musste an eine Begebenheit aus ihrer Vergangenheit denken. Im letzten High-School-Jahr hatten sie im Lesesaal nebeneinander gesessen und sich leise unterhalten. Er hatte sie zum Lachen gebracht. Claire war eigentlich ziemlich still und sprach meist mit gedämpfter Stimme. Wenn man sie aber einmal auf Touren brachte, wie damals, als er sämtliche Lieblingsstellen aus albernen Komödien zum Besten gegeben hatte, fing sie an, Tränen zu lachen. Myron hatte damals nicht lockergelassen. Er liebte ihr Lachen. Er liebte die reine Freude, die sie verströmte, wenn sie sich so gehen ließ.

Claire starrte ihn an. Gelegentlich dachte man an solche Momente zurück, in denen alles noch in Ordnung gewesen war. Man rekapitulierte und versuchte herauszubekommen, wann und wo das alles seinen Anfang genommen hatte, wie man auf diesen Weg geraten war und ob es einen Zeitpunkt gab, zu dem man zurückkehren konnte, um irgendetwas anders zu machen, so dass man - puff - nicht mehr hier war, sondern an einem anderen, besseren Ort.

»Erzähl«, sagte Claire.

Er fing ganz vorne an und erzählte ihr, wie er bei seiner Party

ein paar Worte aus Aimees und Erins Gespräch im Keller aufgeschnappt hatte, er erzählte von dem Versprechen und dem nächtlichen Anruf. Er ließ nichts aus und vergaß auch den Halt an der Tankstelle nicht. Er erzählte sogar, dass Aimee gesagt hatte, es liefe nicht so gut zwischen ihren Eltern.

Claire stand die ganze Zeit stocksteif da. Sie sagte nichts. Ihre Unterlippe zitterte leicht. Von Zeit zu Zeit schloss sie kurz die Augen. Dabei zuckte sie zusammen, als rechnete sie mit einer Ohrfeige, gegen die sie sich nicht zur Wehr setzen wollte.

Als er fertig war, schwiegen beide. Claire stellte keine Fragen. Sie stand ihm einfach nur gegenüber und wirkte sehr zerbrechlich. Als Myron einen Schritt auf sie zu trat, merkte er sofort, dass das keine gute Idee war.

»Du weißt doch, dass ich ihr niemals weh tun würde«, sagte er.

Sie sagte nichts.

»Claire?«

»Weißt du noch, wie wir uns im Little Park hinten am Spielplatz getroffen haben?«

Myron wartete einen Moment lang. »Da haben wir uns oft getroffen, Claire.«

»Auf dem Spielplatz. Aimee war drei. Der Eiswagen ist gekommen, und du hast ihr eine Kugel Mandel-Karamell-Eis gekauft.«

»Und sie konnte es nicht ausstehen.«

Claire lächelte. »Du erinnerst dich.«

»Ja.«

»Erinnerst du dich auch noch, wie ich mich damals verhalten habe?«

Er überlegte. »Ich weiß nicht, worauf du hinauswillst.«

»Aimee kannte ihre Grenzen noch nicht. Sie hat alles ausprobiert. Sie wollte auf die hohe Rutsche. Die Leiter war sehr hoch. Eigentlich war sie noch viel zu klein dafür. Das dachte ich jedenfalls. Sie war mein erstes Kind. Ich hab die ganze Zeit Angst um sie gehabt. Aber ich konnte sie nicht davon abbringen. Also habe ich sie die Leiter hochklettern lassen, bin aber direkt hinter

ihr geblieben. Weißt du noch? Du hast dich damals über mich lustig gemacht.«

Er nickte.

»Vor ihrer Geburt hatte ich mir geschworen, nie so eine überfürsorgliche Mutter zu werden. Ich hatte es mir geschworen. Aber als Aimee da die Leiter raufgeklettert ist, bin ich ihr nach und hatte die Hand direkt hinter ihrem Po. Für alle Fälle. Sie hätte ja abrutschen können, denn Eltern rechnen immer mit dem Schlimmsten, auch an einem so netten Ort wie einem Spielplatz. Ich habe mir vorgestellt, wie ihr winziger Fuß eine Stufe nicht richtig trifft. Ich habe mir vorgestellt, wie ihre kurzen Finger den Halt verlieren, wie ihr kleiner Körper nach hinten kippt, wie sie auf den Kopf fällt und ihr kleiner Hals in einem unglücklichen Winkel ...«

Ihre Stimme erstarb.

»Also habe ich hinter ihr gestanden und war auf das Schlimmste vorbereitet.«

Claire sah ihn schweigend an.

»Ich hätte ihr niemals weh getan«, sagte Myron.

»Ich weiß«, sagte sie leise.

Er hätte erleichtert sein sollen. Das war er aber nicht. Etwas in ihrem Ton verriet ihm, dass er noch längst nicht aus dem Schneider war.

»Ich weiß, dass du ihr nichts tun würdest.« Sie sah ihn mit glühendem Blick an. »Trotzdem bist du nicht ganz schuldlos.«

Er wusste nicht, was er darauf sagen sollte.

»Warum bist du nicht verheiratet?«, fragte sie.

»Was hat das denn damit zu tun?«

»Du bist einer der liebenswürdigsten und nettesten Männer, die ich kenne. Du liebst Kinder. Du bist nicht schwul. Warum bist du also nicht verheiratet?«

Myron hielt sich zurück. Claire stand immer noch unter Schock, sagte er sich. Ihre Tochter wurde vermisst. Jetzt schlug sie einfach auf alles ein, was in ihre Nähe kam.

»Ich glaube, es liegt daran, dass du Zerstörung mit dir bringst, Myron. Überall, wo du hingehst, werden Menschen verletzt. Ich glaube, daran liegt es, dass du nie geheiratet hast.«

»Was soll das denn jetzt? Willst du sagen, dass ein Fluch auf mir liegt?«

»Nein, natürlich nicht. Aber meine kleine Tochter ist verschwunden.« Sie sprach jetzt langsam und betonte jedes Wort. »Und du bist derjenige, der sie zuletzt gesehen hat. Dabei hattest du ihr versprochen, sie zu beschützen.«

Er rührte sich nicht.

»Du hättest es mir erzählen können«, sagte sie.

»Ich hatte ihr versprochen ...«

»Nein«, sagte sie und hob eine Hand. »Das ist keine Entschuldigung. Aimee hätte nichts davon erfahren. Du hättest mich zur Seite nehmen und sagen können: »Pass auf, ich hab Aimee gesagt, dass sie mich anrufen kann, wenn sie ein Problem hat.« Das hätte ich verstanden. Es hätte mir sogar gefallen, weil ich dann immer noch für sie da gewesen wäre. Genau wie damals auf der Leiter. Ich wäre in der Lage gewesen, sie zu beschützen, denn das tun Eltern. Eltern, Myron, nicht Freunde der Familie.«

Er wollte sich verteidigen, aber ihm fielen keine Gegenargumente ein.

»Aber das hast du nicht getan«, fuhr sie fort. Die Worte prasselten nur so auf ihn herab. »Stattdessen hast du Aimee versprochen, dass du ihren Eltern nichts davon erzählst. Dann hast du sie irgendwohin gefahren und dort abgesetzt, ohne weiter auf sie aufzupassen, wie ich es getan hätte. Verstehst du das? Du hast dich nicht um meine kleine Tochter gekümmert. Und jetzt ist sie verschwunden.«

Er sagte nichts.

»Und was hast du jetzt vor?«, fragte sie.

»Was?«

»Ich habe gefragt, was du jetzt vorhast.«

Er öffnete den Mund, schloss ihn wieder und versuchte es noch einmal. »Ich weiß nicht.«

»Doch, du weißt es ganz genau.« Plötzlich wirkte Claires Blick ganz klar. »Die Behörden haben zwei Möglichkeiten. Wahrscheinlich werden sie sich da raushalten. Erste Anzeichen dafür habe ich schon bemerkt. Aimee hatte sich Bargeld besorgt, bevor sie dich angerufen hat. Also legen sie den Fall entweder auf den Stapel mit den Ausreißern und kümmern sich nicht weiter darum, oder sie gehen davon aus, dass du irgendwie in die Sache verwickelt bist. Vielleicht auch beides. Dass du ihr beim Ausreißer geholfen hast oder so. Weil du ihr Liebhaber bist. Es kommt aber gar nicht drauf an, weil sie über achtzehn ist. Sie werden nicht lange nach ihr suchen. Die müssen sich um dringendere Angelegenheiten kümmern.«

»Was soll ich tun?«

»Du sollst sie finden.«

»Ich rette keine Menschen. Das hast du doch gerade noch gesagt.«

»Dann wird es langsam Zeit, dass du damit anfängst. Schließlich ist meine Tochter deinetwegen verschwunden. Ich mache dich dafür verantwortlich.«

Myron schüttelte den Kopf. Aber sie ließ sich nicht davon abbringen.

»Du hast sie was versprechen lassen. Hier in diesem Haus hast du ihr ein Versprechen abgenommen. Jetzt bist du dran, verdammt noch mal. Versprich mir, dass du meine kleine Tochter findest. Versprich mir, dass du sie wieder nach Hause bringst.«

Und einen Augenblick später - das wahrlich letzte Was-wäre-wenn - versprach er es ihr.

19

Es gelang Ali Wilder schließlich, so lange nicht mehr an Myrons bevorstehenden Besuch zu denken, dass sie endlich mit ihrem Chefredakteur telefonieren konnte - einem Mann, den sie insgeheim meist Caligula nannte.

»Und den Absatz begreif ich einfach nicht, Ali.«

Sie unterdrückte ein Seufzen. »Was ist damit, Craig?«

Craig war sein Deckname, unter dem er in der Öffentlichkeit auftrat, Ali war aber sicher, dass er in Wirklichkeit Caligula hieß.

Vor dem 11. September hatte Ali eine feste Stelle bei einem großen Magazin in New York gehabt. Nach Kevins Tod war das einfach nicht mehr drin gewesen. Erin und Jack brauchten sie - und zwar zu Hause. Sie hatte ein Jahr lang nicht gearbeitet und dann als freiberufliche Journalistin wieder angefangen. Sie schrieb vorwiegend für Zeitschriften und Magazine. Am Anfang hatte man ihr jede Menge Jobs angeboten. Sie hatte alle abgelehnt - aus einem Grund, den sie jetzt nur noch als falschen und sogar etwas lächerlichen Stolz bezeichnen konnte. Sie hatte keine Lust auf diese »Mitleids«-Angebote gehabt. Außerdem glaubte sie, so etwas nicht nötig zu haben. Inzwischen bereute sie das.

Caligula räusperte sich ausgiebig und las ihr den Absatz vor: »Der nächstgelegene Ort ist Pahrump. Pahrump - das reimt sich auf *plump* - müssen Sie sich so vorstellen, als hätte ein Geier Las Vegas gefressen und die unverdaulichen Teile wieder ausgespuckt. Kitsch und Krempel als Kunstform. Ein Bordell in Gestalt eines White-Castle-Restaurants - das ist fast schon ein schlechtes Wortspiel. Werbeschilder mit riesigen Cowboys konkurrieren mit Schildern für Feuerwerks-Läden, Spielkasinos, Wohnwagenparks und Beef Jerky. Der einzige Käse, den es hier gibt, sind »American Singles«-Scheibletten.«

Nach einer bedeutungsschwangeren Pause sagte Caligula:
»Fangen wir beim letzten Satz an.«

»Mhm.«

»Sie behaupten, der einzige Käse, den es in der Stadt gibt, wären »American Singles«-Scheibletten.«

»Ja«, sagte Ali.

»Sind Sie sicher?«

»Wieso?«

»Ich meine, waren Sie im Supermarkt?«

»Nein.« Ali fing an, auf einem Fingernagel zu kauen. »Das ist keine Tatsachenbehauptung. Ich versuche, ein Gefühl für die Stadt zu vermitteln.«

»Indem Sie Unwahrheiten schreiben?«

Ali wusste, wohin das führte. Sie wartete. Caligula enttäuschte sie nicht.

»Ali, woher wissen Sie, dass es in der Stadt keinen anderen Käse gibt? Haben Sie in den Regalen sämtlicher Supermärkte nachgesehen? Und selbst wenn, haben Sie auch die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass vielleicht jemand in einem Nachbarort einkauft und anderen Käse nach Pahrump mitbringt? Oder vielleicht bestellt sich auch jemand Käse bei einem Versandhaus? Verstehen Sie, was ich Ihnen sagen will?«

Ali schloss die Augen.

»Wenn wir drucken, dass es in der Stadt nur »American Singles«-Scheibletten gibt, kann es gut sein, dass ich plötzlich den Bürgermeister von Pahrump am Telefon habe, der zu mir sagt: »Hey, das ist nicht wahr. Wir habe zig Sorten Käse hier. Gouda und Schweizer und Cheddar und Provolone ... ««

»Ich habe verstanden, was Sie mir sagen wollen, Craig.«

»... Roquefort und Blauschimmelkäse und Mozzarella ... «

»Craig ...?«

»... und verdammt, was ist mit denen zum Streichen?«

»Streichen?«

»Streichkäse natürlich. Das ist auch Käse, oder? Streichkäse.«

Selbst in einem Hinterwäldlerkaff muss es Streichkäse geben. Verstehen Sie?«

»Ja. Mhm.« Mehr Nägelkauen. »Verstehe.«

»Der Satz muss also raus.« Sie hörte, wie er ihn durchstrich. »Und jetzt kommen wir zu dem Satz davor, über die Wohnwagen-parks und das Beef Jerky.«

Caligula war klein. Ali hasste kleine Redakteure. Früher hatte sie sich mit Kevin oft über kleine Redakteure lustig gemacht. Kevin war immer der erste Leser ihrer Artikel gewesen. Seine Aufgabe hatte allein darin bestanden, jedes noch so unbedeutende Wort, das sie geschrieben hatte, für brillant zu erklären. Ali war, wie die meisten Autoren, ziemlich unsicher. Sie brauchte Lob. Beim Schreiben lähmte sie jede noch so geringfügige Kritik. Kevin hatte das begriffen. Also hatte er geschwärmt. Und wenn sie mit den Redakteuren gekämpft hatte, besonders mit kleinen, kurzsichtigen wie Caligula, hatte Kevin sich immer auf ihre Seite geschlagen.

Sie fragte sich, ob Myron ihre Texte mögen würde.

Er hatte ein paar Mal gefragt, ob er nicht ein paar von ihren Artikeln lesen dürfte, aber sie hatte ihn immer wieder verrostet. Der Mann war mit Jessica Culver zusammen gewesen, einer der besten Romanautorinnen des Landes. Eins von Jessica Culvers Büchern war auf der Titelseite der *New York Times Book Review* besprochen worden. Sie hatte auf der Shortlist für jeden Literaturpreis gestanden. Und das war noch nicht alles ... Jessica Culver war Ali Wilder nicht nur beruflich in jeder Beziehung überlegen, die Frau sah auch noch mehr als fantastisch aus.

Wie sollte Ali dagegen ankommen?

Es klingelte. Sie sah auf die Uhr. Myron konnte das noch nicht sein.

»Craig, kann ich Sie zurückrufen?«

Caligula seufzte. »Gut, in Ordnung. Bis dahin überarbeite ich den Artikel ein bisschen.«

Sie zuckte zusammen, als er das sagte. Es gab da diesen alten

Autorenwitz, in dem du allein mit einem Redakteur auf einer einsamen Insel festsitzt. Du bist am Verhungern. Das einzige Lebensmittel ist ein Glas Orangensaft. Tage vergehen. Du bist dem Tode nahe. Gerade willst du den Saft trinken, als der Redakteur dir das Glas aus der Hand reißt und hineinpinkelt. Du siehst ihn perplex an. »Na also«, sagte der Redakteur und gibt dir das Glas zurück. »Er musste nur noch ein bisschen überarbeitet werden.«

Wieder klingelte es. Erin lief die Treppe herunter und rief: »Ich geh schon.«

Ali legte auf. Erin öffnete die Tür. Ali sah, wie ihre Tochter erstarre. Sie ging zur Tür.

Vor der Tür standen zwei Männer. Beide hatten Polizeimarken in der Hand.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte Ali.

»Sind Sie Ali und Erin Wilder?«

Alis Knie wurden weich. Nein, es war kein Flashback zu dem Moment, als sie von Kevins Tod erfahren hatte. Trotzdem war es eine Art Deja-vu-Erlebnis. Sie sah ihre Tochter an. Erin war aschfahl.

»Ich bin Detective Lance Banner vom Livingston Police Department. Und das ist mein Kollege Detective John Greenhall aus Kasselton.«

»Worum geht es hier?«

»Wir würden Ihnen beiden gern ein paar Fragen stellen, falls Sie nichts dagegen haben.«

»Worüber?«

»Dürfen wir reinkommen?«

»Zuerst möchte ich wissen, worum es geht.«

Banner sagte: »Wir haben ein paar Fragen über Myron Bilitar.«

Ali nickte und überlegte, was das zu bedeuten hatte. Sie wandte sich an ihre Tochter. »Erin, geh ein bisschen nach oben, damit ich in Ruhe mit den Polizisten reden kann, okay?«

»Äh, einen Moment noch, Ma'am.«

Banner.

»Ja?«

»Die Fragen, die wir stellen wollen«, sagte er, trat durch die Tür und deutete mit dem Kinn auf Erin, »sind eigentlich für Ihre Tochter bestimmt, nicht für Sie.«

Myron stand in Aimees Schlafzimmer.

Das Haus der Biels war von seinem aus bequem zu Fuß zu erreichen. Claire und Erik waren vorgefahren. Myron hatte sich noch ein paar Minuten mit Win unterhalten und ihn gebeten, festzustellen, welche Verbindung die Polizei zwischen Katie Rochester und Aimee Biel sah. Dann war er den Biels zu Fuß gefolgt.

Als Myron dort angekommen war, war Erik schon wieder weg.

»Er fährt mit dem Auto rum«, hatte Claire gesagt und ihn den Flur entlanggeführt. »Erik guckt sich die Orte an, wo sie sich aufgehalten hat, und hofft, dass er da irgendwas findet.«

Sie hatten vor Aimees Zimmer gestanden. Claire hatte die Tür geöffnet.

»Was suchst du?«, hatte sie gefragt.

»Ich habe keine Ahnung«, hatte Myron geantwortet. »Kannte Aimee Katie Rochester?«

»Das ist das andere Mädchen, das vermisst wird, oder?«

»Ja.«

»Ich glaub nicht. Ich hab Aimee damals sogar nach ihr gefragt. Als das in den Nachrichten war.«

»Und?«

»Aimee meinte, sie würde Katie nur vom Sehen kennen, hätte aber noch nie mit ihr gesprochen. Katie war auf der Middle School in Mount Pleasant. Und Aimee war auf der Heritage. Du weißt doch, wie das ist.«

Das stimmte. Die Cliques bildeten sich schon vor der High School.

»Soll ich ihre Freunde anrufen?«

»Das sollten wir auf jeden Fall versuchen.«

Beide hatten sich nicht bewegt.

Claire hatte gefragt: »Soll ich dich hier in Ruhe suchen lassen?«

»Ja, danke.«

Sie war gegangen und hatte die Tür hinter sich geschlossen. Myron sah sich um. Er hatte die Wahrheit gesagt. Er wusste wirklich nicht, wonach er suchen sollte. Das Zimmer war aber ein guter Ausgangspunkt. Schließlich war Aimee ein Teenager. Irgendwelche Geheimnisse musste sie hier einfach versteckt haben.

Außerdem kam es ihm richtig vor, dass er hier war. Mit seinem Versprechen Claire gegenüber hatte sich seine ganze Sichtweise verändert. Seine Sinne kamen ihm seltsam geschärft vor. Er hatte schon lange nicht mehr ermittelt - aber die alten Angewohnheiten waren sofort wieder da und halfen ihm. Als er im Zimmer des Mädchens stand, wusste er sofort wieder, was zu tun war. Beim Basketball musste man in eine Art Rausch geraten, um Höchstleistungen abzuliefern. Ermitteln fühlte sich ähnlich an. Und jetzt, im Zimmer des Opfers, erfasste ihn dieses Gefühl, er geriet in diesen Rausch.

Im Zimmer standen zwei Gitarren. Myron kannte sich mit Musikinstrumenten nicht sehr gut aus, aber eine war ganz offensichtlich eine elektrische, die andere eine akustische. An der Wand hing ein Jimi-Hendrix-Poster. Außerdem standen diverse in Acrylblocks gegossene Gitarren-Plektren auf den Regalen. Myron sah sich die Namen an. Es waren Sammlerstücke. Eins von Keith Richards, Nils Lofgren, Eric Clapton, Buck Dharma.

Myron lächelte fast. Das Mädchen hatte Geschmack.

Der Computer war schon eingeschaltet. Der Bildschirmschoner zeigte ein Aquarium. Myron war zwar kein Computer-Experte, kannte sich aber gut genug aus, um erst einmal anfangen zu können. Claire hatte ihm Aimees Passwort genannt und erzählt, dass Erik die E-Mails durchgesehen hatte. Er sah trotzdem noch einmal nach. Er rief die AOL-Seite auf und loggte sich ein.

Tatsächlich waren alle E-Mails gelöscht.

Er klickte auf den Windows-Explorer und ließ die Dokumente in chronologischer Folge sortieren, um festzustellen, was sie in letzter Zeit gemacht hatte. Aimee hatte Songs geschrieben. Er geriet ins Grübeln, dachte an die kreative junge Frau und überlegte, wo sie jetzt sein könnte. Er überflog die neusten Dateien in der Textverarbeitung. Nichts Besonderes. Er versuchte herauszubekommen, was sie sich zuletzt im Internet angesehen oder heruntergeladen hatte. Er fand ein paar neuere Fotos. Er öffnete die Datei. Aimee mit ein paar Schulfreundinnen, dachte er. Auf den ersten Blick fiel ihm auch hier nichts auf, aber vielleicht sollte er Claire einen Blick darauf werfen lassen.

Er wusste, dass Teenager gerne in Chatrooms gingen und per Instant Messaging kommunizierten. Aus der relativen Ruhe ihres Computers standen sie oft mit zig Leuten gleichzeitig in Kontakt. Myron wusste, dass viele Eltern sich darüber beklagten, aber zu seiner Zeit hatten sie stattdessen die ganze Zeit telefoniert. War Chatten wirklich schlechter?

Er rief die Liste ihrer Chat-Partner auf. Sie enthielt mindestens fünfzig Namen wie SpazaManiacJackll, MSGWatkins und YoungThangBlaine742. Myron druckte sich die Liste aus. Er würde Claire und Erik bitten, sie mit einem von Aimees Freunden durchzusehen, um festzustellen, ob vielleicht ein unbekannter Name dazwischen war. Das war unwahrscheinlich, aber dann hatten sie wenigstens etwas zu tun.

Myron legte die Maus zur Seite und suchte auf die altmodische Art weiter. Zuerst der Schreibtisch. Er ging die Schubladen durch: Stifte, Papiere, Notizblöcke, Ersatzbatterien und ein paar CDs mit Software. Nichts Persönliches. Er fand ein paar Quittungen von einem Laden namens *Planet Music*. Myron sah auf den Gitarren nach. Auf dem Rücken fand er Aufkleber von *Planet Music*.

Wow.

Er ging die nächste Schublade durch. Wieder nichts.

In der dritten Schublade entdeckte er etwas. Er nahm es heraus und sah es sich genauer an. Er lächelte. Es war Myrons Basketball-Sammelkarte in einem Plastik-Schutzhumschlag. Er betrachtete sein jüngeres Ich. Myron erinnerte sich noch an die Foto-Session. Er hatte mehrere alberne Posen einnehmen müssen - beim Sprungwurf, beim Pass, die klassische Angriffsposition - bei der Auswahl hatten sie sich dann für die leicht nach vorn gebeugte Haltung beim Dribbeln auf einem leeren Basketballfeld entschieden. Er hatte sein grünes Boston-Celtics-Trikot an - ein Outfit, das er wohl höchstens fünfmal getragen hatte. Der Sammelkarten-Hersteller hatte ein paar Tausend dieser Karten drucken lassen, bevor er sich verletzt hatte. Jetzt waren es teure Raritäten.

Eigentlich freute Myron sich, dass Aimee eine dieser Karten besaß, fragte sich aber auch, was die Polizei davon halten würde.

Er legte sie in die Schublade zurück. Natürlich hatte er jetzt seine Fingerabdrücke darauf hinterlassen, aber die waren inzwischen sowieso überall im Zimmer. Darauf kam es jetzt auch nicht mehr an. Er suchte weiter. Irgendwo musste ein Tagebuch sein. Das gab es in jedem Film. Das Mädchen schreibt ein geheimes Tagebuch, dem sie alles über ihren Freund, ihr Doppel Leben und das, was der Held sonst noch wissen musste, anvertraute. In Filmen und Romanen funktionierte so was. In der Realität hatte Myron kein Glück.

In der nächsten Schublade war Unterwäsche. Er kam sich schmierig vor, suchte aber weiter. Vielleicht war das genau der richtige Ort, um etwas zu verstecken. Er fand aber nichts. Für einen Teenager schien sie einen recht zurückhaltenden Geschmack zu haben. Tank-Tops waren schon das höchste der Gefühle. Ganz unten stieß er dann doch auf ein ziemlich gewagtes Stück. Er zog es heraus. Das Etikett war noch dran. Es war aus einem Wäscheladen namens *Bedroom Rendezvous*. Es war weiß, hauchdünn und sah aus wie aus einer Krankenhaus-Fantasie. Er runzelte die Stirn und fragte sich, was er davon halten sollte.

Im Regal stand eine Gruppe Wackelkopf-Figuren. Auf dem Bett lag ein iPod mit weißen Ohrhörern. Er sah sich die Liste der Stücke an. Als er Aimee Mann entdeckte, verbuchte er das als kleinen Sieg. Vor ein paar Jahren hatte er Aimee die CD *Lost in Space* geschenkt - zugegebenermaßen auch in der Hoffnung, dass der gemeinsame Vorname ihr Interesse wecken könnte. Jetzt stellte er erfreut fest, dass sie fünf CDs von Aimee Mann besaß.

Am Spiegel klebten Fotos. Lauter Gruppenbilder - Aimee mit ein paar Schulfreunden, zwei mit dem Volleyball-Team - ein klassisches Mannschaftsfoto und ein Siegerfoto nach dem Gewinn der County Meisterschaft. Außerdem hingen dort mehrere Bilder ihrer. High-School-Rockband mit Aimee als Lead-Gitarristin. Er inspizierte ihr Gesicht beim Spielen. Bei ihrem Lächeln wurde ihm warm ums Herz, aber welches Mädchen in dem Alter hat kein herzerwärmendes Lächeln?

Er fand das High-School-Jahrbuch. Er blätterte es durch. Seit er von der Schule abgegangen war, hatten sich die Jahrbücher stark verändert. Zum einen war jetzt eine DVD beigelegt. Die würde Myron sich mal angucken, wenn er Zeit hatte. Zuerst schlug er Katie Rochester's Eintrag auf. Das Foto kannte er schon aus den Nachrichten. Im kurzen Text sagte Katie, dass ihr die Samstagabende mit Betsy und Craig im Ritz Diner fehlen würden. Alles nur das Übliche. Er schlug Aimees Seite auf. Sie erwähnte eine ganze Menge Freunde und Freundinnen, bedankte sich bei ihren Lieblingslehrern Ms Korty und Mr D, ihrem Volleyball-Trainer Mr Grady und ihren Teamkameradinnen aus dem Volleyball-Team. Am Schluss stand: »Randy, du hast die letzten zwei Jahre zu etwas ganz Besonderem gemacht. Ich weiß, dass wir immer zusammenbleiben werden.«

Der gute alte Randy.

Er sah sich Randys Eintrag an. Er war ein gut aussehender Junge mit einer wilden Frisur, die fast an Rastalocken erinnerte. Er hatte ein Unterlippenbärtchen und lächelte breit. In seinem Eintrag ging es vor allem um Sport. Dann erwähnte er auch A i -

mee und bedankte sich dafür, dass sie seine High-School-Zeit so sehr »bereichert« hatte.

Hm.

Myron überlegte, sah sich den Spiegel noch einmal an und fragte sich, ob er endlich auf einen ersten Hinweis gestoßen war.

Claire öffnete die Tür. »Was gefunden?«

Myron deutete auf den Spiegel. »Das.«

»Was ist da?«

»Kommst du hier oft rein?«

Sie runzelte die Stirn. »Hier wohnt ein Teenager.«

»Also eher selten?«

»So gut wie nie.«

»Wäscht sie ihre Wäsche selbst?«

»Sie ist ein Teenager, Myron. Sie tut gar nichts.«

»Wer wäscht sie dann?«

»Wir haben eine Haushaltshilfe. Sie heißt Rosa. Wieso?«

»Die Fotos«, sagte er.

»Was ist damit?«

»Sie hat einen Freund, Randy, stimmt's?«

»Randy Wolf. Er ist nett.«

»Und die beiden sind schon länger zusammen?«

»Seit dem zweiten High-School-Jahr. Warum?«

Wieder deutete er auf den Spiegel. »Da hängt kein Bild von ihm. Ich hab mir das ganze Zimmer angesehen. Es ist kein Foto von ihm zu finden. Deshalb habe ich gefragt, wann du zum letzten Mal hier im Zimmer warst.« Er sah sie an. »Hingen da Fotos von ihm?«

»Ja.«

Er deutete auf mehrere blanke Stellen unten auf dem Spiegel. »Ich weiß nicht, welche Verbindung da besteht, aber ich würde wetten, dass sie die Fotos hier abgenommen hat.«

»Aber sie waren gerade erst zusammen beim Abschlussball. Vor drei Tagen.«

Myron zuckte die Achseln. »Vielleicht haben sie sich da gestritten.«

»Du hast doch gesagt, dass Aimee ziemlich aufgelöst war, als du sie abgeholt hast.«

»Stimmt.«

»Vielleicht hatten die beiden gerade Schluss gemacht?«, sagte Claire.

»Wäre möglich«, sagte Myron. »Andererseits ist sie seitdem nicht mehr hier im Zimmer gewesen, und die Fotos am Spiegel sind verschwunden. Das heißt, dass sie sich mindestens ein oder zwei Tage vorher getrennt haben müssen. Ach, und ich hab noch was gefunden.«

Claire wartete. Myron zeigte ihr das Neglige von *Bedroom Rendezvous*. »Hast du das schon mal gesehen?«

»Nein. War das hier im Zimmer?«

Myron nickte. »Unten in der Wäscheschublade. Sieht auch unbenutzt aus. Das Etikett ist noch dran.«

Claire wurde still.

»Was ist?«

»Als Erik der Polizei erzählt hat, dass Aimee sich in letzter Zeit eigenartig benimmt, habe ich ihm widersprochen. Aber eigentlich hatte er Recht. Sie war extrem geheimniskrämerisch.«

»Willst du wissen, was mir hier im Zimmer noch aufgefallen ist?«

»Was?«

»Abgesehen von diesem Neglige - das wichtig sein könnte, vielleicht aber auch gar nichts zu bedeuten hat -, habe ich hier genau den gegenteiligen Eindruck gehabt von dem, was du gerade gesagt hast. Mir ist so gut wie nichts Geheimnisvolles aufgefallen. Aimee ist auf der High School. Irgendwas muss es doch geben, oder?«

Claire dachte darüber nach. »Und woran könnte das liegen?«

»Vielleicht war ihr das Zimmer nicht sicher genug, und sie hat ihr Geheimnis woanders versteckt. Also müssen wir an anderen

Stellen nachgucken, an denen sie persönliche Dinge aufbewahren könnte. Irgendwo, wo du oder Erik nicht ohne weiteres nachsehen könnt. Zum Beispiel im Spind in ihrer Schule.«

»Sollen wir da gleich hinfahren?«

»Ich glaube, ich möchte lieber erst mal mit Randy sprechen.«

Sie runzelte die Stirn. »Sein Vater.«

»Was ist mit ihm?«

»Er heißt Jake. Alle nennen ihn Big Jake. Er ist größer als du. Und seine Frau macht allen schöne Augen. Letztes Jahr hat Big Jake bei einem von Randys Football-Spielen einen Streit vom Zaun gebrochen. Er hat den armen Kerl vor den Augen seiner Kinder k.o. geschlagen. Ein absoluter *Schmock*.«

»Absolut?«

»Absolut.«

»Puuh.« Myron tat so, als würde er sich den Schweiß von der Stirn wischen. »Ein halbseidener *Schmock* hätte zum Problem werden können. Aber mit absoluten *Schmocks* kenn ich mich aus.«

20

Randy Wolf wohnte im neuen Teil der Laurel Road. Die Residenzen aus angerautem Backstein hatten eine größere Geschossgrundfläche als Kennedy Airport. Myron parkte den Wagen am Straßenrand vor dem pseudo-schmiedeeisernen Tor. Es war nur angelehnt, also ging er einfach durch. Bei der Gartengestaltung hatte es jemand zu gut gemeint - der Rasen sah aus, als hätte man ihn mit grüner Farbe besprüht. Vor dem Haus standen drei Geländewagen. Daneben glänzte eine frisch gewaschene und polierte rote Corvette in der Sonne. Myron fing an, den passenden Prince-Song zu summen. Er konnte nicht anders.

Das vertraute Ploppen eines Tennisballs drang aus dem Garten an sein Ohr. Myron folgte dem Geräusch. Vier geschmei-

dige Damen spielten Tennis. Alle trugen Pferdeschwänze und enge weiße Tenniskleidung. Myron war ein großer Freund von Frauen in weißer Tenniskleidung. Eine der geschmeidigen Damen wollte gerade aufschlagen, als sie ihn sah. Sie hatte fantastische Beine, stellte er fest. Er überprüfte die Feststellung noch einmal. Ja, fantastisch.

Das Anglotzen braungebrannter Beine brachte ihm zwar wahrscheinlich keine neuen Hinweise ein, aber Myron wollte sichergehen, und so ließ er auch diese Möglichkeit nicht außer Acht.

Myron winkte kurz und lächelte der Aufschlägerin freundlich zu. Sie winkte zurück und signalisierte den anderen Damen, dass sie sie für einen Moment entschuldigen sollten. Sie lief auf ihn zu. Ihr dunkler Pferdeschwanz hüpfte. Sie blieb erst stehen, als sie ihm sehr nahe gekommen war. Sie atmete schwer. Die schweißnasse Tenniskleidung klebte eng an ihrem Körper. Außerdem waren die Sachen etwas durchsichtig geworden - auch diese Erkenntnis verdankte Myron seiner ungewöhnlichen Wachsamkeit —, was sie aber nicht zu stören schien.

»Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

Sie hatte eine Hand auf die Hüfte gestützt.

»Hi, ich bin Myron Bolitar.«

Das vierte Gebot in Bolitars Benimmfibel: Beeindrucke die Damen mit einer unerwarteten Eröffnung.

»Den Namen«, sagte sie, »habe ich schon mal irgendwo gehört.«

Ihre Zungenspitze legte beim Sprechen lange Wege zurück.

»Und Sie sind Mrs Wolf?«

»Nennen Sie mich Lorraine.«

Bei Lorraine Wolf klang alles zweideutig.

»Ich suche Ihren Sohn Randy.«

»Falsche Antwort«, sagte sie.

»Tut mir leid.«

»Sie hätten sagen müssen, dass ich viel zu jung aussehe, um Randys Mutter zu sein.«

»Zu offensichtlich«, sagte Myron. »Als intelligente Frau hätten Sie das sofort durchschaut.«

»Gut gerettet«, sagte sie.

»Danke.«

Die anderen Damen sammelten sich am Netz. Sie hatten sich Handtücher um den Hals gelegt und tranken etwas Grünes.

»Was wollen Sie von Randy?«, fragte sie.

»Ich muss ihn sprechen.«

»So weit hatte ich mir das schon gedacht. Aber vielleicht sagen Sie mir ja auch noch, worum es geht?«

Die Hintertür wurde hörbar geöffnet. Ein großer Mann - Myron war 1,92 Meter groß und knapp hundert Kilo schwer, der Typ war mindestens fünf Zentimeter größer und fünfzehn Kilo schwerer - trat aus dem Haus.

Der große böse Jake Wolf war da.

Er hatte das schwarze Haar nach hinten gekämmt und schaute ziemlich finster drein.

»Mensch, ist das nicht Steven Seagal?«, fragte Myron leise.

Lorraine Wolf unterdrückte ein Kichern.

Big Jake stampfte auf sie zu. Er musterte Myron weiter feindselig. Myron wartete ein paar Sekunden, dann winkte er Big Jake in Stan-Laurel-Manier mit allen fünf Fingern zu. Big Jake wirkte nicht sehr erfreut. Er stellte sich neben Lorraine, legte einen Arm um ihre Hüfte und zog sie zu sich heran.

»Hi, Schatz«, sagte er, ohne den Blick von Myron abzuwenden.

»Ja, auch hi«, sagte Myron.

»Sie hab ich nicht gemeint.«

»Aber Sie haben mich dabei doch angesehen.«

Big Jake runzelte die Stirn und zog seine Frau noch näher heran. Lorraine zuckte kurz, ließ ihn aber gewähren. Myron kannte das. Übergröße Unsicherheit, vermutete er. Jake ließ ihn gerade

so lange aus den Augen, wie er brauchte, um seiner Frau einen Kuss auf die Wange zu geben. Als er Myron dann weiter anstarrte, wurde seine Umarmung noch fester.

Myron fragte sich, ob Big Jake seine Frau auch noch anpinken würde, um sein Revier zu markieren.

»Spielt ruhig weiter, Schatz. Ich kümmer mich darum.«

»Wir waren sowieso gerade fertig.«

»Dann könnt ihr ja vielleicht reingehen und da was trinken, ja?«

Er ließ sie los. Sie wirkte erleichtert. Die Damen gingen. Myron checkte noch einmal ihre Beine. Für alle Fälle. Die Frauen lächelten ihm zu.

»Hey, was gucken Sie da?«, fauchte Big Jake.

»Ich schau nur nach potentiellen Hinweisen«, sagte Myron.

»Was?«

Myron sah ihn an. »Vergessen Sie's.«

»Was wollen Sie hier?«

»Ich bin Myron Bolitar.«

»Na und?«

»Gut gerettet.«

»Was?«

»Vergessen Sie's.«

»Sind Sie so was wie ein Komiker?«

»Ich würde die Bezeichnung »komischer Schauspielen vorziehen. Komiker werden so schnell auf eine bestimmte Rolle festgelegt.«

»Was zum ...?« Big Jake brach ab und sammelte sich. »Machen Sie das immer so?«

»Was?«

»Uneingeladen irgendwo reinschneien?«

»Sonst komme ich ja nie irgendwo rein«, sagte Myron.

Big Jake kniff die Augen noch etwas weiter zusammen. Er trug enge Jeans und ein Seidenhemd, an dem zu viele Knöpfe geöffnet waren. Im Brusthaar hatte sich eine Goldkette verfangen.

»Stayin' Alive« lief nicht im Hintergrund, es hätte aber perfekt gepasst.

»Ich geb einfach mal einen Tipp ab«, sagte Myron. »Die rote Corvette vorm Haus gehört Ihnen, stimmt's?«

Big Jake starrte ihn weiter an. »Was wollen Sie?«

»Ich möchte mit Ihrem Sohn Randy sprechen.«

»Warum?«

»Die Biels haben mich geschickt.«

Er blinzelte. »Na und?«

»Ist Ihnen bekannt, dass ihre Tochter vermisst wird?«

»Na und?«

»Dieses »Na und« hat was, Jake. Das kommt einfach immer gut. Aimee Biel wird vermisst, und ich möchte mit Ihrem Sohn reden, um festzustellen, ob er mir weiterhelfen kann.«

»Er hat nichts damit zu tun. Er war am Samstagabend zu Hause.«

»Allem?«

»Nein. Ich war auch da.«

»Was ist mit Lorraine? War sie auch da? Oder war sie unterwegs?«

Es gefiel Big Jake nicht, dass Myron seine Frau beim Vornamen nannte. »Das geht Sie nichts an.«

»Ist auch egal. Ich würde trotzdem gern mit Randy sprechen.«

»Nein.«

»Wieso nicht?«

»Ich will nicht, dass er da reingezogen wird.«

»Wo reingezogen?«

»Hey«, er richtete den Zeigefinger auf Myron. »Ich mag Ihre Art nicht.«

»Wirklich nicht?« Myron präsentierte ein breites Showmaster-Lächeln und wartete. Big Jake war verwirrt. »Besser so? Wirkt doch gleich viel freundlicher, oder?«

»Verschwinden Sie.«

»Ich könnte jetzt fragen, »Und was, wenn nicht?«, aber das wäre so unglaublich vorhersehbar.« Big Jake lächelte und trat näher an Myron heran. »Wollen Sie wissen, was dann passiert?«

»Warten Sie, ich seh eben im Drehbuch nach.« Myron tat so, als würde er Manuskriptseiten umblättern. »Ah, da haben wir's. Ich sage: »Ja, klar doch.« Und Sie sagen: »Dann helfe ich Ihnen auf den Weg.««

»Absolut richtig.«

»Jake?«

»Was ist?«

»Ist eins von Ihren Kindern zu Hause?«, fragte Myron.

»Wieso? Was hat das mit der ganzen Sache zu tun?«

»Na ja, Lorraine weiß vermutlich schon, was Sie für eine jämmerliche Gestalt sind«, sagte Myron, ohne sich von der Stelle zu rühren. »Aber ich möchte Ihnen wirklich nicht vor den Augen Ihrer Kinder eine Tracht Prügel verpassen.«

Jakes Atem begann zu rasseln. Er trat nicht zurück, konnte aber den Blickkontakt nicht mehr aufrechterhalten. »Ach, Sie sind's doch gar nicht wert.«

Myron verdrehte die Augen, verkniff sich aber die Antwort, dass genau das die nächste Zeile in seinem Skript war. Schließlich gewann man mit den Jahren auch an Reife.

»Mein Sohn ist sowieso nicht mehr mit diesem Flittchen zusammen.«

»Mit Flittchen meinen Sie ... ?«

»Aimee. Er hat sich von ihr getrennt.«

»Wann?«

»Vor drei oder vier Monaten. Es hat ihm einfach gereicht.«

»Die beiden sind letzte Woche noch zusammen auf dem Abschlussball gewesen.«

»Das war nur Show.«

»Show?«

Er zuckte die Achseln. »Mich hat die ganze Sache nicht überrascht.«

»Was wollen Sie damit sagen, Jake?«

»Aimee war nicht gut für ihn. Sie ist ein Flittchen.«

Myron spürte, wie sein Blut in Wallung geriet. »Und was wollen Sie damit sagen?«

»Ich kenn sie, ja? Ich kenn die ganze Familie. Mein Sohn hat eine strahlende Zukunft vor sich. Er fängt im Herbst in Dartmouth an, und ich will nicht, dass irgendwas dazwischenkommt. Also passen Sie auf, Mr Basketball. Ja, ich weiß, wer Sie sind. Sie glauben, dass Sie hier der dicke Max sind. Ein großer, kräftiger Basketball-Typ, der's nie geschafft hat, sich als Profi durchzusetzen. Ein angehender Superstar und Nationalspieler, der am Ende doch den Schwanz eingekniffen hat. Der einfach nicht hart genug war, als die ersten Probleme aufgetaucht sind.«

Big Jake grinste.

»Warten Sie, ist das jetzt die Stelle, wo ich einen Nervenzusammenbruch kriege und in Tränen ausbreche?«, fragte Myron.

Big Jake legte Myron den Zeigefinger auf die Brust. »Halten Sie sich von meinem Sohn fern, verstanden? Er hat verdammt noch mal nichts damit zu tun, dass das Flittchen verschwunden ist.«

Myrons Hand schoss nach vorne. Er packte Jakes Eier und drückte zu. Jake riss die Augen auf. Myron stellte sich so hin, dass man vom Haus aus nicht sehen konnte, was er tat. Er beugte sich vor und flüsterte Jake ins Ohr:

»Ab jetzt werden wir Aimee nicht mehr so nennen, okay, Jake? Sie brauchen nur zu nicken.«

Big Jake nickte. Sein Gesicht lief rot an. Myron schloss die Augen, verfluchte sich innerlich und ließ los. Jake schnappte nach Luft, taumelte zurück und sank auf ein Knie. Myron kam sich wie ein Idiot vor, weil er so ausgerastet war.

»Hey, ich wollte nur ...«

»Hauen Sie ab«, zischte Jake. »Lassen Sie ... lassen Sie uns einfach in Ruhe.«

Dieses Mal hörte Myron auf ihn.

Aus einem Buick Skylark beobachteten die Zwillinge, wie Myron zu Fuß die Einfahrt der Wolfs herunterkam.

»Da ist der Kerl.«

»Ja.«

Sie waren keine echten Zwillinge. Sie waren nicht einmal Brüder. Sie sahen sich auch nicht ähnlich. Sie hatten am gleichen Tag Geburtstag, am 24. September, aber Jeb war acht Jahre älter als Orville. Der gemeinsame Geburtstag war ein Grund für ihren Spitznamen. Der andere war, dass sie sich bei einem Baseball-Spiel der Minnesota Twins kennen gelernt hatten. Man hätte es für einen sadistischen Zug des Schicksals halten oder eine unglaublich ungünstige Sternenkonstellation dafür verantwortlich machen können, dass sie sich je begegnet waren. Man hätte auch behaupten können, dass es zwischen ihnen eine echte Bindung gab — zwei gleichgesinnte verlorene Seelen, die sich gefunden hatten - als wären ihre Psychosen und der gemeinsame Hang zur Grausamkeit Magneten, die sich gegenseitig anzogen.

Jeb und Orville waren sich auf den billigen Plätzen im *Metrodorne* in Minneapolis begegnet, als Jeb, der ältere Zwilling, eine Prügelei mir fünf Schwachköpfen angefangen hatte, die ihr Hirn in Bier mariniert hatten. Orville war eingestiegen, und gemeinsam hatten sie die fünf krankenhausreif geschlagen. Das war acht Jahre her. Drei der Opfer lagen immer noch im Koma.

Jeb und Orville waren zusammengeblieben.

Diese beiden absoluten Einzelgänger, die nie geheiratet und auch nie längere Beziehungen gehabt hatten, waren unzertrennlich geworden. Sie waren gemeinsam von Stadt zu Stadt gezogen und hatten eine Spur der Verwüstung hinterlassen. Sie gingen in Bars, fingen nur so aus Spaß Streit an und probierten, wie nah sie einen Mann dem Tod bringen konnten, ohne ihn tatsächlich umzubringen. Nachdem sie in Montana eine Motorrad-Gang auseinandergenommen hatten, die den Drogenhandel im Staat kontrolliert hatte, war ihr Ruf zementiert.

Jeb und Orville sahen nicht gefährlich aus. Jeb trug eine

Reitkrawatte und ein Smokingjackett. Orville machte ganz auf Woodstock: Pferdeschwanz, ungepflegter Bart, rosa gefärbte Brille und ein Batikhemd. Sie saßen im Wagen und beobachteten Myron.

Jeb fing an zu singen, wobei er - wie immer - englischsprachige Songs mit seiner eigenen Übersetzung ins Spanische vermischt. Diesmal war es *Message in a Bottle* von *The Police*.

»I hope that someone gets my, I hope that someone gets my, I hope that someone gets my, *mensaje en una botella* ...«

»Klingt echt groovy, Dude«, sagte Orville.

»Danke, *mi amigo*.«

»Mann, wenn du jünger wärst, könntest du bei *Amerika sucht den Superstar* mitmachen. Die Jury würde voll auf dieses Spanisch-Ding abfahren. Selbst dieser Simon, der sonst immer alles scheiße findet.«

»Ich steh auf Simon.«

»Ich auch. Der Typ ist echt abgefahren.«

Sie sahen zu, wie Myron in seinen Wagen stieg.

»Was glaubst du, was er da im Haus gemacht hat?«, fragte Orville.

Jeb sang: »You ask me if our love would grow, *yo no se, yo no se*.«

»Die Beatles, oder?«

»Bingo.«

»Und *yo no se*. Ich weiß nicht?«

»Stimmt.«

»Groovy.« Orville sah auf die Autouhr. »Sollen wir Rochester anrufen und ihm sagen, was Sache ist?«

Jeb zuckte die Achseln. »Wieso nicht?«

Myron Bolitar fuhr los. Sie folgten ihm. Rochester war nach dem zweiten Klingeln am Apparat.

»Er ist gerade losgefahren«, sagte Orville.

Rochester sagte: »Folgen Sie ihm.«

»Ist ja Ihr Geld«, sagte Orville mit einem Achselzucken.

»Wenn Sie mich fragen, schmeißen Sie es aber gerade zum Fenster raus, Mann.«

»Vielleicht erfahren Sie ja, wo er die Mädchen versteckt hat.«

»Wenn wir ihm jetzt sofort den Arsch aufreißen, gibt er uns alle Hinweise, die er nur geben kann.«

Rochester zögerte. Orville lächelte und unterstützte Jeb, indem er den Daumen hob.

»Ich warte an seinem Haus«, sagte Rochester. »Beschatten Sie ihn, bis er herkommt.«

»Sind Sie drinnen oder draußen?«

»Wo drinnen oder draußen?«

»Von seinem Haus.«

»Ich bin draußen. In meinem Wagen.«

»Dann wissen Sie nicht, ob er einen Großbildfernseher hat?«

»Was? Nein, das weiß ich nicht.«

»Wenn wir ihn eine Weile bearbeiten, wäre es angemessen, wenn er einen hätte. Falls sich das hinzieht, verstehen Sie? Die Yankees spielen gegen Boston. Jeb und ich stehen auf HD-Fernsehen. Deshalb frag ich.«

Wieder zögerte Rochester.

»Kann schon sein, dass er einen hat«, sagte Rochester.

»Das wär echt groovy. DLP ist auch gut. Alles Hochauflösende. Haben Sie eigentlich einen Plan oder so?«

»Ich warte, bis er hier ist«, sagte Dominick Rochester. »Dann sag ich ihm, dass ich ihn sprechen will. Wir gehen rein. Sie kommen nach.«

»Spitze.«

»Wohin fährt er jetzt?«

Orville sah auf das Navigationssystem des Wagens. »Hey, wenn ich richtig liege, sind wir gerade auf dem Weg zu seiner Bude.«

21

Myron war noch zwei Blocks von seinem Haus entfernt, als sein Handy klingelte.

Win fragte: »Habe ich dir je von Cingle Shaker erzählt?«

»Nein.«

»Sie ist Privatdetektivin. Wenn sie noch heißer wäre, würden einem die Zähne schmelzen.«

»Ist ja toll.«

»Ich habe mit ihr geschlafen«, sagte Win.

»Schön für dich.«

»Ich habe mir noch einen Nachschlag geholt. Und wir reden noch miteinander.«

»Holla«, sagte Myron.

Wenn Win mit einer Frau noch sprach, mit der er mehr als einmal geschlafen hatte, entsprach das unter menschlichen Gesichtspunkten fast schon einer Silberhochzeit.

»Es gibt doch sicher einen Grund dafür, dass du diesen innigen Moment gerade jetzt mit mir teilst.« Dann fiel Myron etwas ein. »Moment, eine Privatdetektivin namens Cingle? Hester Crimstein hat sie angerufen, als ich verhört worden bin, stimmt's?«

»Absolut. Cingle hat neue Informationen über die Verschwundenen.«

»Hast du ein Treffen vereinbart?«

»Sie wartet im Baumgart's auf dich.«

Baumgart's, das chinesische und amerikanische Küche servierte und schon seit vielen Jahren Myrons Lieblingsrestaurant war, hatte vor kurzem eine Filiale in Livingston eröffnet.

»Woran erkenne ich sie?«

»Wenn sie noch heißer wäre, würden einem die Zähne schmelzen«, sagte Win. »Auf wie viele Frauen im Baumgart's wird diese Beschreibung wohl passen?«

Win legte auf. Fünf Minuten darauf betrat Myron das Restaurant. Cingle enttäuschte ihn nicht. Sie hatte außerordentliche Kurven, fast wie eine Superheldin aus einem Marvel-Comic. Myron ging zu Peter Chin, dem Besitzer, um ihn zu begrüßen. Der sah ihn mit gerunzelter Stirn an.

»Was ist?«

»Das ist nicht Jessica«, sagte Peter.

Myron und Jessica waren regelmäßig zusammen im Baumgart's gewesen - damals natürlich noch in Englewood. Peter hatte die Trennung nie überwunden. Die unausgesprochene Regel lautete, dass Myron nicht mit einer anderen Frau ins Baumgart's kommen durfte. Sieben Jahre hatte er sich an diese Regel gehalten - mehr aus Rücksicht auf sein eigenes Wohlergehen als auf Peters.

»Das ist kein Date.«

Peter sah erst Cingle, dann Myron an, zog eine Grimasse, die besagte: »*Wem wollen Sie hier was vormachen?*«

»Wirklich nicht.« Dann fuhr er fort: »Sie wissen doch wohl, dass ich Jessica seit Jahren nicht mehr gesehen habe.«

Peter hob den Zeigefinger. »Die Jahre verfliegen, aber das Herz bleibt immer am gleichen Ort.«

»Verdammtd.«

»Was ist?«

»Sie haben wieder Glückskekse gelesen, stimmt's?«

»Es steckt so viel Weisheit darin.«

»Ich sag Ihnen was. Lesen Sie lieber die *New York Times*. Den Styles-Teil.«

»Hab ich schon.«

»Und?«

Wieder hob Peter den Zeigefinger. »Man kann mit einem Hinter nicht auf zwei Pferden reiten.«

»Hey, das haben Sie von mir. Ein jiddisches Sprichwort.«

»Ich weiß.«

»Und es passt nicht.«

»Setzen Sie sich einfach hin«, wies Peter ihn mit einer Geste von sich. »Und bestellen Sie selbst. Ich helfe Ihnen nicht.«

Als Cingle aufstand, um ihn zu begrüßen, drehten sich die Köpfe nicht einfach nur in ihre Richtung, die Zuschauer brachen sich fast den Hals dabei. Myron und Cingle stellten sich kurz vor und nahmen Platz.

»Sie sind also Wins Freund«, sagte Cingle.

»Bin ich.«

»Sie sehen gar nicht so psychotisch aus.«

»Ich sehe mich gewissermaßen als das Gegengewicht.«

Sie hatte keine Papiere vor sich liegen.

»Haben Sie die Polizeiakte?«, fragte er.

»Es gibt keine. Offiziell wurde bisher noch nicht einmal eine Ermittlung eingeleitet.«

»Und was haben Sie dann?«

»Katie Rochester hat Geld an Geldautomaten abgehoben und ist dann ausgerissen. Abgesehen von den elterlichen Protesten, gibt es keine Hinweise darauf, dass was anderes passiert ist.«

»Die Ermittlerin, die mich am Flughafen abgefangen hat ...«, fing Myron an.

»Loren Muse. Sie ist übrigens sehr gut.«

»Muse, genau. Sie hat nach Katie Rochester gefragt. Ich hatte den Eindruck, dass die Polizei eine konkrete Verbindung zwischen ihr und mir hat.«

»Ja und nein. Sie hat eine konkrete Verbindung zwischen Katie und Aimee. Eine direkte Verbindung zu Ihnen gibt es meines Wissens nicht.«

»Und was für eine Verbindung ist das?«

»Es geht um die letzte Geldabhebung.«

»Was ist damit?«

»Beide Mädchen waren am gleichen Citibank Automaten in Manhattan.«

Myron schwieg und versuchte, diese Information in das einzuordnen, was er schon wusste.

Der Kellner kam zu ihnen. Ein Neuer. Myron kannte ihn nicht. Normalerweise schickte Peter ihm ein kleines *Ameuse Geule*. Heute nicht.

»Ich bin es gewohnt, dass Männer mich anstarren«, sagte Cingle. »Aber der Besitzer guckt mich an, als hätte ich hier auf den Boden gepinkelt.«

»Er vermisst meine alte Freundin.«

»Wie süß.«

»Entzückend.«

Cingle sah Peter an, wackelte mit den Fingern, um den Ehering zu zeigen, und rief Peter zu: »Er ist vor mir sicher. Ich bin schon verheiratet.«

Peter wandte sich ab.

Cingle zuckte die Achseln und erzählte Myron von der Abhebung am Geldautomaten, bei der Aimee auf der Aufnahme der Überwachungskamera klar zu erkennen gewesen war. Myron überlegte.

»Eins könnte Sie dabei noch interessieren.«

Myron wartete.

»Es geht um eine Frau namens Edna Skylar. Sie ist Ärztin drüben im St. Barnabas. Die Polizei hält das streng geheim, weil Katies Vater ziemlich durchgeknallt ist, aber offenbar hat Dr. Skylar Katie in Chelsea auf der Straße gesehen.«

Cingle erzählte ihm, wie Edna Skylar das Mädchen erkannt hatte und ihm in den U-Bahnhof gefolgt war, dass Katie einen männlichen Begleiter gehabt und Dr. Skylar am Ende noch kurz angesprochen und sie gebeten hatte, niemandem von ihr zu erzählen.

»Hat die Polizei sich damit befasst?«

»Womit soll sie sich befasst haben?«

»Haben die versucht, rauszukriegen, wo Katie war oder wer der Mann war oder so was?«

»Warum? Katie Rochester ist volljährig. Bevor sie abgehauen ist, hat sie Geld zusammengerafft. Sie hat einen Vater mit Mafia-

kontakte, der sie vermutlich auf irgendeine Weise misshandelt hat. Die Polizei hat Besseres zu tun. Die müssen sich um echte Verbrechen kümmern. Muse ermittelt in einem Doppelmord in East Orange. Und so viele Leute hat die Staatsanwaltschaft nicht. Außerdem hat Edna Skylars Bericht nur bestätigt, was eigentlich schon alle wussten.«

»Dass Katie Rochester ausgerissen ist.«

»Genau.«

Myron lehnte sich zurück. »Und die Tatsache, dass beide den gleichen Geldautomaten benutzt haben?«

»Entweder ist das ein erstaunlicher Zufall ...«

Myron schüttelte den Kopf. »Niemals.«

»Sehe ich auch so. Niemals. Also, entweder das, oder die beiden Mädchen haben das von langer Hand geplant. Es muss einen Grund dafür geben, dass beide den gleichen Geldautomaten benutzt haben. Ich bin bisher nicht dahintergekommen. Aber vielleicht haben die beiden das Ganze zusammen geplant. Katie und Aimee sind auf dieselbe High School gegangen, stimmt's?«

»Stimmt. Aber laut meinen Erkundigungen war das auch schon fast die einzige Verbindung zwischen den beiden.«

»Sie sind beide achtzehn, beide auf derselben High School, beide aus dem gleichen Ort.« Cingle zuckte die Achseln. »Irgendwas muss es geben.«

Sie hatte Recht. Er musste mit den Rochesters sprechen und herausbekommen, was die wussten. Aber er musste behutsam vorgehen, um nicht schlafende Hunde zu wecken. Außerdem wollte er mit der Ärztin, Edna Skylar, sprechen. Von ihr brauchte er eine exakte Beschreibung von Katies Begleiter, und er wollte wissen, wo genau Katie gewesen, in welche U-Bahn sie gestiegen und in welche Richtung sie gefahren war.

»Wenn Katie und Aimee ausgerissen sind«, sagte Cingle, »muss man darüber nachdenken, ob es dafür einen bestimmten Grund geben könnte.«

»Dasselbe hab ich auch grad gedacht«, sagte Myron.

»Vielleicht wollen sie nicht gefunden werden.«

»Stimmt.«

»Und was machen Sie jetzt?«

»Ich suche sie trotzdem.«

»Und wenn sie verschwunden bleiben wollen?«

Myron dachte an Aimee Biel. Er dachte an Erik und Claire. Gute Menschen. Anständig und zuverlässig. Er fragte sich, welchen Grund Aimee haben konnte, vor ihnen wegzulaufen - was so schlimm gewesen sein konnte, dass sie so eine Nummer abzog.

»Das überleg ich mir, wenn ich sie gefunden habe«, sagte er.

Win nahm in der Ecke des schummrigen Striplokals Platz. Keiner störte ihn. Man kannte ihn hier. Wenn er Gesellschaft wollte, sagte er Bescheid.

In der Jukebox lief einer der miserabelsten Songs der Achtziger. Mr Misters *Broken Wings*. Myron hatte behauptet, es wäre der schlechteste Song des Jahrzehnts. Win hatte gekontert, *We Built This City on Rock'n'Roll* von Starship wäre noch schlechter. Der Streit hatte über eine Stunde gedauert, ohne dass sie zu einem Ergebnis gekommen waren. Wie oft in solchen Situationen hatten sie sich an Esperanza gewandt, die als Schiedsrichter das Patt auflösen sollte. Die hatte aber mit *Too Shy* von Kajagoogoo einen eigenen Konkurrenten ins Rennen gebracht.

Win saß gerne in dieser Ecknische, sah sich die Stripperinnen und die anderen Gäste an und dachte nach.

Ein Baseball-Team aus der Major League war in der Stadt. Mehrere Spieler hatten diesen »Herrenclub« - ein wahrhaft einfallsreicher Euphemismus für ein Striplokal - aufgesucht, um sich zu entspannen. Die Mädchen drehten fast durch. Win beobachtete, wie eine vermutlich minderjährige Stripperin einen der besten Werfer des Teams anmachte.

»Wie alt waren Sie noch?«, fragte die Stripperin.

»Neunundzwanzig«, sagte der Pitcher.

»Wow.« Sie schüttelte den Kopf. »So alt sehen Sie aber *wirklich* nicht aus.«

Ein wehmütiges Lächeln umspielte Wins Lippen. Die Jugend. Windsor Horne Lockwood III war in extremem Wohlstand aufgewachsen. Er hatte auch nie etwas anderes behauptet. Er gehörte nicht zu den Multimilliardären, die mit ihrem Geschäftssinn prahlten, obwohl sie Daddys Milliarden als Startkapital gehabt hatten. Beim Erwerb beispiellosen Reichtums spielte Genie sowieso fast keine Rolle. Es konnte sogar stören. Wenn man klug genug war, die Risiken zu erkennen, war man womöglich versucht, sie zu meiden. Und solches Denken - Sicherheitsdenken - hatte noch nie zu großem Wohlstand geführt.

Win war als Sprössling des feinen Hauptzweigs der Familie in Philadelphia aufgewachsen. Seine Familie hatte die Börse mitbegründet und war seitdem ununterbrochen im Vorstand vertreten. Einer seiner direkten Vorfahren war der erste Finanzminister des Landes gewesen. Win war nicht nur mit einem goldenen Löffel im Mund geboren worden - ihm lag ein ganzes Goldservice zu Füßen.

Und genauso sah er auch aus.

Das war sein Problem gewesen. Schon seit seiner frühesten Kindheit hatten die Leute Win mit seinen flachsblonden Haaren, der rötlichen Haut und dem feinen, von Natur aus mit einem blasierten Ausdruck versehenen Gesicht schon auf den ersten Blick verabscheut. Wenn man Win Horne Lockwood III ansah, sah man Elitendenken, nicht selbst erarbeiteten Wohlstand und einen Menschen, der mit seinem hoch erhobenen Porzellanpüppchen-Näschen durch die Welt zog und auf seine Umgebung herabblickte. Und so brauchte man diesen privilegierten und scheinbar verzärtelten Jüngling nur anzusehen, und schon wurde man von einer Woge aus Neid und Missgunst erfasst.

Das hatte zu unschönen Vorfällen geführt.

Im Alter von zehn Jahren hatte Win im Zoo von Philadelphia seine Mutter aus den Augen verloren. Eine Schülergruppe aus

der Innenstadt hatte den jungen in seinem kleinen blauen Blazer mit dem Wappen auf der Brusttasche entdeckt und heftig verprügelt. Er musste ins Krankenhaus und hätte beinah eine Niere verloren. Die Schmerzen waren schlimm. Die Scham, ein furchtsamer, kleiner Junge zu sein, war viel schlimmer.

So etwas wollte Win nie wieder erleben.

Win wusste, dass Menschen aufgrund von Äußerlichkeiten spontane Urteile über andere Menschen fällten. Das war keine ganz neue Erkenntnis. Dazu kamen natürlich klar definierte Vorurteile gegen Schwarze, Juden und viele andere Minderheiten. Win interessierte sich allerdings mehr für die gewöhnlichen Vorurteile. Wenn man zum Beispiel eine übergewichtige Frau sieht, die einen Doughnut isst, findet man das abstoßend. Man fällt ein Spontanurteil - die Frau ist undiszipliniert, faul, liederlich, wahrscheinlich dumm und ungebildet, und sie hat offenbar nur ein geringes Selbstwertgefühl.

Eigenartigerweise geschah oft genau dasselbe, wenn jemand Win sah.

Er hatte die Wahl gehabt. Er hätte sich hinter die dichten Hecken um die Familiengrundstücke zurückziehen, sich im Kokon der Privilegien einspinnen und ein sicheres, wenn auch verängstigtes Leben führen können - oder etwas dagegen unternehmen.

Er hatte sich für das Letztere entschieden.

Geld machte alles leichter. Eigenartigerweise sah Win in Myron einen Batman im richtigen Leben, obwohl der maskierte Rächer als Kind sein eigenes Leitbild gewesen war. Bruce Waynes einzige Superkraft war sein unermesslicher Reichtum, den er nutzte, um sich zum Kämpfer gegen das Verbrechen ausbilden zu lassen. Win war seinem Beispiel gefolgt. Er hatte ehemalige Delta-Force- und Green-Berets-Ausbilder als Trainer eingestellt. Dazu die besten Lehrer für den Umgang mit Schusswaffen, Messern und im waffenlosen Kampf. Er hatte sich die Dienste mehrerer Kampfkunst-Meister aus unterschiedlichen Ländern gesi-

chert und sie aufs Familiengrundstück in Bryn Mawr einfliegen lassen, oder er war selbst ins Ausland gereist. Er hatte ein ganzes Jahr in der Einsiedelei eines Kampfkunst-Meisters hoch oben im südkoreanischen Bergland verbracht. Er hatte gelernt, wie man Menschen Schmerzen zufügt, ohne dabei Spuren zu hinterlassen. Er hatte gelernt, wie man Leute einschüchtert. Er hatte alles über Elektronik, Schlosser, die Unterwelt und Sicherheitsanlagen gelernt.

Alles hatte sich perfekt ergänzt. Win hatte jede neue Technik wie ein Schwamm aufgesogen. Er hatte hart gearbeitet - extrem hart - und mindestens fünf Stunden am Tag trainiert. Seine Hände waren schon von Natur aus schnell gewesen. Diese Grundvoraussetzung wurde ergänzt durch seinen Hunger, sein Verlangen, sein Arbeitsethos und seine menschliche Kälte. Er hatte alles, was man brauchte.

Mit der Zeit verschwand die Angst.

Als seine Ausbildung weit genug fortgeschritten war, hatte Win angefangen, sich in den drogenverseuchtesten und gefährlichsten Vierteln der Stadt herumzutreiben. Er war in einem blauen Blazer mit Wappen, einem pinkfarbenen Polohemd oder in Slipern ohne Socken durch die Straßen spaziert. Sobald die Bösewichte ihn sahen, hatten sie sich die Lippen geleckt. Der Hass hatte ihnen in den Augen gestanden. Sie hatten angegriffen. Und Win hatte sich gewehrt.

Win ging davon aus, dass es bessere Kämpfer als ihn gab, besonders jetzt, wo er langsam älter wurde.

Viele waren es aber nicht.

Sein Handy klingelte. Er nahm den Anruf an und sagte: »Ich höre.«

»Wir hören die Telefongespräche eines gewissen Dominick Rochester ab.«

Am Apparat war ein alter Kollege, von dem Win seit drei Jahren nichts gehört hatte. Das spielte keine Rolle. So lief das in ihrer Welt. Dass Rochester abgehört wurde, überraschte Win

nicht. Er sollte angeblich Mafiakontakte haben. »Und weiter?«

»Jemand hat ihm von der Verbindung zwischen deinem Freund Bolitar und seiner Tochter erzählt.«

Win wartete.

»Rochester hat noch ein sicheres Telefon. Wir sind nicht ganz sicher, glauben aber, dass er die Zwillinge angerufen hat.«

Schweigen.

»Kennst du sie?«

»Nur ihren Ruf«, sagte Win.

»Dann nimm das, was du gehört hast, und mäste es mit Anabolika. Der eine hat eine eigenartige Behinderung. Er empfindet keinen Schmerz, steht aber darauf, anderen welchen zuzufügen. Der andere, Jeb, beißt gerne - ja, ich weiß, wie das klingt.«

»Erzähl mehr«, sagte Win.

»Einmal haben wir eine Leiche gefunden, die Jeb nur mit den Zähnen bearbeitet hat. Der Typ war nur noch eine einzige rote Pfütze. Jeb hat ihm die Augen rausgebissen, Win. Wenn ich an den Anblick denke, kann ich immer noch nicht schlafen.«

»Dann solltest du dir vielleicht ein Nachtlicht kaufen.«

»Daran hab ich auch schon gedacht. Egal, die Zwillinge machen mir echt Angst«, fuhr die Stimme am Telefon fort, »genau wie *du* mir Angst machst.«

Win wusste, dass das wahrscheinlich das größte Kompliment war, das dieser Mann den Zwillingen machen konnte. »Und ihr glaubt, nachdem Rochester von Myron Bolitar gehört hat, hat er sofort die Zwillinge angerufen?«

»Ein paar Minuten später, ja.«

»Danke für den Hinweis.«

»Win, hör zu. Die sind vollkommen wahnsinnig. Wir haben gehört, ein großer, alter Mafiaboss in Kansas City hätte die Zwillinge mal angeheuert. Irgendwas ist dann nicht richtig gelaufen. Der Mafiaboss ist ihnen wohl auf die Nerven gegangen. Wieso, weiß ich nicht. Der alte Mann ist ja nicht blöd und hat versucht, sie auszuzahlen, um Frieden zu stiften. Das lief aber nicht. Dann

haben die Zwillinge seinen vierjährigen Enkel in die Finger gekriegt. Vier Jahre alt, Win. Sie haben ihn in zerkauten Stücken zurückgeschickt. Dann - das musst du dir mal vorstellen - haben sie *hinterher* das Geld vom Mafiaboss akzeptiert. Und zwar die Summe, die er ihnen vorher schon angeboten hatte. Sie haben nicht einen Penny mehr verlangt. Verstehst du, was ich meine?«

Win legte auf. Er brauchte nicht zu antworten. Er hatte verstanden.

22

Myron hatte das Handy schon in der Hand und wollte sich gerade bei Ali melden, als ihm ein Wagen vor seinem Haus ins Auge fiel.

Myron steckte das Handy ein und betrat seine Einfahrt.

Ein stämmiger Mann saß vor Myrons Grundstück auf dem Kantstein. Als Myron auf ihn zugegangen, stand er auf. »Myron Bölltar?«

»Ja.«

»Ich muss mit Ihnen reden.«

Myron nickte. »Wollen wir nicht reingehen?«

»Wissen Sie, wer ich bin?«

»Ich weiß, wer Sie sind.«

Der Mann war Dominick Rochester. Myron kannte ihn aus den Fernsehnachrichten. Er hatte ein grimmiges Gesicht mit so großen Poren, dass man sich mit dem Fuß darin hätte verfangen können. Der Geruch eines billigen Eau de Toilettes wehte schubweise zu Myron herüber. Myron hielt die Luft an. Er fragte sich, wie Rochester von seiner Verwicklung in den Fall erfahren hatte, aber eigentlich war das egal. Das passt schon, dachte Myron. Er wollte sowieso mit Rochester sprechen.

Myron wusste später nicht mehr genau, wann ihn dieses un-

gute Gefühl beschlichen hatte. Vielleicht, als der andere Wagen um die Ecke bog? Vielleicht war ihm etwas an Rochester's Gang aufgefallen? Myron hatte sofort gesehen, dass Rochester ein harter Brocken war, mit dem man besser keinen Streit anfing, und nicht so ein aufgemotzter Poser wie Big Jake Wolf.

Aber wieder war es ein bisschen wie beim Basketball. Es gab Momente, in denen Myron ganz ins Spiel versunken war, wenn er zum Sprungwurf ansetzte, die Finger genau die Nähte des Balls fanden, die Hand abgewinkelt vor der Stirn und der Blick direkt auf den Ring fixiert war und nur auf den Ring, dass sich die Zeit so verlangsamte, dass er mitten im Sprung innehalten, den Wurf noch einmal neu ansetzen und dabei das ganze Feld überblicken konnte.

Irgendetwas stimmte hier nicht.

Myron blieb vor der Tür stehen. Er hatte den Schlüssel schon in der Hand, drehte sich aber um und sah Rochester an. Er blickte in schwarze, unergründliche Augen, die vollkommen emotionslos alles und jeden um sich herum ansahen - seien es Menschen, Hunde, Aktenschränke oder Berge. Seine Augen veränderten sich nicht, ganz egal, was sich vor ihnen abspielte, welcher Schrecken oder welche Freude sich ihnen offenbarte.

»Eigentlich können wir aber auch eben hier draußen reden«, sagte Myron.

Rochester zuckte die Achseln. »Wenn Sie meinen.«

Der Wagen, ein Buick Skylark, wurde langsamer.

Myron spürte, wie sein Handy vibrierte. Er warf einen Blick darauf. Wins SWEET CHEEKS erschien auf dem Display. Er drückte die grüne Taste und führte das Handy zum Ohr.

Win sagte: »Da sind zwei sehr üble *Hombres* ...«

Dann musste Myron ausweichen.

Rochester hatte zugeschlagen.

Seine Faust streifte Myrons Kopf. Myrons Instinkte waren zwar eingerostet, die periphere Sicht funktionierte aber noch. In letzter Sekunde hatte er Rochester ausholen sehen, sich geduckt

und dem Schlag die Wirkung genommen. Die Faust war nur über Myrons Schädel geschrammt. Sein Kopf schmerzte zwar, aber Rochester's Hand fühlte sich vermutlich noch schlimmer an.

Das Handy fiel zu Boden.

Myron war auf ein Knie gegangen. Er packte Rochester's ausgestreckten Arm am Handgelenk. Dann bog er die Finger seiner freien Hand ein. Die meisten Leute schlugen mit der Faust zu. Manchmal musste das sein, aber man sollte versuchen, das zu vermeiden. Wenn man mit der Faust auf etwas Hartes traf, brach man sich die Hand. Meist war der Palm Strike mit der Handfläche viel effektiver, besonders wenn er gegen leicht verletzliche Ziele eingesetzt wurde. Bei einem Faustschlag musste man entweder einen Haken oder nur aus dem Arm heraus schlagen. Man konnte nicht sein ganzes Körpergewicht in den Schlag legen, weil die relativ dünnen Knochen in der Hand das nicht aushielten. Bei einem korrekt ausgeführten Palm Strike hingegen, wenn die Finger eingebogen und geschützt waren, das Handgelenk richtig gewinkelt und der Schlag mit dem fleischigen unteren Teil der Handfläche traf, übertrug sich der Druck auf Elle und Speiche, den Oberarmknochen - also auf die viel stärkeren Knochen des Arms.

Und so machte es Myron. Das naheliegendste Ziel wäre der Schritt gewesen, doch Myron ging davon aus, dass Rochester schon viele Kämpfe hinter sich hatte. Also würde er damit rechnen.

Myrons Vermutung war richtig. Rochester zog ein Knie hoch, um sich zu schützen.

Stattdessen zielte Myron auf den Solarplexus. Als der Schlag Rochester direkt unter dem Brustbein traf, stieß der große Mann hörbar die Luft aus. Myron riss an Rochester's Arm und vollführte etwas, das wie ein ungelenker Judowurf aussah. In echten Kämpfen sieht allerdings fast alles immer ein bisschen ungelenk aus.

Myron war jetzt im Rausch. Alles schien in Zeitlupe zu geschehen.

Rochester war noch in der Luft, als der Wagen anhielt. Zwei Männer stiegen aus. Rochester landete wie ein nasser Sack auf dem Boden. Myron sprang auf. Die beiden Männer kamen auf ihn zu.

Sie lächelten.

Rochester rollte sich ab. Er würde bald wieder auf den Beinen sein. Dann waren sie zu dritt. Die beiden Männer aus dem Wagen näherten sich nicht langsam. Sie waren nicht vorsichtig, zeigten keinerlei Anzeichen von Besorgnis. Sie rannten mit einer Hemmungslosigkeit auf Myron zu, wie man sie sonst nur von spielenden Kindern kennt.

Zwei sehr üble Hombres ...

Eine weitere Sekunde verstrich.

Der Mann, der auf dem Beifahrersitz gesessen hatte, trug einen Pferdeschwanz und sah aus wie der hippe Kunstlehrer einer Middle School, der immer nach Wasserpfeife roch. Myron überlegte, welche Möglichkeiten er hatte. Alles im Bruchteil einer Sekunde. Das war normal. Wenn man in Gefahr war, lief entweder die Zeit langsamer, oder das Gehirn arbeitete schneller. Das Ergebnis war dasselbe.

Myron dachte an Rochester, der auf dem Boden lag, die beiden Männer, die auf ihn zustürmten, an Wins Warnung und überlegte dabei, was Rochester wollte, warum er grundlos zuschlug, und dass Cingle ihn als durchgeknallt bezeichnet hatte.

Die Antwort lag auf der Hand: Dominick Rochester glaubte, Myron hätte etwas mit dem Verschwinden seiner Tochter zu tun.

Vermutlich wusste Rochester, dass Myron von der Polizei verhört worden war und das Verhör keine neuen Erkenntnisse geliefert hatte. Und das akzeptierte er nicht. Also setzte er alles - wirklich alles - daran, doch noch an irgendwelche Informationen heranzukommen.

Die beiden Männer waren vielleicht noch drei Schritte von ihm entfernt.

Und noch etwas: Sie waren bereit, ihn direkt hier anzugreifen, auf offener Straße, wo jeder sie sehen konnte. Das sprach für eine gewisse Verzweiflung, aber auch für Unbekümmertheit und Selbstbewusstsein - und zwar so viel, dass Myron nichts damit zu tun haben wollte.

Also entschloss er sich. Zur Flucht.

Die beiden Männer hatten einen Vorteil: den fliegenden Start. Myron musste aus dem Stand loslaufen.

Dabei kam ihm natürlich seine Sportlichkeit zugute.

Die Knieverletzung hatte Myrons Schnelligkeit nie ernsthaft beeinträchtigt. Sie störte ihn eher bei Seitwärtsschritten. Also täuschte Myron einen Schritt nach rechts an, damit die Angreifer die Richtung wechselten. Sie fielen darauf rein. Dann rannte er links die Einfahrt hinunter. Einer der Männer - der andere, nicht der hippe Kunstlehrer - rutschte kurz aus, war dann aber sofort wieder auf den Beinen. Genau wie Dominick Rochester.

Das Hauptproblem aber war der hippe Kunstlehrer. Der Mann war schnell. Er war fast schon nah genug, um Myron mit einem Sprung in die Beine zu erwischen.

Myron überlegte, ob er ihn angreifen sollte.

Lieber nicht. Win hatte ihn gewarnt. Und das bedeutete wohl, dass er wirklich ein sehr übler *Hombre* war. In dem Fall war er nicht mit einem Schlag auszuschalten. Und selbst wenn ein Schlag reichte, hätten ihn die anderen beiden in der Zwischenzeit eingeholt. Er konnte den Kunstlehrer nicht ausschalten und dann weiterlaufen.

Myron versuchte zu beschleunigen. Er brauchte genug Abstand, damit er Win anrufen und ihm sagen ...

Das Handy. Scheiße, es war nicht da. Er hatte es fallen lassen, als Rochester ihn geschlagen hatte.

Sie jagten ihn. Vier Erwachsene rannten, so schnell sie konnten, die ruhige Vorort-Wohnstraße entlang. Ob das jemand sah? Was mochten die Zuschauer denken?

Myron hatte noch einen weiteren Vorteil. Er kannte sich hier aus.

Er brauchte sich nicht umzusehen. Er hörte das Keuchen des Kunstlehrers hinter sich. Man wird kein Profisportier - auch wenn er kein Ligaspiel gemacht hatte, so war er doch Profi-Basketballer gewesen -, wenn nicht vieles im Körper und im Kopf richtig läuft. Myron war in Livingston aufgewachsen. In seinem High-School-Jahrgang waren sechshundert Leute gewesen. Zillionen toller Sportler waren hier aus und ein gegangen. Und keiner von ihnen hatte es bis zum Profi geschafft. Zwei oder drei hatten in unteren Ligen Baseball gespielt. Ein oder zwei waren für die eine oder andere Sportart auf die Auswahlliste gekommen. Das war alles. Jedes Kind träumt davon, in Wahrheit schafft es aber keins. Keins. Sie glauben, Ihr Sohn oder Ihre Tochter ist eine Ausnahme? Das sind sie nicht. Sie schaffen es nicht in die NBA, die NFL oder die MLB. Keine Chance.

Es gibt so viele Hindernisse.

Die Sache war die, dachte Myron, während sein Vorsprung wuchs, dass er zwar hart gearbeitet hatte, fast jeden Tag vier bis fünf Stunden ganz allein Bälle auf den Korb geworfen hatte, beängstigend ehrgeizig gewesen war, die richtige Einstellung gehabt hatte, das alles getan oder in die Wiege gelegt bekommen hatte - dass ihm dies alles jedoch nichts genutzt hätte, wenn er nicht außergewöhnliche körperliche Voraussetzungen mitgebracht hätte.

Eine davon war Schnelligkeit.

Das Keuchen hinter ihm wurde leiser.

Jemand - vielleicht Rochester - rief: »Schießt ihm ins Bein.«

Myron beschleunigte weiter. Er hatte einen Plan. Jetzt würde ihm seine Ortskenntnis helfen. Er kam an die Kuppe an der Coddington Terrace. Als er oben war, machte er sich bereit. Er wusste, wenn sein Vorsprung groß genug war, konnten sie ihn auf dem Weg nach unten für einen Augenblick nicht sehen, weil er in der Kurve verschwand.

Als er die Kurve erreichte, sah er sich nicht um. Zwischen zwei Häusern auf der linken Seite führte ein halb verborgener Weg hindurch. Hier war Myron früher täglich zur Grundschule entlanggegangen. Das hatten alle Kinder aus der Straße gemacht. Es war schon etwas komisch, dass ein asphaltierter Fußweg zwischen zwei Häusern hindurchführte, aber Myron wusste, dass es ihn noch gab.

Die *sehr üblen Hombres* wussten es bestimmt nicht.

Der Weg war öffentliches Gelände, aber Myron hatte noch eine zweite Idee. Früher hatte die Familie Horowitz in einem der Häuser auf der linken Seite gewohnt. In einem anderen Leben hatte Myron dort zusammen mit ihrem Sohn im Gebüsch ein Fort gebaut. Mrs Horowitz war sehr wütend gewesen, als sie es entdeckt hatte. Jetzt bog er mitten ins Gehölz ab. Früher hatte es hier einen Krabbelpfad gegeben, der unter ein paar Büschen hindurch zu den Seidens an der Ridge Road geführt hatte.

Myron schob den ersten Busch zur Seite. Der Pfad war noch da. Er ging auf Knie und Hände und krabbelte durch die Öffnung. Zweige schlugen ihm ins Gesicht. Er spürte den Schmerz kaum, in Gedanken war er bei früheren, unschuldigeren Zeiten.

Als er auf der anderen Seite im ehemaligen Garten der Seidens herauskam, fragte er sich, ob die Seidens hier wohl noch wohnten. Die Antwort folgte auf dem Fuße.

Mrs Seiden stand im Garten. Sie trug ein Kopftuch und Arbeitshandschuhe.

»Myron?« Sie zögerte keinen Moment und klang auch nicht sonderlich überrascht. »Myron Bolitar, bist du das?«

Er war mit ihrem Sohn Doug zur Schule gegangen; allerdings war er den Pfad das letzte Mal entlanggekrabbelt, als er ungefähr zehn Jahre alt war, und seitdem auch nicht mehr hier im Garten gewesen. Aber in Städten wie diesen machte das nichts. Wenn man in der Grundschule befreundet war, riss die Verbindung nie ganz ab.

Mrs Seiden pustete sich die Haare aus dem Gesicht. Sie

machte Anstalten, auf Myron zuzukommen. Scheiße. Er wollte wirklich niemanden in die Sache hineinziehen. Sie machte den Mund auf, es gelang ihm aber, sie zum Schweigen zu bringen, indem er schnell den Finger über die Lippen legte.

Sie sah seinen Gesichtsausdruck und blieb stehen. Er bedeutete ihr, sie solle ins Haus gehen. Sie nickte kurz und ging darauf zu. Sie öffnete die Hintertür.

Jemand rief: »Wo zum Teufel ist er hin?«

Myron wartete darauf, dass Mrs Seiden verschwand. Aber sie ging nicht ins Haus.

Ihre Blicke trafen sich. Jetzt gestikulierte Mrs Seiden. Sie winkte, er solle reinkommen. Er schüttelte den Kopf. Zu gefährlich.

Mrs Seiden blieb reglos in der Tür stehen.

Sie würde sich nicht von der Stelle rühren.

Er hörte ein Geräusch hinter sich im Gebüsch. Myron sah sich um. Es verschwand. Vielleicht ein Eichhörnchen. Sie konnten ihn unmöglich so schnell entdeckt haben. Aber Win hatte sie als »sehr übel« bezeichnet, was natürlich bedeutete, dass sie in dem, was sie taten, sehr gut waren. Und Win war kein Freund von Übertreibungen. Wenn er sagte, dass diese Typen sehr übel waren ...

Myron horchte. Nichts. Das machte ihm mehr Angst, als wenn er Geräusche gehört hätte.

Er wollte Mrs Seiden nicht noch mehr in Gefahr bringen. Noch einmal schüttelte er den Kopf. Sie blieb einfach stehen und hielt die Tür auf.

Jetzt einen Streit anzufangen hatte wirklich keinen Sinn. Es gab nicht viele Geschöpfe auf dieser Erde, die so dickköpfig waren wie Mütter aus Livingston.

In gebückter Haltung rannte er durch den Garten und durch die offene Tür und zog sie mit sich hinein.

Sie schloss die Tür.

»Ducken Sie sich.«

»Das Telefon«, sagte Mrs Seiden, »ist da drüben.«

Es war an der Küchenwand angebracht. Er wählte Wins Nummer.

»Ich bin zwölf Kilometer von deinem Haus entfernt«, sagte Win.

»Da bin ich nicht«, sagte Myron. »Ich bin in der Ridge Road.« Er sah Mrs Seiden fragend an.

»Achtundsiebzig«, sagte sie. »Und Ridge Drive, nicht Ridge Road.«

Myron wiederholte beides. Dann sagte er Win, dass er es mit drei Leuten zu tun hatte, weil Dominick Rochester dabei war.

»Hast du eine Waffe?«, fragte Win.

»Nein.«

Win hielt ihm keine Standpauke, Myron wusste auch so, dass er das gern getan hätte. »Die anderen beiden sind gut und sadistisch«, sagte Win. »Versteck dich, bis ich da bin.«

»Wir röhren uns nicht vom Fleck«, sagte Myron.

In diesem Moment flog die Tür auf.

Myron drehte sich um und sah, wie der Kunstrehrer hereinstürzte.

»Laufen Sie!«, rief Myron Mrs Seiden zu. Er wartete aber nicht ab, um nachzusehen, ob sie auf ihn hörte. Der Kunstrehrer hatte das Gleichgewicht noch nicht wiedergewonnen. Myron sprang auf ihn zu.

Aber der Kunstrehrer war schnell.

Er wich Myrons Angriff aus. Myron sah, dass er ihn verpasste. Er streckte den linken Arm aus wie eine Wäscheleine und versuchte so, Kunstrehrers Kinn zu treffen. Der Schlag erwischte Kunstrehrer jedoch am Hinterkopf und wurde vom Pferdeschwanz noch gedämpft. Kunstrehrer taumelte. Er drehte sich um und versetzte Myron einen Schlag auf den Brustkorb.

Der Mann war sehr schnell.

Wieder verlangsamte sich alles. Aus der Ferne hörte Myron Schritte. Mrs Seiden floh. Kunstrehrer lächelte Myron schwer

atmend an. Die Schnelligkeit, mit der Kunstlehrer zugeschlagen hatte, zeigte Myron, dass es unklug war, stehen zu bleiben und sich auf einen Schlagabtausch einzulassen. Myron war größer, also musste er in den Bodenkampf.

Kunstlehrer nahm die Position für den nächsten Schlag ein. Myron stürzte sich auf ihn. Es war schwerer, einen Kontrahenten im extremen Nahkampf richtig hart zu treffen, besonders wenn der auch noch größer war. Myron packte Kunstlehrers Hemd im Schulterbereich. Er drehte sich, um ihn zu Boden zu werfen, und zog dabei den Unterarm hoch.

Myron hatte gehofft, mit dem Unterarm auf Kunstlehrers Nase zu landen. Schließlich wog Myron fast hundert Kilo. Wenn man jemand mit so viel Masse auf die Nase drückt, zerbricht sie wie ein ausgetrocknetes Vogelnest.

Aber wieder wich Kunstlehrer geschickt aus. Er merkte, was Myron vorhatte, und duckte sich ein wenig. Jetzt lag der Unterarm direkt auf der rosa Brille. Kunstlehrer schloss die Augen und zog Myron mit sich zu Boden. Außerdem hob er ein Knie und drückte es Myron in den Unterleib. Myron musste den Bauch zurückziehen, um sich zu schützen. Das nahm seinem Unterarmschlag viel Druck.

Bei der Landung verbog sich das Brillengestell, mehr Kraft lag nicht mehr in Myrons Hieb. Kunstlehrer konnte jetzt den Schwung ausnutzen. Er verlagerte das Gewicht. Hinter seinem Tritt war auch nicht viel Kraft, weil Myron den Rücken gekrümmkt hatte. Aber das Knie war noch da. Und der Schwung.

Er warf Myron über den Kopf. Myron rollte sich ab. Nach nicht einmal einer Sekunde waren beide wieder auf den Beinen.

Die Männer sahen sich an.

Und jetzt kommt etwas, das einem niemand über Kämpfe sagt: Man wird von einer lähmenden Angst erfasst. Bei seinen ersten Kämpfen war Myron sich wie ein Riesenfeigling vorgekommen, als er das stressbedingte Kribbeln in den Beinen gespürt hatte, das so schlimm werden konnte, dass man fürchtete, sich nicht

mehr auf den Beinen halten zu können. Manche Männer, die noch nicht in viele Kämpfe geraten waren und dieses Kribbeln schon verspürten, wenn es in einer Bar zum Streit mit einem Betrunkenen kam, wollten oft vor Scham im Boden versinken. Das war nicht nötig. Es war keine Feigheit. Es war eine ganz natürliche, biologische Reaktion. Das ging jedem so.

Die Frage war, wie man damit umging. Mit der Zeit lernte man, wie man diesen Hormonschub kontrollieren und ihn sich sogar zunutze machen konnte. Man musste atmen. Man musste sich entspannen. Wenn man verspannt getroffen wurde, richtete der Schlag viel mehr Schaden an.

Kunstlehrer warf seine verbogene Brille weg. Er blickte Myron direkt in die Augen. Das gehörte dazu. Den Gegner niederzustarren. Der Typ war gut. Win hatte es gesagt.

Aber Myron war auch gut.

Mrs Seiden schrie auf.

Man musste beiden Männern zugute halten, dass sie sich nicht umdrehten. Myron wusste jedoch, dass er zu ihr musste. Er täuschte einen Angriff an, gerade so, dass Kunstlehrer zurückwich, dann schoss er vors Haus, von wo der Schrei gekommen war.

Die Haustür war offen. Mrs Seiden stand davor. Der andere Mann aus dem Wagen hielt sie fest. Er hatte ihr die Finger in den Oberarm gebohrt. Der Typ war ein paar Jahre älter als Kunstlehrer und trug eine Smokingjacke. Eine Smokingjacke, verdammte Scheiße noch mal. Er sah aus wie Roger Healey aus *Bezaubernde Jeannie*.

Keine Zeit.

Kunstlehrer war hinter ihm. Myron wich zur Seite aus und schlug mit rechts einen Schwinger. Kunstlehrer duckte sich weg, aber damit hatte Myron gerechnet. Er brach mitten im Schlag ab und schlang dem Mann seinen Arm um den Hals.

Myron hatte ihn im Schwitzkasten.

Doch da stürzte sich Smokingjacke mit einem absurdem Kampfschrei auf ihn.

Myron drückte den Hals fester zu und trat nach Smokingjackett. Der fing den Schlag mit der Brust auf. Er entspannte seinen Körper, ging mit dem Tritt mit und umklammerte Myrons Bein.

Myron verlor das Gleichgewicht.

Kunstlehrer gelang es, sich zu befreien. Er schlug mit der Handkante nach Myrons Kehle. Myron senkte den Kopf, so dass der Schlag sein Kinn traf. Seine Zähne schlugen aufeinander.

Smokingjacke umklammerte weiter Myrons Bein. Myron versuchte, ihn wegzustoßen. Kunstlehrer lachte. Die Haustür wurde geöffnet. Myron betete, dass es Win war.

Er war es nicht.

Dominick Rochester war angekommen. Er war außer Atem.

Myron wollte Mrs Seiden warnen, als ihn ein ganz eigenartiger Schmerz durchzuckte. Myron stieß einen markerschüttenden Schrei aus. Er sah zu seinem Bein herab. Smokingjacke hatte den Kopf gesenkt.

Er hatte Myron ins Bein gebissen.

Wieder schrie Myron. Der Schrei vermischt sich mit Kunstlehrers Lachen und Anfeuerungsrufen.

»Weiter, Jeb! Yeah!«

Myron trat weiter, aber Smokingjacke biss sich fest und knurrte dabei wie ein Terrier.

Der Schmerz war unerträglich und durchdringend.

Myron geriet in Panik. Er trat mit dem anderen Bein nach Smokingjacke. Der hielt sich mit den Zähnen fest. Myron trat fester zu und traf schließlich direkt den Kopf des Mannes. Sein Fleisch riss, als er sich schließlich befreien konnte. Smokingjacke setzte sich auf und spuckte etwas aus. Myron stellte schockiert fest, dass es ein fleischiges Stück Bein war.

Dann stürzten sich alle auf ihn. Alle drei. Einer über den anderen.

Myron zog den Kopf ein und schlug um sich. Er traf ein Kinn. Jemand grunzte und fluchte. Aber ein anderer schlug ihn in den Magen.

Wieder spürte er die Zähne an seinem Bein. An der gleichen Stelle. Die Wunde wurde weiter geöffnet.

Win. Wo zum Teufel blieb Win ...

Er krümmte sich vor Schmerz und überlegte, was er noch tun konnte, als er eine leiernde Stimme hörte: »Ach, Mr Bolitar ... ?«

Myron blickte auf. Kunstlehrer. In der einen Hand hatte er eine Pistole. Mit der anderen hielt er Mrs Seiden an den Haaren fest.

23

Sie brachten Myron in eine holzverkleidete Kammer im ersten Stock. Myron lag flach auf dem Boden. Seine Hände waren mit Klebeband hinter dem Rücken gefesselt, die Füße zusammengebunden. Dominick Rochester stand mit einer Pistole in der Hand neben ihm.

»Haben Sie Ihren Freund Win angerufen?«

Myron sagte: »Wen?«

Rochester runzelte die Stirn. »Halten Sie uns für blöd?«

»Wenn Sie von Win wissen«, sagte Myron und sah ihm in die Augen, »und wissen, was er anrichten kann, dann ja. Dann halte ich Sie für sehr blöd.«

Rochester grinste höhnisch. »Das wollen wir doch mal sehen«, sagte er.

Myron versuchte, die Situation abzuschätzen. Kein Fenster, nur eine Tür. Deshalb hatten sie ihn hierher gebracht: kein Fenster. Also konnte Win aus der Entfernung oder von draußen nichts machen. Sie hatten darüber nachgedacht und waren so klug gewesen, ihn zu fesseln und nach oben zu bringen.

Das war nicht gut.

Dominick Rochester war bewaffnet. Kunstlehrer auch. Hier reinzukommen war wirklich so gut wie unmöglich. Aber Myron kannte Win. Er musste ihm nur genug Zeit verschaffen.

Rechts von ihm lächelte der Smoking-Beißer immer noch. Er hatte Blut - Myrons Blut - an den Zähnen. Kunstlehrer stand links von ihm.

Rochester beugte sich zu Myron herab, so dass ihre Gesichter ganz nah beieinander waren. Das Eau de Toilette war nicht verflogen und stank schlimmer denn je. »Ich sag Ihnen, was ich will«, sagte er. »Dann lasse ich Sie mit Orville und Jeb allein. Ich weiß nämlich, dass Sie irgendwas damit zu tun haben, dass das Mädchen verschwunden ist. Und wenn Sie mit dem Mädchen was zu tun haben, haben Sie auch was mit meiner Katie zu tun. Klingt doch logisch, oder?«

»Wo ist Mrs Seiden?«

»Der will niemand was tun.«

»Ich hatte nichts mit Ihrer Tochter zu tun«, sagte Myron. »Ich habe Aimee nur ein Stück mitgenommen. Sonst nichts. Die Polizei wird Ihnen das bestätigen.«

»Sie haben sich einen Anwalt besorgt.«

»Ich habe mir keinen Anwalt besorgt. Meine Anwältin war da, aber ich habe alle Fragen beantwortet. Ich habe der Polizei erzählt, dass Aimee mich angerufen hat, damit ich sie zu einer Freundin fahre. Und ich habe ihnen gezeigt, wo ich sie abgesetzt habe.«

»Und was war mit meiner Tochter?«

»Die kenne ich nicht. Ich bin ihr nie begegnet.«

Rochester sah Orville und Jeb an. Myron wusste nicht mehr, wer wer war. In seinem Bein pulsierte der Schmerz.

Kunstlehrer band sich den Pferdeschwanz neu, zog ihn straff und fixierte ihn mit dem Gummiband. »Ich glaube ihm.«

»But«, ergänzte Smoking-Beißer, »we got to be, got to be certain, *tengo que estar seguro.*«

Kunstlehrer runzelte die Stirn. »Wer war das denn?«

»Kylie Minogue.«

»Wow, ziemlich obskure Nummer, Dude.«

Rochester richtete sich auf. »Ihr macht euer Ding. Ich steh unten Wache.«

»Warten Sie«, sagte Myron. »Ich weiß wirklich nichts.«

Rochester sah ihn einen Moment lang an. »Es geht um meine Tochter. Da kann ich nichts riskieren. Das läuft jetzt folgendermaßen: Die Zwillinge bearbeiten Sie. Wenn Sie dann hinterher noch die gleiche Geschichte erzählen, weiß ich, dass Sie nichts damit zu tun hatten. Aber wenn doch, kann ich vielleicht mein Kind retten. Verstehen Sie, was ich meine?«

Rochester ging zur Tür.

Die Zwillinge traten an Myron heran. Kunstlehrer drückte ihn auf den Boden. Dann setzte er sich auf seine Beine. Smokingjacke setzte sich breitbeinig auf Myrons Brust. Er sah nach unten und fletschte die Zähne. Myron schluckte. Er versuchte, ihn abzuwerfen, aber mit den hinter dem Rücken gefesselten Händen war das unmöglich. Fast hätte sich ihm vor Angst der Magen umgedreht.

»Warten Sie«, sagte Myron noch einmal.

»Nein«, sagte Rochester. »Sie würden nur auf Zeit spielen. Sie würden singen, tanzen und Geschichten erzählen ...«

»Nein, darum geht's nicht ...«

»Lassen Sie mich ausreden, ja? Es geht um meine Tochter. Das müssen Sie begreifen. Sie müssen am Ende sein, damit ich Ihnen glaube. Die Zwillinge sind gut darin, einen Menschen ans Ende zu bringen.«

»Hören Sie mich erst noch an, okay? Ich versuche, Aimee Biel zu finden ...«

»Nein.«

»... und wenn ich sie finde, besteht eine ausgezeichnete Chance, dass ich auch Ihre Tochter finde. Sie haben sich doch nach mir erkundigt, stimmt's? Daher wissen Sie auch von Win.«

Rochester blieb stehen.

»Sie müssen erfahren haben, dass ich so was mache. Ich helfe Menschen, wenn sie in der Klemme stecken. Ich habe das Mädchen abgesetzt, und jetzt ist es verschwunden. Ich bin es seinen Eltern schuldig, es zu finden.«

Rochester sah die Zwillinge an. In der Feme hörte Myron ein Autoradio. Der Song wurde erst lauter, dann wieder leiser. Es war *We Built This City on Rock'n'Roll* von Starship.

Der zweitschlechteste Song der Welt, dachte Myron.

Smoking-Beißer sang laut: »We built *este ciudad*, we built *este ciudad*, we built *este ciudad* ...« Der hippe Kunstlehrer, der immer noch Myrons Beine festhielt, nickte im Rhythmus mit dem Kopf, offensichtlich gefiel ihm der Gesang seines Kollegen.

»Ich sage die Wahrheit«, fuhr Myron fort.

»Ist mir eigentlich scheißegal«, sagte Rochester, »ob Sie die Wahrheit sagen. Die Zwillinge kriegen es schon raus. Klar? Die können Sie nicht belügen. Wenn die Sie erst mal ein bisschen in die Mangel genommen haben, erzählen Sie uns alles, was wir wissen müssen.«

»Aber dann ist es zu spät«, sagte Myron.

»Das dauert nicht lange.« Rochester sah Kunstlehrer an.

Kunstlehrer sagte: »Halbe Stunde. Höchstens 'ne ganze.«

»Das hab ich nicht gemeint. Ich bin dann zu stark verletzt und kann nichts mehr machen.«

»Da ist was dran«, sagte Kunstlehrer.

»Wir hinterlassen bleibende Spuren«, sagte Smokingjacket und fletschte die Zähne.

Rochester überlegte.

»Orville, wo war er, bevor er nach Hause gefahren ist?«

Der Kunstlehrer - Orville - nannte Randy Wolfs Adresse und erzählte vom Treffen im Baumgart's. Sie hatten ihn beschattet, und Myron hatte nichts davon bemerkt. Entweder waren sie sehr gut, oder Myron war extrem eingerostet - oder beides. Rochester fragte Myron, was er an den beiden Orten gemacht hatte.

»In dem Haus wohnt ihr Freund«, sagte Myron. »Aber er war nicht da.«

»Glauben Sie, er hat was mit der Sache zu tun?«

Myron wusste, dass er das nicht bestätigen durfte. »Ich wollte nur mit Aimees Freunden sprechen, um rauszukriegen, was mit

ihr los war. Und da fängt man doch am besten bei ihrem Freund an.«

»Und das Essen im Restaurant?«

»Das war eine Quelle. Ich wollte wissen, was die Polizei über Ihre Tochter und Aimee weiß. Weil ich nach einer Verbindung zwischen den beiden suche.«

»Und was haben Sie bisher erfahren?«

»Ich hab gerade erst angefangen.«

Rochester überlegte noch etwas. Dann schüttelte er langsam den Kopf. »Nach meinen Informationen haben Sie die junge Biel um zwei Uhr nachts abgeholt.«

»Das stimmt.«

»Um zwei Uhr nachts«, wiederholte er.

»Sie hat mich angerufen.«

»Warum?« Sein Gesicht lief rot an. »Reißen Sie öfter High-School-Mädchen auf?«

»Darum geht's nicht.«

»Oh, Sie wollen mir vermutlich sagen, dass es eine ganz unschuldige Geschichte war.«

»War es auch.«

Myron sah, wie Rochester immer wütender wurde. Myron kam nicht mehr an ihn heran.

»Haben Sie den Prozess mit diesem Michael Jackson verfolgt, diesem Perversen?«

Die Frage verwirrte Myron. »Ein bisschen schon.«

»Er hat mit kleinen Jungs im gleichen Bett geschlafen, stimmt's? Das hat er sogar zugegeben. Und dann hat er gesagt:«

»Oh, aber das war eine ganz unschuldige Sache.«»

»Hören Sie ...«

»Nein, ich habe genug gehört.«

Rochester signalisierte den Zwillingen mit einem Nicken, dass sie anfangen sollten.

Inzwischen war genug Zeit vergangen. Myron hoffte, dass Win bereitstand. Wahrscheinlich wartete er bereits auf ein letztes

Ablenkungsmanöver. Da Myron sich nicht bewegen konnte, versuchte er etwas anderes.

Ohne Vorwarnung stieß Myron einen ohrenbetäubenden Schrei aus.

Er schrie, so lange und so laut er konnte, und hörte selbst dann nicht auf, als Orville, der Kunstlehrer, ihn mit der Faust auf den Mund schlug.

Der Schrei hatte die erwünschte Wirkung. Für einen Augenblick sahen ihn alle an. Nur für einen Augenblick. Länger nicht.

Doch das reichte.

Ein Arm schlang sich um Rochesters Hals, und ein Pistolenlauf presste sich an seine Schläfe. Dahinter erschien Wins Gesicht.

»Beim nächsten Mal«, sagte Win naserümpfend, »sehen Sie bitte davon ab, Ihr Parfüm an der nächstbesten Tankstelle zu kaufen.«

Die Zwillinge bewegten sich wie geölte Blitze. Es dauerte keine Sekunde, bis sie von Myron herunter waren. Kunstlehrer huschte in die hintere Ecke. Smoking-Beißer sprang hinter Myron, hob ihn hoch und benutzte ihn als Schild. Auch er hatte eine Pistole gezogen und Myron den Lauf gegen den Hinterkopf gedrückt.

Patt.

Win hielt Rochesters Hals weiter umklammert. Er drückte ihm die Luftröhre ab. Rochesters Gesicht wurde dunkelrot, als der Sauerstoff knapp wurde. Er verdrehte die Augen. Ein paar Sekunden später überraschte Win sie. Er löste den Griff an der Kehle. Rochester würgte und schnappte nach Luft. Win benutzte ihn als Deckung, hielt die Pistole dabei weiter an seinen Hinterkopf, jetzt aber etwas mehr in Richtung Kunstlehrer.

»Ihm die Luft abzudrücken, so dass er dieses schreckliche Eau de Cologne nicht einatmen muss«, erläuterte Win, »war einfach zu viel Gnade.«

Die Zwillinge betrachteten Win wie etwas Kleines, Niedliches,

das sie zufällig im Wald gefunden hatten. Sie schienen keine Angst vor ihm zu haben. Als Win aufgetaucht war, hatten sie sich so koordiniert bewegt, als hätten sie das schon oft getan.

»Dich so an uns ranzuschleichen«, sagte der hippe Kunstlehrer und lächelte Win zu. »Dude, das war echt 'ne coole Aktion.«

»Super«, sagte Win. »Stehste voll drauf, wa, geil ey?«

Kunstlehrer runzelte die Stirn. »Willst du mich nachmachen, Mann?«

»Heiße Nummer. Groovy. Flower Power.«

Kunstlehrer sah Smoking-Beißer an, als wollte er sagen: *Was ist das denn für einer?*

»Mannomann, Dude, du weißt nicht, mit wem du es zu tun hast.«

»Die Pistolen auf den Boden«, sagte Win, »sonst erschieße ich euch beide.«

Das Lächeln der Zwillinge wurde breiter. Ihnen machte das Spaß.

»Ey, Dude, Mann. Hast du je, irgendwie, mal nachgezählt?«

Win sah Kunstlehrer ausdruckslos an. »Irgendwie ja, schon ey, yeah.«

»Weißt du, wir haben nämlich zwei Pistolen. Und du nur eine.«

Smoking-Beißer legte Myron den Kopf auf die Schulter. »Du ...«, sagte er zu Win und leckte sich begeistert die Lippen, »... du solltest uns lieber nicht drohen.«

»Sie haben Recht«, sagte Win.

Alle Augen waren auf die Pistole gerichtet, die Win Rochester an den Kopf hielt. Das war der Fehler. Ein klassischer Zaubertrick. Die Zwillinge hatten sich nicht gefragt, warum Win Rochesters Kehle losgelassen hatte. Dabei war es im Grunde ganz einfach:

Er hatte sie losgelassen, damit er - von Rochesters Körper verdeckt - seine zweite Pistole ziehen konnte.

Myron legte den Kopf ein wenig nach links. Die Kugel aus der

zweiten Pistole, die hinter Rochester's Hüfte verborgen gewesen war, traf Smoking-Beißer mitten in die Stirn. Er war sofort tot. Myron spürte etwas Nasses auf der Wange.

Gleichzeitig feuerte Win die andere Pistole ab, die auf Rochester's Kopf gerichtet gewesen war. Die Kugel traf Kunstlehrer im Hals. Er ging zu Boden und umklammerte mit beiden Händen seinen Kehlkopf. Vielleicht war er schon tot, falls nicht, würde er schnell verbluten. Win ließ es nicht drauf ankommen.

Die zweite Kugel traf den Mann direkt zwischen den Augen.

Win wandte sich an Rochester. »Ein falscher Atemzug, und Sie enden sie wie die beiden.«

Rochester blieb sehr still stehen. Win beugte sich zu Myron herab und riss das Klebeband ab. Er betrachtete Smoking-Beißers Leiche.

»Da hast du was zu kauen«, sagte Win zur Leiche. Er wandte sich an Myron. »Verstanden? Das Beißen, was zu kauen?«

»Urkomisch. Wo ist Mrs Seiden?«

»Sie ist in Sicherheit und nicht mehr im Haus, aber du musst dir eine gute Geschichte ausdenken, um das Ganze zu vertuschsen.«

Myron dachte darüber nach.

»Hast du die Polizei gerufen?«, fragte Myron.

»Noch nicht. Falls du noch ein paar Fragen stellen wolltest.«

Myron sah Rochester an.

»Unterhaltet euch unten«, sagte Win und reichte Myron eine Pistole. »Ich stell den Wagen in die Garage und räum hier auf.«

24

Aufräumen.

Myron hatte eine halbwegs klare Vorstellung davon, was Win meinte, obwohl sie nie direkt darüber gesprochen hatten. Win hatte überall Grundbesitz, unter anderem ein Grundstück in ei-

ner einsamen Gegend in Sussex County, New Jersey. Es war über drei Hektar groß und bewaldet. Sollte sich jemals jemand die Mühe machen, den Besitzer ausfindig zu machen, würde er auf eine Holdinggesellschaft mit Sitz auf den Kaimaninseln stoßen. Die Namen der Gesellschafter wären nicht ermittelbar.

Früher hätte Myron sich über Win aufgereggt. Er hätte ihn mit seiner ganzen moralischen Empörung überschüttet. Er hätte seinem alten Freund lange, komplizierte Vorträge über die Heiligkeit des Lebens, die Gefahren der Selbstjustiz und alles Mögliche gehalten. Win hätte ihn nur angeschaut und drei Worte von sich gegeben.

Wir oder die.

Wahrscheinlich hätte Win das Patt noch ein paar Minuten länger hinziehen können. Vielleicht hätte er sich mit den Zwillingen sogar einigen können - ihr geht, wir gehen, niemand wird verletzt. Oder so ähnlich. Aber es hatte nicht sein sollen.

Mit Wins Erscheinen waren die Zwillinge schon so gut wie tot gewesen.

Das Schlimmste daran war, dass Myron dabei keine Schuldgefühle mehr empfand. Er tat es mit einem Achselzucken ab. Und als das angefangen hatte, als er sich selbst davon überzeugt hatte, dass es vernünftig war, solche Typen zu töten, und die Blicke der Toten ihm nicht mehr den Schlaf geraubt hatten ... da hatte er gewusst, dass er damit aufhören musste. Menschen retten, auf diesem schmalen Grat zwischen Gut und Böse zu balancieren - das nahm der Seele einiges von ihrem Glanz.

Oder auch nicht.

Vielleicht brachte es einen auch einfach nur auf den grausamen Boden der Tatsachen zurück, wenn man dabei auch die andere Seite sah. Tatsache war doch, dass eine Million Orville Kunstlehrer oder Jeb Smokingjacken nicht das Leben eines einzigen Unschuldigen wert waren - nicht das einer Brenda Slaughter, einer Aimee Biel oder einer Katie Rochester - oder, wenn er ans Ausland dachte, nicht das Leben seines Sohns, des Soldaten Jeremy Downing.

Vielleicht war es unmoralisch, so zu denken. Aber was sollte er machen? Was den Krieg anging, dachte er genauso. In jenen Augenblicken, in denen er ganz ehrlich war und von denen er nicht zu sprechen wagte, interessierte Myron sich nicht für die Zivilisten, die versuchten, irgendwie in ihren Wüstenlöchern über die Runden zu kommen. Es interessierte ihn nicht, ob sie eine demokratisch gewählte Regierung bekamen, ob sie befreit wurden oder ob ihr Leben sich verbesserte. Er interessierte sich einzig und allein für Jungs wie Jeremy. Wenn nötig, konnten sie Hunderte oder Tausende von der Gegenseite töten. Wenn sie nur aufpassten, dass keiner seinem Jungen etwas antat.

Myron saß Dominick Rochester gegenüber. »Ich habe vorhin nicht gelogen. Ich versuche wirklich, Aimee Biel zu finden.«

Rochester starrte ihn nur an.

»Sie wissen, dass beide Mädchen den gleichen Geldautomaten benutzt haben?«

Rochester nickte.

»Dafür muss es einen Grund geben. Das ist kein Zufall. Aimees Eltern kennen Ihre Tochter nicht. Sie glauben auch nicht, dass Aimee sie kennt.«

Endlich sagte Rochester etwas. »Ich hab meine Frau und die Kinder gefragt«, sagte er leise. »Die glauben auch nicht, dass Katie Aimee gekannt hat.«

»Aber sie sind auf dieselbe Schule gegangen«, sagte Myron.

»Die Schule ist groß.«

»Es gibt irgendeine Verbindung. Es muss einfach eine geben. Wir sehen sie nur nicht. Deshalb müssen Sie und Ihre Familie nach dieser Verbindung suchen. Fragen Sie Katies Freunde. Sehen Sie ihre Sachen durch. Es muss Gemeinsamkeiten zwischen Aimee und Ihrer Tochter geben. Wenn wir die finden, sind wir schon viel weiter.«

Rochester sagte: »Sie bringen mich nicht um?«

»Nein.«

Dominick Rochester sah auf. »Ihr Mann hat richtig gehandelt.

Dass er die Zwillinge getötet hat, meine ich. Wenn er sie hätte laufen lassen, hätten die beiden Ihre Mutter gequält, bis sie den Tag verflucht hätte, an dem Sie zur Welt gekommen sind.«

Myron verkniff sich einen Kommentar.

»Es war dumm von mir, die beiden anzuheuern«, sagte er.
»Aber ich war verzweifelt.«

»Wenn Sie Vergebung wollen, scheren Sie sich zum Teufel.«

»Ich versuche nur, Ihnen das zu erklären.«

»Ich will keine Erklärungen«, sagte Myron. »Ich will Aimee Biel finden.«

Myron musste zur Behandlung ins Krankenhaus. Der Arzt sah sich den Biss an und schüttelte den Kopf.

»Herrgott, sind Sie von einem Hai angegriffen worden?«

»Von einem Hund«, log Myron.

»Der muss aber dringend aus dem Verkehr gezogen werden.«

Das übernahm Win. »Schon erledigt.«

Der Arzt nähte die Wunde und deckte sie mit einem Verband ab. Es tat höllisch weh. Er gab Myron Antibiotika und Schmerztabletten. Als sie gingen, fragte Win, ob Myron die Pistole noch hatte. Er hatte sie.

»Soll ich in der Nähe bleiben?«, fragte Win.

»Mir geht's gut.« Sie fuhren die Livingston Avenue entlang.
»Um die beiden hast du dich gekümmert?«

»Die tauchen nicht wieder auf.«

Myron nickte. Win sah ihn an.

»Man nennt sie die Zwillinge«, sagte Win. »Der in der Smokingjacke hätte dir zuerst die Brustwarzen abgebissen. Das haben sie immer so gemacht, quasi zum Aufwärmen. Erst die eine Brustwarze, dann die andere.«

»Ist schon klar.«

»Keine Standpauke oder Überreaktion?«

Myron strich sich mit der Hand über die Brust. »Ich mag meine Brustwarzen.«

Es war spät, als Win ihn absetzte. Myron fand sein Handy in der Nähe der Haustür, wo er es fallen gelassen hatte. Er prüfte die Anrufliste. Er hatte mehrere geschäftliche Anrufe verpasst. Da Esperanza auf Antigua in den Flitterwochen war, hätte er eigentlich erreichbar sein müssen. Aber jetzt war es zu spät, sich darüber Sorgen zu machen.

Außerdem hatte Ali angerufen.

Es war ewig her, dass er ihr gesagt hatte, er würde heute Abend bei ihr reinschauen. Sie hatten gescherzt, dass er auf einen spät-abendlichen *Nooner* vorbeikommen wollte. Mann, war das wirklich erst heute gewesen?

Er überlegte, ob er bis zum Morgen warten sollte, aber vielleicht machte Ali sich Sorgen. Außerdem wäre es schön, *wirklich* schön, die Wärme in ihrer Stimme zu hören. Nach diesem verrückten, anstrengenden, schmerzhaften Tag brauchte er das. Er war ziemlich angeschlagen. Der Schmerz pulsierte in seinem Bein.

Ali war nach dem ersten Klingeln am Apparat. »Myron?«

»Hey, ich hoffe, ich hab dich nicht geweckt.«

»Die Polizei war hier.«

Es lag keine Wärme in ihrer Stimme.

»Wann?«

»Vor ein paar Stunden. Sie wollten mit Erin reden. Es ging um ein Versprechen, das die Mädchen dir auf deiner Party im Keller gegeben haben.«

Myron schloss die Augen. »Mist. Ich wollte euch da nicht mit reinziehen.«

»Sie hat deine Geschichte übrigens bestätigt.«

»Tut mir leid.«

»Ich habe Claire angerufen. Sie hat mir das von Aimee erzählt. Aber ich versteh das nicht. Warum lässt du dir von den Mädchen so was versprechen?«

»Mich anzurufen, meinst du?«

»Ja.«

»Eine hatte erzählt, dass sie bei einem betrunkenen Freund

mitgefahren ist. Ich wollte nicht, dass ihnen das noch mal passiert.«

»Aber wieso du?«

Er öffnete den Mund, es kam aber nichts heraus.

»Du hattest Erin doch gerade erst kennen gelernt. Du hast an dem Tag zum ersten Mal mit ihr gesprochen.«

»Ich hab das nicht geplant, Ali.«

Es entstand ein peinliches Schweigen. Myron gefiel das nicht.

»Ist zwischen uns alles in Ordnung?«, fragte er.

»Ich brauche ein bisschen Zeit«, sagte sie.

Sein Magen zog sich zusammen.

»Myron?«

»Sooo«, sagte er gedehnt. »Dann sollte ich jetzt wohl lieber nicht auf den *Nooner* zurückkommen?«

»Das ist nicht der richtige Zeitpunkt, um Witze zu machen.«

»Ich weiß.«

»Aimee wird vermisst. Die Polizei war hier und hat meine Tochter vernommen. Für dich mag das Routine sein, aber meine Welt ist das nicht. Ich sag ja nicht, dass du daran schuld bist, aber ...«

»Aber was?«

»Ich brauch ... ich brauche einfach ein bisschen Zeit.«

»Ich brauche Zeit«, wiederholte Myron. »Das klingt fast genauso wie »ich brauche ein bisschen Abstand«.«

»Soll das wieder ein Witz sein?«

»Nein, Ali, solles nicht.«

Es gab einen Grund dafür, dass Aimee Biel sich gerade in dieser Sackgasse hatte absetzen lassen.

Myron duschte und zog sich um. Seine Hose war blutver-

schmiert. Mit seinem eigenen Blut. Er dachte an den alten Seinfeld-Witz über Waschmittel, von denen in der Werbung behauptet wurde, sie würden Blutflecken entfernen, und dass man doch eigentlich über andere Dinge nachdenken sollte, wenn man Blutflecken auf der Kleidung hatte.

Abgesehen von den üblichen Geräuschen, war es ruhig im Haus. Als Kind hatte er vor diesen Geräuschen Angst gehabt, wenn er allein zu Hause war. Jetzt waren sie einfach da - weder wohltuend noch alarmierend. Er hörte den leisen Hall, als er über den Küchenboden ging. Es hallte nur, wenn man allein im Haus war. Er dachte darüber nach, was Claire gesagt hatte - dass er Zerstörung mit sich brachte und die Menschen in seiner Umgebung verletzt wurden - und dass er deshalb noch nicht verheiratet war.

Er saß allein am Küchentisch in seinem leeren Haus. So hatte er das nicht geplant.

Der mensch tracht un got lacht.

Er schüttelte den Kopf. Wahre Worte.

Schluss mit dem Selbstmitleid, dachte Myron. Das »Planen« brachte seine Gedanken wieder in die richtige Bahn. Was hatte Aimee geplant?

Warum hatte sie gerade diesen Geldautomaten benutzt? Und warum hatte sie sich gerade in dieser Sackgasse absetzen lassen?

Es war schon fast Mitternacht, als Myron wieder in seinen Wagen stieg und Richtung North Ridgewood losfuhr. Den Weg kannte er inzwischen. Er hielt am Ende der Sackgasse und stellte den Motor aus. Das Haus war dunkel, genau wie vorgestern Nacht.

Okay, und jetzt?

Myron ließ sich verschiedene Möglichkeiten durch den Kopf gehen. Erstens: Aimee war wirklich im Haus am Ende der Sackgasse verschwunden, und die Frau an der Tür, die schlanke Blondine mit der Baseball-Kappe, hatte Loren Muse belogen. Oder sie hatte selbst nichts davon gewusst. Vielleicht hatte Aimee

eine Affäre mit ihrem Sohn, oder sie war eine Freundin ihrer Tochter, und die Frau wusste nichts davon.

Unwahrscheinlich.

Loren Muse war nicht blöd. Sie hatte eine ganze Weile mit der Frau gesprochen. Sie wäre solchen Möglichkeiten nachgegangen. Hätte sie Verdacht geschöpft, hätte sie das überprüft.

Also schloss Myron diese Möglichkeiten aus.

Das bedeutete, dass dieses Haus ein Ablenkungsmanöver gewesen sein musste.

Myron machte die Autotür auf und stieg aus. Die Straße war ruhig. Am Ende der Sackgasse stand ein Rollhockey-Tor. Wahrscheinlich hatten die Leute hier in der Straße viele Kinder. Bei nur acht Häusern gab es hier fast keinen Verkehr. Wahrscheinlich konnten die Kinder noch auf der Straße spielen. In einer Einfahrt sah Myron einen Basketballkorb auf Rollen. Das spielten sie vermutlich auch auf der Straße. Die Sackgasse war das Spielfeld der Nachbarschaft.

Ein Wagen bog in die Straße - genau wie in der Nacht, als er Aimee hier abgesetzt hatte.

Blinzeln sah Myron in die Scheinwerfer. Es war Mitternacht. In der Straße gab es nur acht Häuser - alle waren dunkel und wirkten verschlafen. Myron erkannte den silbernen Mercedes, noch bevor er Erik Biel erkannte. Aimees Vater stieg aus. Es war ziemlich dunkel, trotzdem sah Myron die Wut in seinem Gesicht. Er erinnerte an einen trotzigen kleinen Jungen.

»Was machst du hier?«, rief Erik.

»Ich denke mal, das Gleiche wie du.«

Erik kam näher. »Claire kannst du so eine Geschichte auftischen, warum du Aimee hergefahren hast, aber ...«

»Aber was, Erik?«

Er antwortete nicht sofort. Er hatte immer noch das maßgeschneiderte Hemd und die Hose an, wirkte jetzt aber eher zerknittert. »Ich suche sie.«

Myron sagte nichts und ließ ihn näher kommen.

»Claire glaubt, du kannst uns helfen. Sie sagt, du bist gut in so was.«

»Bin ich auch.«

»Du bist Claires edler Ritter in der glänzenden Rüstung«, sagte er mit mehr als einer Spur Verbitterung. »Ich weiß gar nicht, warum ihr nicht zusammen seid.«

»Ich schon«, sagte Myron. »Weil wir uns nicht lieben. Seit ich Claire kenne, bist du der Einzige, den sie je wirklich geliebt hat.«

Erik trat von einem Bein aufs andere, wollte so tun, als berührten ihn die Worte nicht, was ihm allerdings nicht gelang. »Als ich um die Ecke bog, bist du grad aus dem Wagen gestiegen. Was hast du vor?«

»Ich wollte Aimees Spur verfolgen. Rausfinden, wohin sie wirklich gegangen ist.«

»Was meinst du mit »wohin sie wirklich gegangen ist?«?«

»Sie hat sich nicht ohne Grund herbringen lassen. Aber dieses Haus war nur ein Ablenkungsmanöver. Sie wollte woanders hin.«

»Du glaubst, dass sie ausgerissen ist, stimmt's?«

»Ich glaube nicht, dass sie das zufällige Opfer eines verrückten Entführers geworden ist oder so«, sagte Myron. »Sie hat mich ganz bewusst hierher geleitet. Die Frage ist nur, warum?«

Erik nickte. Seine Augen waren feucht. »Was dagegen, wenn ich mitkomme?«

Myron hatte etwas dagegen, zuckte aber trotzdem die Achseln und ging zum Haus. Natürlich bestand die Gefahr, dass die Bewohner aufwachten und die Polizei riefen. Myron ließ es drauf ankommen. Er öffnete die Pforte. Hier war Aimee reingegangen. Er folgte dem Weg hinters Haus. Dann stand er vor einer Glasschiebetür. Erik war ihm schweigend gefolgt.

Myron versuchte, die Glastür zu öffnen. Sie war abgeschlossen. Er bückte sich und fuhr mit einem Finger den unteren Rand entlang. Dort hatte sich Dreck gesammelt. Am Türrahmen auch.

Die Tür war seit längerem nicht mehr geöffnet worden.

Erik flüsterte: »Was ist?«

Myron bedeutete ihm, dass er ruhig bleiben sollte. Die Vorhänge waren geschlossen. Myron blieb in der Hocke, schirmte die Augen mit den Händen ab und sah ins Zimmer. Er konnte nicht viel erkennen, es sah aber wie ein ganz normales Wohnzimmer aus. Ein Teenager wohnte hier jedenfalls nicht. Er ging zur Hintertür. Die führte in die Küche.

Wieder kein Teenager-Zimmer.

Natürlich konnte Aimee sich unklar ausgedrückt haben. Vielleicht hatte sie gemeint, dass sie durch die Hintertür in Stacys Zimmer gehen wollte und nicht, dass Stacys Zimmer direkt an der Hintertür lag. Aber Stacy wohnte hier ja nicht einmal. Also hatte Aimee ganz eindeutig gelogen. Die anderen Kleinigkeiten - die Tatsache, dass die Tür nicht aufgemacht worden war und nicht in ein Schlafzimmer führte - waren nur das Tüpfelchen auf dem i.

Und wohin war sie dann gegangen?

Er zog eine Mini-Taschenlampe heraus und ging auf Hände und Knie. Er leuchtete den Boden ab. Nichts. Er hatte auf Fußspuren gehofft, der Boden war aber ziemlich fest, weil es in letzter Zeit recht trocken gewesen war. Er legte die Wange flach auf den Boden und suchte jetzt eher nach Vertiefungen im Boden als nach Fußabdrücken. Wieder nichts.

Erik fing auch an zu suchen. Er hatte zwar keine Taschenlampe, und es war praktisch stockfinster, er suchte aber trotzdem. Myron ließ ihn gewähren.

Ein paar Sekunden später stand Myron auf. Er leuchtete mit der Taschenlampe weiter den Boden ab. Der Garten war mindestens zwanzig Meter lang und fast ebenso breit. In der Mitte befand sich ein Swimmingpool. Er war eingezäunt, und das Tor war verschlossen. Es war schwierig, wenn auch nicht ganz unmöglich, da drüberzuklettern. Myron bezweifelte aber, dass Aimee hergekommen war, um ein nächtliches Bad zu nehmen.

Hinten ging der Garten in ein Wäldchen über. Myron ging am Zaun entlang auf die Bäume zu. Der vordere Teil des Grundstücks war von einem hübschen Palisadenzaun begrenzt, der im Wald dann jedoch in einen einfachen Maschendrahtzaun überging. Der war billiger und sah nicht so gut aus, was im Dickicht der Zweige aber nicht störte.

Myron ahnte schon, was er entdecken würde.

Es war ähnlich wie die Grenze zwischen den Grundstücken der Horowitzes und der Seidens in Livingston. Er legte die Hand auf den Zaun und ging daran entlang. Erik folgte ihm. Myron trug Turnschuhe. Erik hatte Loafer mit Quasten an und trug keine Socken. In der Nähe eines überwachsenen Kieferngebüschs senkte sich der Zaun.

Bingo, da hatte er's. Eine Lücke im Zaun. Er leuchtete mit der Taschenlampe. Der verrostete Pfosten war vermutlich schon seit Jahren verbogen. Myron drückte den Zaun noch etwas weiter herunter und stieg darüber. Erik folgte ihm.

Der Pfad war jetzt leicht zu finden. Er war nur gut fünf Meter lang. Wahrscheinlich war er früher länger gewesen, inzwischen waren die Grundstückspreise aber so hoch, dass fast alles genutzt wurde und nur noch schmale Streifen Wald stehen gelassen wurden, um eine gewisse Privatsphäre zu gewährleisten.

Myron und Erik kamen zwischen zwei Gärten in einer anderen Sackgasse heraus.

»Glaubst du, dass Aimee hier langgegangen ist?«

Myron nickte. »Ja.«

»Und was jetzt?«

»Wir finden raus, wer hier in der Straße wohnt. Wir versuchen, eine Verbindung zu Aimee zu finden.«

»Ich ruf die Polizei an«, sagte Erik.

»Das kannst du versuchen. Vielleicht interessiert es sie, wahrscheinlich aber nicht. Wenn hier ein Bekannter von ihr wohnt, könnte das ihre Theorie noch weiter stützen, dass sie ausgerissen ist.«

»Ich Versuch's trotzdem.«

Myron nickte. Er hätte es an Eriks Stelle wohl genauso gemacht. Sie durchquerten den Garten und blieben am Ende der Sackgasse stehen. Myron betrachtete die Häuser, als könnten sie ihm eine Antwort geben.

»Myron?«

Er sah Erik an.

»Ich glaube, Aimee ist ausgerissen«, sagte Erik. »Und ich glaube, es ist meine Schuld.«

Tränen liefen ihm über die Wangen.

»Sie hat sich verändert, und wir haben es beide gemerkt. Claire und ich. Da muss irgendwas mit Randy passiert sein. Ich mag den Jungen wirklich. Er hat gut zu ihr gepasst. Ich hab versucht, mit ihr darüber zu sprechen. Aber sie hat nichts erzählt. Ich ... das klingt jetzt vielleicht ein bisschen albern, aber ich hab gedacht, dass Randy versucht hätte, sie zu bedrängen. Sexuell, verstehst du?«

Myron nickte.

»Aber in welchem Jahrzehnt lebe ich eigentlich? Die beiden waren schon zwei Jahre zusammen.«

»Also glaubst du nicht mehr, dass es daran lag.«

»Nein.«

»Sondern?«

»Ich weiß nicht.« Er schwieg.

»Du hast gesagt, es wäre deine Schuld gewesen.«

Erik nickte.

»Auf der Fahrt hierher«, sagte Myron, »hat Aimee mich angefleht, Claire und dir nichts von der Sache zu erzählen. Sie meinte, zwischen euch läuft es nicht gut.«

»Ich habe angefangen, ihr nachzuspionieren«, sagte Erik.

Das war keine direkte Antwort auf die Frage, aber Myron ließ ihn reden. Erik wollte auf irgendetwas hinaus. Myron musste ihm Zeit lassen.

»Aber Aimee ... sie ist ein Teenager. Weißt du noch, wie das

war, als du so alt gewesen bist? Man lernt, wie man Dinge versteckt. Also ist sie auf der Hut gewesen. Und wahrscheinlich hatte sie in solchen Dingen mehr Übung als ich. Es war ja nicht so, dass ich ihr nicht vertraut hätte. Aber es gehört nun mal zur Aufgabe von Eltern, sich über ihre Kinder auf dem Laufenden zu halten. Das hilft aber nicht viel, weil die Kinder das wissen.«

Sie standen im Dunkeln und starnten die Häuser an.

»Aber selbst während man ihnen nachspioniert, ist einem nicht klar, dass sie den Spieß auch mal umdrehen können. Vielleicht vermuten sie, dass da was falsch läuft, und wollen helfen. Und gelegentlich kommt es dann so weit, dass ein Kind den Eltern nachspioniert.«

»Aimee hat dir nachspioniert?«

Ernickte.

»Was hat sie gefunden, Erik?«

»Dass ich eine Affäre habe.«

Nachdem er das gesagt hatte, wäre Erik vor Erleichterung fast zusammengeklappt. Myron fühlte sich einen Augenblick lang vollkommen leer. Dann dachte er an Claire, daran, wie sie in der High School gewesen war, wie nervös sie am Ende des Englischkurses bei Mr Lampf auf der Unterlippe gekaut hatte. Zorn stieg in ihm auf.

»Weiß Claire davon?«

»Keine Ahnung. Auf jeden Fall hat sie nie was davon gesagt.«

»Ist es was Ernstes?«

»Ja.«

»Wie ist Aimee dahintergekommen?«

»Weiß ich nicht. Ich bin nicht mal ganz sicher, ob sie wirklich Bescheid weiß.«

»Dann hat sie dich nicht darauf angesprochen?«

»Nein. Aber verändert hat sie sich auf jeden Fall. Wenn ich ihr einen Kuss auf die Wange geben wollte, hat sie sich abgewendet. Fast schon unwillkürlich. Als fände sie mich abstoßend.«

»Könnte das nicht einfach ganz normales Teenager-Verhalten sein?«

Erik sah zu Boden und schüttelte den Kopf.

»Als du ihr nachspioniert und versucht hast, ihre E-Mails zu lesen, wolltest du also nicht nur wissen, was sie vorhatte, sondern auch ...«

»Ich wollte wissen, ob sie darüber Bescheid weiß, ja.«

Wieder dachte Myron an Claire, an ihr Gesicht bei der Hochzeit, als sie mit diesem neuen Mann ein neues Leben anfing und gelächelt hatte wie Esperanza letzten Samstag; sie hatte keinerlei Zweifel an Erik gehabt.

Als hätte er seine Gedanken gelesen, sagte Erik: »Du bist nie verheiratet gewesen. Du weißt nicht, wie das ist.«

Myron hätte ihm am liebsten eine Ohrfeige verpasst. »Wenn du meinst.«

»Das kommt nicht einfach so«, sagte er.

»Mhm.«

»Es entwickelt sich ganz langsam. Erst ist es nur eine Kleinigkeit, dann wird es immer mehr. Das passiert allen. Man entfremdet sich. Man interessiert sich noch füreinander, aber auf eine andere Art. Alles dreht sich um die Arbeit, die Familie, das Haus - um alles andere, nur nicht um euch beide. Und eines Tages wachst du dann auf und willst dieses Gefühl wieder haben. Dabei geht's nicht mal um den Sex. Aber du willst die Leidenschaft zurückhaben. Und dir wird klar, dass du sie von der Frau, die du liebst, nie bekommen wirst.«

»Erik?«

»Was ist?«

»Ich will mir das wirklich nicht anhören.«

Er nickte. »Du bist der Einzige, dem ich das erzählt habe.«

»Na ja, dann muss ich wohl ein Glückskind sein.«

»Ich wollte nur ... Also, mit irgendwem musste ich doch ...«

Myron hob eine Hand. »Das ist eure Sache und geht mich nichts an. Ich bin nicht als Eheberater hier, sondern um Aimee

zu finden. Aber eins muss ich dir noch sagen, damit du genau weißt, wo ich stehe: Wenn du Claire weh tust, dann ...«

Er brach ab. Es war dumm, so weit zu gehen.

»Was ist dann?«

»Nichts.«

Erik schien fast zu lächeln. »Du bist immer noch ihr edler Ritter in der glänzenden Rüstung, was, Myron?«

Jetzt hatte Myron *wirklich* Lust, ihm eine zu verpassen. Statt dessen wandte er sich ab. Er stand vor einem gelben Haus mit zwei Autos in der Einfahrt. Und da sah er es.

Myron erstarrte.

»Was ist?«, fragte Erik.

Schnell wandte er den Blick ab. »Du musst mir helfen.«

Erik biss sofort an. »Was soll ich tun?«

Myron ging zu dem Pfad zurück und verfluchte sich selbst innerlich. Er war immer noch eingerostet. Das hätte er sich nicht anmerken lassen dürfen. Es fehlte gerade noch, dass Erik jetzt anfing, Amok zu laufen. Dabei konnte er ihn nicht brauchen.

»Kannst du gut mit Computern umgehen?«

Erik runzelte die Stirn. »Ich denke schon.«

»Du musst ins Internet gehen und alle Adressen aus dieser Straße in eine Suchmaschine eingeben. Wir brauchen eine Liste sämtlicher Bewohner der umliegenden Straßen. Am besten fährst du sofort nach Hause und fängst damit an.«

»Aber sollten wir hier nicht erst mal was machen?«, fragte Erik.

»Zum Beispiel?«

»An die Türen klopfen.«

»Und was sollen wir dann sagen? Oder tun?«

»Vielleicht wird sie hier gefangen gehalten? In einem der Häuser hier.«

»Das ist ausgesprochen unwahrscheinlich. Und selbst wenn, würden wir die Täter nur warnen, wenn wir hier rumlaufen und an Türen klopfen. Und um diese Zeit würde sowieso spätestens

der Zweite die Polizei rufen. Und dann wissen sofort alle Besccheid. Pass auf, Erik. Wir müssen zuerst mal feststellen, ob da überhaupt was dran ist. Das Ganze könnte auch ins Leere führen. Schließlich wissen wir nicht sicher, ob Aimee diesen Weg genommen hat.«

»Vorhin hast du noch dran geglaubt.«

»Das hat nicht viel zu sagen. Außerdem kann sie von da ja noch fünf Straßen weiter gelaufen sein. Ein Schuss ins Blaue bringt uns nicht weiter. Wenn du mir helfen willst, fahr nach Hause. Geh die Adressen durch. Besorg uns ein paar Namen.«

Sie waren auf der anderen Seite des Gehölzes angekommen, durchquerten den Garten und gingen zu ihren Wagen.

»Und was hast du jetzt vor?«, fragte Erik.

»Ich hab noch ein paar andere Hinweise, um die ich mich kümmern muss.«

Erik wollte noch mehr Fragen stellen, aber Myrons Tonfall und Haltung brachten ihn zum Schweigen. »Ich ruf dich an, sobald ich was gefunden habe«, sagte Erik.

Beide stiegen in ihre Wagen. Myron sah Erik nach. Als der Mercedes nicht mehr zu sehen war, nahm Myron sein Handy und drückte Wins Kurzwahltafel.

»Ich höre.«

»Du musst für mich in ein Haus einbrechen.«

»Ausgezeichnet. Erzähl mehr.«

»Hinter dem Haus, an dem ich Aimee abgesetzt habe, geht ein Pfad vom Garten ab. Er führt in eine andere Sackgasse.«

»Ah. Haben wir denn eine Vorstellung, wo sie da hingegangen sein könnte?«

»Fernlake Court Nummer sechzehn.«

»Du scheinst dir ziemlich sicher zu sein.«

»Da steht ein Wagen in der Einfahrt. Auf der Heckscheibe klebt die Plakette für die Benutzung des Lehrerparkplatzes der Livingston High School.«

»Bin schon unterwegs.«

26

Myron und Win trafen sich drei Blocks von der Sackgasse entfernt an einer Grundschule. Hier fiel es nicht so auf, wenn ein Wagen am Straßenrand parkte. Win war ganz in Schwarz gekleidet, einschließlich einer schwarzen Mütze, die seine blonden Locken verdeckte.

»Ich hab keine Alarmanlage gesehen«, sagte Myron.

Win nickte. Eine Alarmanlage wäre auch allenfalls ein kleines Ärgernis gewesen, keine echte Hürde. »Ich bin in einer halben Stunde wieder da.«

Das war er auch. Fast auf die Sekunde.

»Aimee ist nicht im Haus. Es wird von einem Lehrerehepaar bewohnt. Er heißt Harry Davis und unterrichtet Englisch an der Livingston High School. Seine Frau heißt Lois. Sie unterrichtet an einer Middle School in Glen Rock. Sie haben zwei Töchter, die, den Fotos nach zu urteilen, beide auf die Universität gehen. Womit dann auch erklärt wäre, warum sie nicht im Haus wären.«

»Das kann kein Zufall sein.«

»Ich hab an beiden Wagen GPS Tracker angebracht. Und in Davis' alte Aktentasche mit Schulbüchern und Unterrichtsmaterial hab ich auch noch einen reingetan. Du fährst jetzt nach Hause und schlafst ein bisschen. Ich melde mich, sobald der Hausherr aktiv wird. Dann folge ich ihm, und wir nehmen ihn uns mal zur Brust.«

Myron kroch ins Bett. Er dachte, er würde überhaupt nicht einschlafen können, dann gelang es ihm aber doch. Er schlief, bis er aus dem Keller ein metallisches Klicken hörte.

Sein Vater hatte einen sehr leichten Schlaf. Wenn Myron als Jugendlicher einmal nachts aufgewacht war, hatte er immer versucht, sich am Schlafzimmer seiner Eltern vorbeizuschleichen,

ohne Dad zu wecken. Es hatte nie geklappt. Sein Vater wachte auch nicht langsam auf. Er schreckte hoch, als hätte man ihm Eiswasser in die Pyjamahose geschüttet.

Genauso ging es Myron, als er das Klicken hörte. Er schreckte hoch. Die Pistole lag neben ihm auf dem Nachttisch. Er griff danach. Sein Handy war auch da. Er drückte Wins Kurzwahl - die Leitung, auf der Win stumm mithörte.

Myron saß ganz still und horchte.

Die Haustür wurde geöffnet.

Die Einbrecher waren extrem leise. Myron kroch zur Wand neben der offenen Schlafzimmertür. Er horchte weiter. Sie waren durch die Haustür gekommen. Das war seltsam. Das Schloss war zwar alt und nicht unbedingt schwer zu knacken, aber das so schnell und leise hinzukriegen - nur ein kurzes Klicken - bedeutete, dass der oder die Eindringlinge verdammt gut waren.

Er wartete.

Schritte.

Leichte Schritte. Myron drückte den Rücken an die Wand. Er hatte die Pistole in der Hand. Sein Bein schmerzte. In seinem Kopf pulsierte es. Er versuchte, beides zu ignorieren und sich zu konzentrieren.

Er überlegte, wo er hingehen sollte. So an die Wand gepresst, wie er jetzt stand, konnte er zwar gut lauschen, aber trotz allem, was man in Filmen so sah, war das keineswegs der ideale Standort, wenn jemand ins Zimmer kam. Erstens rechnete der Eindringling damit - zumindest wenn er gut war. Zweitens war der Platz hinter der Tür wirklich schlecht, falls es sich um mehr als eine Person handelte. Man musste sofort angreifen, gab damit seinen Standort preis und selbst wenn man den ersten Eindringling erwischtet, stand der zweite sofort hinter einem.

Myron schlich zur Badezimmertür. Er duckte sich dahinter und schloss die Tür so weit, dass nur noch ein schmaler Spalt offen stand. Der Winkel war perfekt. Er konnte den Eindringling hereinkommen sehen. Er konnte schießen oder einen Warnruf von

sich geben - und wenn er schoss, hatte er hinterher auch noch eine gute Position, falls noch jemand hereinkam oder floh.

Vor der Schlafzimmertür hielten die Schritte an.

Er wartete. Sein Atem klingelte in seinen Ohren. Win war gut in so was - er hatte die nötige Geduld. Myrons Stärke war das noch nie gewesen. Es gelang ihm dennoch, sich etwas zu beruhigen. Er atmete tief und gleichmäßig. Er ließ die Türöffnung nicht aus den Augen.

Dann sah er einen Schatten.

Myron zielte auf die Mitte. Win hätte sich wahrscheinlich für den Kopf entschieden, aber Myron konzentrierte sich auf die Mitte der Brust, das Ziel, das einem den meisten Spielraum ließ.

Als der Eindringling durch die Tür trat und ein Lichtstrahl auf ihn fiel, hätte Myron fast laut nach Luft geschnappt. Er richtete sich auf und trat hinter der Badezimmertür hervor. Er hatte die Pistole immer noch in der Hand.

»Ts, ts!«, sagte die Frau. »Und das nach sieben Jahren. Ist das eine Pistole in deiner Hand, oder freust du dich nur, mich zu sehen?«

Myron bewegte sich nicht.

Sieben Jahre. Nach sieben Jahren. Und nach ein paar Sekunden war es fast so, als hätte es diese sieben Jahre nie gegeben.

Jessica Culver, die frühere Liebe seines Lebens, war wieder da.

27

Sie setzten sich unten in die Küche.

Jessica öffnete den Kühlschrank. »Kein Yoo-Hoo?«

Myron schüttelte den Kopf. Yoo-Hoo mit Schokoladengeschmack war sein Lieblingsgetränk gewesen. Als sie zusammengewohnt hatten, hatte er immer reichlich davon im Kühlschrank gehabt.

»Trinkst du das nicht mehr?«

»Selten.«

»Dann muss ja wohl einer von uns sagen, dass sich alles ändert.«

»Wie bist du reingekommen?«, fragte er.

»Du hast den Schlüssel immer noch draußen im Abfluss versteckt. Genau wie dein Vater früher. Wir haben ihn mal benutzt. Erinnerst du dich noch?«

Das tat er. Sie hatten sich kichernd in den Keller geschlichen. Sie hatten sich geliebt.

Jessica lächelte ihn an. Man sah, dass sie älter geworden war. Sie hatte mehr Falten um die Augen. Die Haare waren kürzer und nicht mehr so wild. Das Resultat war aber immer noch das Gleiche.

Sie war umwerfend schön.

Jessica sagte: »Du glotzt mich an.«

Er sagte nichts.

»Gut zu wissen, dass ich noch anstarrenswert bin.«

»Tja, dieser Stone Norman ist ein Glückspilz.«

»In Ordnung«, sagte sie. »Dachte mir schon, dass du es mitbekommen hast.«

Myron sagte nichts.

»Er würde dir gefallen«, sagte sie.

»Ja, keine Frage.«

»Alle mögen ihn. Er hat viele Freunde.«

»Nennen sie ihn Stoner?«

»Nur die alten Kumpel aus der Studentenverbindung.«

»Hätte ich mir auch denken können.«

Jessica musterte ihn einen Moment lang. Sein Gesicht wurde heiß unter ihrem Blick. »Du siehst übrigens ziemlich mies aus.«

»Ich hab heute ein bisschen Prügel bezogen.«

»Dann ändert sich ja doch nicht alles. Wie geht's Win?«

»Noch so was, das sich nicht verändert.«

»Tut mir leid, das zu hören.«

»Machen wir einfach so weiter«, sagte Myron, »oder verrätst du mir, was du hier willst?«

»Wie wär's, wenn wir noch ein paar Minuten so weitermachen?«

Myron zuckte die Achseln.

»Wie geht's deinen Eltern?«, fragte sie.

»Gut.«

»Die konnten mich nie ausstehen.«

»Nein, wohl nicht.«

»Und Esperanza? Nennt sie mich immer noch die Krone der Miststücke?«

»Sie hat deinen Namen in den letzten sieben Jahren nicht mehr in den Mund genommen.«

Sie lächelte. »Ich bin wie Voldemort. In den Harry-Potter-Romanen.«

»Ja. Du bist »Sie, deren Name nicht genannt werden darf«.«

Myron setzte sich etwas anders hin. Er wandte sich kurz ab. Sie war so verdammt schön. Es war, wie in eine Sonnenfinsternis zu schauen. Man musste zwischendurch immer mal wegsehen.

»Weißt du, warum ich hier bin?«, fragte sie.

»Ein letztes Nümmerchen, bevor du Stoner heiratest?«

»Hättest du Lust?«

»Nein.«

»Lügner.«

Er fragte sich, ob sie Recht hatte, also entschied er sich für den reifen Weg. »Ist dein Stoner wirklich so steinhart?«

»Du machst dich über die Namen anderer Leute lustig«, sagte Jessica. »Heißt du nicht Myron?«

»Das war die Sache mit dem Glashaus und dem Steinewerfen, ich weiß.« Ihre Augen waren leicht gerötet. »Bist du betrunken?«

»Vielleicht etwas beschwipst. Ich musste mir ein bisschen Mut antrinken.«

»Um bei mir einzubrechen?«

»Ja.«

»Und was willst du, Jessica?«

»Du und ich«, sagte sie, »wir sind noch nicht wirklich fertig miteinander.«

Er sagte nichts.

»Ich tu so, als wäre es vorbei, du tust so, als wäre es vorbei, aber wir wissen es beide besser.« Jessica wandte sich ab und schluckte. Er sah ihren Hals an. Dann sah er den Schmerz in ihren Augen. »Was ist dir als Erstes durch den Kopf gegangen, als du in der Zeitung gelesen hast, dass ich heirate.«

»Ich habe dir und Stoner alles Gute gewünscht.«

Sie wartete.

»Ich weiß nicht, was ich gedacht habe«, sagte er.

»Hat es weh getan?«

»Was soll ich jetzt sagen, Jess? Wir waren lange zusammen. Natürlich hat mir das einen Stich versetzt.«

»Für mich war es ...«, sie überlegte einen Moment. »Obwohl ich seit sieben Jahren nicht mehr mit dir gesprochen habe, war es immer nur eine Frage der Zeit, bis wir wieder zusammenkommen. Es kam mir vor wie ein Teil der Beziehung. Verstehst du, was ich meine?«

Er sagte nichts, spürte aber, wie etwas in ihm zerbrach.

»Und als ich heute die Anzeige in der Zeitung gesehen habe - die Anzeige, die ich selbst geschrieben habe -, da hab ich plötzlich gemerkt: »Halt, das ist echt. Myron und ich kommen nicht wieder zusammen.«« Sie schüttelte den Kopf. »Irgendwie drücke ich das nicht richtig aus.«

»Es gibt nichts zu sagen, Jessica.«

»Einfach so?«

»Dass du hier bist«, sagte er, »beruht einzig und allein auf Nervosität vor der Hochzeit.«

»Benimm dich nicht so gönnerhaft.«

»Was soll ich sonst sagen?«

»Weiß ich auch nicht.«

Sie saßen sich eine Weile schweigend gegenüber. Myron streckte die Hand aus. Sie ergriff sie. Ein Kribbeln durchzuckte ihn.

»Ich weiß, warum du hier bist«, sagte Myron. »Und ich bin nicht mal wirklich überrascht.«

»Da ist noch was zwischen uns, stimmt's?«

»Ich weiß nicht ...«

»Kriege ich jetzt auch noch ein »Aber« zu hören?«

»Du denkst einfach intensiv an die Zeit, die wir miteinander verbracht haben - die Liebe, die Trennungen, meine Verletzung, den Schmerz, die vielen gemeinsamen Erlebnisse, die Tatsache, dass ich dich heiraten wollte ...«

»Darauf wollte ich gleich noch näher eingehen.«

»Moment, ich bin gerade so gut in Schwung.«

Jessica lächelte. »Entschuldige.«

»Wenn zwei Menschen so viel gemeinsam erlebt haben, verflechten sich ihre Leben. Und wenn man das plötzlich beendet, wird dieses Geflecht wie mit einer Machete durchtrennt. Man war aber so eng verbunden, dass immer noch etwas übrig bleibt.«

»Unsere Leben sind ineinander verstrickt«, sagte sie.

»Verstrickt«, wiederholte er. »Das klingt so hochtrabend.«

»Aber es stimmt irgendwie.«

Er nickte.

»Und was machen wir jetzt?«

»Nichts. Das gehört einfach dazu.«

»Weißt du, warum ich dich nicht geheiratet habe?«

»Das spielt doch keine Rolle mehr, Jess.«

»Ich denke doch. Ich finde, wir müssen darüber reden.«

Myron ließ ihre Hand los und signalisierte: *Gut, wenn du meinst.*

»Die meisten Menschen hassen das Leben ihrer Eltern. Sie rebellieren dagegen. Aber du wolltest genauso leben wie sie. Du wolltest ein Haus, Kinder ...«

»Und du nicht«, unterbrach er sie. »Das wissen wir doch alles.«

»Das stimmt so nicht. Wahrscheinlich wollte ich dieses Leben auch.«

»Aber nicht mit mir.«

»Das ist Quatsch, und das weißt du auch. Ich war mir nur nicht sicher ...« Sie legte den Kopf schräg. »Du wolltest so leben. Mir war aber nie richtig klar, ob du dieses Leben mehr willst als mich.«

»Das«, sagte Myron, »ist der größte Mist, den ich je gehört habe.«

»Schon möglich, dieses Gefühl habe ich damals trotzdem gehabt.«

»Klasse. Also hab ich dich nicht genug geliebt.«

Sie sah ihn an und schüttelte den Kopf. »Kein Mann hat mich je so geliebt wie du.«

Schweigen. Myron verkniff sich die Frage: Und was ist mit Stoner?

»Als du deine Knieverletzung hattest ...«

»Jetzt fang nicht wieder damit an. Bitte.«

Jessica sprach weiter: »Als du dir das Knie verletzt: hast, hast du dich verändert. Du hast extrem hart dafür gearbeitet, darüber wegzukommen.«

»Wäre dir Selbstmitleid lieber gewesen?«, fragte Myron.

»Es hätte vielleicht besser funktioniert. So hast du im Endeffekt nämlich Angst gekriegt. Du hast alles so fest umklammert, dass du es fast erstickt hast. Du warst kein Gott mehr, sondern ein Normalsterblicher. Du wolltest nicht noch mehr verlieren und hast ...«

»Das ist ja alles ganz prima, Jess. Hey, das hatte ich vergessen. Bei wem hast du auf Duke eigentlich den Einführungskurs Psychologie gemacht? Der wäre jetzt nämlich sehr stolz auf dich.«

Jessica schüttelte den Kopf.

»Was ist?«, fragte er.

»Du bist immer noch nicht verheiratet, oder, Myron?«

»Du auch nicht«, erwiderte er.

»Touche. Aber hast du im Lauf der letzten sieben Jahre mehrere ernsthafte Beziehungen gehabt?«

Er zuckte die Achseln. »Ich habe eine Freundin.«

»Ehrlich?«

»Was? Ist das wirklich eine so große Überraschung?«

»Nein, aber überleg doch mal. Du, Mr Feste Bindung persönlich, Mr Langzeitbeziehung - warum brauchst du so lange, um eine andere zu finden?«

»Verrat's mir nicht.« Er hob eine Hand. »Durch unsere Beziehung hast du mir alle anderen Frauen verdorben.«

»Tja, das wäre nur allzu verständlich.« Jessica zog eine Augenbraue hoch. »Aber ich glaube, das ist es nicht.«

»Also, ich bin ganz Ohr. Warum bin ich noch nicht glücklich verheiratet?«

Jessica zuckte die Achseln. »Ich überlege noch.«

»Hör auf, darüber nachzudenken. Es geht dich nichts mehr an.«

Wieder zuckte sie die Achseln.

Sie saßen sich gegenüber. Seltsam, wie wohl er sich in der Situation fühlte.

»Erinnerst du dich an meine Freundin Claire?«, fragte Myron.

»Sie hat doch diesen verklemmten Typen geheiratet, oder? Wir waren auf der Hochzeit.«

»Erik.« Er wollte nicht die ganze Geschichte erzählen, also fing er mit etwas anderem an. »Er hat mir gestern Abend erzählt, dass es Probleme zwischen Claire und ihm gibt. Er meinte, es ist unvermeidlich, dass die Liebe irgendwann abnimmt, alles langweiliger wird und sich grundsätzlich verändert. Er meinte, dass ihm die Leidenschaft fehlt.«

»Geht er fremd?«, fragte Jessica.

»Wie kommst du darauf?«

»Weil das nach einer Rechtfertigung klingt.«

»Du glaubst also nicht, dass an diesem Abflauen der Leidenschaft was dran ist?«

»Natürlich ist da was dran. Leidenschaft kann nicht unermüdlich lodern.«

Myron überlegte. »Bei uns war's aber so.«

»Ja«, sagte sie.

»Sie ist nicht abgeflaut.«

»Nein. Aber wir waren jung. Und vielleicht ist es am Ende genau daran gescheitert.«

Er überlegte. Sie nahm wieder seine Hand. Es kribbelte. Dann sah Jessica ihn an. Mit *diesem* Blick. Myron erstarrte.

Uh-oh.

»Du und diese neue Frau«, sagte Jessica. »Seid ihr euch treu?«

»Du und dein steinharter Stoner«, erwiderte er. »Seid ihr euch treu?«

»Tiefschlag. Aber hier geht's nicht um Stone. Es geht auch nicht um deine neue Freundin. Es geht um uns.«

»Und du glaubst, ein kurzer Fick könnte so einiges klären?«

»Immer noch der alte Wortakrobat, der den Damen Honig um den Bart schmiert. Verstehe.«

»Hier kommt noch ein Wort vom Wortakrobaten: Nein.«

Jessica spielte mit dem obersten Knopf ihrer Bluse. Myrons Mund war schlagartig trocken. Aber dann hörte sie auf damit.

»Du hast Recht«, sagte sie.

Er fragte sich, ob er enttäuscht war, weil sie nicht weitergemacht hatte. Er fragte sich, was er getan hätte, wenn sie fortgefahrene hätte.

Dann unterhielten sie sich, erzählten, was sie im Lauf der Jahre erlebt hatten. Myron erzählte von Jeremy und seinem Militärdienst im Ausland. Jessica erzählte von ihren Büchern, ihrer Familie, ihrer Arbeit an der Westküste. Von Stoner erzählte sie nichts. Myron erzählte nichts von Ali.

Es dämmerte. Sie saßen immer noch in der Küche. Sie hatten sich stundenlang unterhalten, aber Myron kam es gar nicht so vor. Er fühlte sich einfach gut. Um sieben klingelte das Telefon. Myron ging ran.

Win sagte: »Unser Lieblingslehrer macht sich auf den Weg zur Arbeit.«

28

Myron und Jessica umarmten sich zum Abschied. Die Umarmung dauerte lange. Myron roch Jessicas Haar. Er wusste nicht mehr, wie ihr Shampoo hieß, aber es roch nach Flieder und Wildblumen, und es war das gleiche, das sie früher auch schon benutzt hatte.

Myron rief Claire an. »Ich habe eine kurze Frage«, sagte er.

»Erik hat erzählt, dass er dich gestern Nacht getroffen hat.«

»Ja.«

»Er hat die ganze Nacht am Computer gesessen.«

»Gut. Pass auf, kennst du einen Lehrer namens Harry Davis?«

»Klar. Aimee hatte ihn letztes Jahr in Englisch. Ich glaube, er ist jetzt auch der Ansprechpartner für die Studienberatung.«

»Mochte sie ihn?«

»Sehr.« Dann: »Wieso? Hat er irgendwas mit der Sache zu tun?«

»Ich weiß, dass du helfen willst, Claire. Und ich weiß auch, dass Erik helfen will. Aber ihr müsst mir einfach vertrauen, okay?«

»Ich vertrau dir.«

»Hat Erik dir von dem Pfad erzählt, den wir gefunden haben?«

»Ja.«

»Harry Davis wohnt auf der anderen Seite.«

»Mein Gott.«

»Aimee ist nicht bei ihm im Haus oder so. Das haben wir schon überprüft.«

»Was meinst du mit überprüft? Wie habt ihr das überprüft?«

»Bitte, Claire, hör mir zu. Ich bin an der Sache dran, muss aber ungestört weiterarbeiten können. Du musst mir Erik vom Hals halten, ja? Erzähl ihm, ich hätte gesagt, er soll die umliegenden Straßen im Internet absuchen. Er soll in der Gegend herumfahren, sich aber aus der Sackgasse fernhalten. Ach, am besten bittest du ihn, Dominick Rochester anzurufen - das ist Katies Vater ...«

»Er hat uns angerufen.«

»Dominick Rochester?«

»Ja.«

»Wann?«

»Gestern Abend. Er sagt, er hat sich mit dir getroffen.«

Getroffen, dachte Myron. Hübscher Euphemismus.

»Wir setzen uns heute Vormittag zusammen - die Rochesters und wir. Wir versuchen, eine Verbindung zwischen Katie und Aimee zu finden.«

»Gut. Das hilft. Pass auf, ich muss los.«

»Rufst du an?«

»Sobald ich was Neues weiß.«

Myron hörte sie schluchzen.

»Claire?«

»Es sind jetzt schon zwei Tage, Myron.«

»Ich weiß. Ich bleib dran. Vielleicht kannst du der Polizei noch ein bisschen Druck machen. Schließlich sind es jetzt mehr als achtundvierzig Stunden.«

»In Ordnung.«

Er wollte so etwas sagen wie: Lass *dich nicht unterkriegen*, aber es klang so albern, dass er den Mund hielt. Er verabschiedete sich und legte auf. Dann rief er Win an.

»Ich höre«, sagte Win.

»Unglaublich, dass du dich am Telefon immer noch mit »Ich höre« meldest.«

Schweigen.

»Ist Harry Davis immer noch auf dem Weg zur High School?«

»Ist er.«

»Ich bin unterwegs.«

Die Livingston High School war seine Alma Mater. Myron ließ den Wagen an. Es waren insgesamt vielleicht drei Kilometer, aber entweder waren seine Verfolger nicht besonders gut, oder es interessierte sie nicht, ob sie entdeckt wurden. Vielleicht war Myron nach dem Arger mit den Zwillingen aber auch argwöhnischer geworden. Auf jeden Fall fuhr ein grauer Chevrolet Caprice hinter ihm her, seit er das erste Mal abgeborgen war.

Er rief Win an. Der meldete sich mit dem üblichen »Ich höre.«

»Ich werde verfolgt«, sagte Myron.

»Wieder Rochester?«

»Möglich.«

»Automarke und Kennzeichen?«

Myron gab sie ihm.

Win sagte: »Wir sind noch auf der Route 280, also halt sie ein bisschen hin. Fahr die Mount Pleasant Avenue entlang. Ich guck mir das mal von hinten an. Wir treffen uns dann am Kreisel wieder.«

Myron tat, was Win ihm gesagt hatte. Er wendete auf dem Gelände der Harrison School. Der Chevy, der ihn verfolgt hatte, fuhr geradeaus weiter. Myron nahm die Livingston Avenue in die Gegenrichtung. An der nächsten Ampel war der graue Chevy wieder hinter ihm.

Am Kreisel vor der High School bog Myron von der Hauptstraße ab, parkte und stieg aus. Hier gab es keine Geschäfte, trotzdem war es das Herz von Livingston. Hier waren unzählige iden-

tische Backsteingebäude versammelt: Polizeirevier, Gerichtsgebäude, Stadtbibliothek und das Kronjuwel: die Livingston High School.

Der Kreisel war von frühmorgendlichen Joggern und Walkern bevölkert. Die meisten waren schon etwas älter und bewegten sich langsam. Aber nicht alle. Vier heiße Bräute mit strammen Körpern joggten auf ihn zu. Sie waren etwa Anfang zwanzig.

Myron lächelte ihnen zu und zog eine Augenbraue hoch. »Hallöchen, meine Damen«, sagte er, als sie an ihm vorbeiliefen.

Zwei kicherten. Die andern beiden sahen ihn an, als hätte er gerade verkündet, er hätte sich in die Hose gemacht.

Win erschien neben ihm. »Hast du das Powerlächeln voll aufgedreht?«

»Mindestens achtzig, neunzig Watt.«

Win sah den jungen Frauen nach, bevor er einen Kommentar abgab. »Lesben«, sagte er.

»Was sonst?«

»Das werden immer mehr, findest du nicht?«

Myron überschlug die Sache im Kopf. Er war wahrscheinlich fünfzehn, zwanzig Jahre älter als sie. Wenn's um junge Frauen geht, will man das einfach nicht so genau wissen.

»Der Wagen, der dir gefolgt ist«, sagte Win, während er den Joggerinnen hinterherblickte, »ist ein Zivilfahrzeug der Polizei mit zwei uniformierten Beamten. Sie stehen an der Bibliothek und beobachten uns durch ein Teleobjektiv.«

»Du meinst, sie machen Fotos? Jetzt?«

»Wahrscheinlich«, sagte Win.

»Wie sitzen meine Haare?«

Win machte eine wegwerfende Handbewegung.

Myron überlegte, was das bedeutete. »Wahrscheinlich sehen die mich immer noch als Verdächtigen.«

»Kann ich nachvollziehen«, sagte Win. Er hatte eine Art Palm-Mini-Rechner in der Hand. Damit verfolgte er über GPS

die Position des Autos. »Unser Lieblingslehrer müsste gerade ankommen.«

Der Lehrerparkplatz war an der Westseite der Schule. Myron und Win gingen hinüber. Sie wollten ihn draußen abfangen und mit ihm sprechen, bevor der Unterricht angefangen hatte.

Auf dem Weg sagte Myron: »Rate mal, wer um drei Uhr nachts bei mir zu Hause reingeschaut hat.«

»Wink Martindale?«

»Nein.«

»Ich steh auf den Typen.«

»Wer tut das nicht? Nein, Jessica.«

»Ich weiß.«

»Woher ...« Dann fiel es ihm wieder ein. Er hatte Wins Handy angerufen, als er das Klicken der Tür gehört hatte. Erst als sie unten in der Küche waren, hatte er das Gespräch wieder unterbrochen.

Win fragte: »Hast du's ihr besorgt?«

»Ja, sogar mehrmals. Allerdings nicht in den letzten sieben Jahren.«

»Der war gut! Ach, sag mir doch bitte, ob sie da war, um noch mal im Gedenken an die guten alten Zeiten zu poppen?«

»Poppen?«

»Meine angelsächsische Erziehung. Und?«

»Ein Gentleman genießt und schweigt. Aber ja.«

»Und du hast abgelehnt?«

»Ich habe meine Unschuld bewahrt.«

»Diese Ritterlichkeit«, sagte Win. »Manche würden sie bewundernswert nennen.«

»Du wohl nicht.«

»Nein. Ich finde sie - ich versuche mich hier an großen Wörtern, also hör zu - durch und durch idiotisch.«

»Ich bin mit einer anderen zusammen.«

»Verstehe. Du und Ms Sechs-Komma-Acht, ihr habt einander also das Versprechen gegeben, nicht mit anderen zu bumsen.«

»So läuft das nicht. Man guckt sich nicht plötzlich in die Augen und sagt: »Komm, wir gehen jetzt nicht mehr mit anderen ins Bett.««

»Also hast du ihr das nicht konkret versprochen?«

»Nein.«

Win hob hilflos die Hände. »Dann begreife ich das nicht. Hat Jessica einen strengen Körpergeruch oder so?«

»Vergiss es einfach.«

»Schon erledigt.«

»Wenn ich mit ihr geschlafen hätte, wäre alles viel komplizierter geworden, okay?«

Win sah ihn nur an.

»Was ist?«

»Du bist schon ein sehr großes Mädchen«, sagte Win.

Sie gingen weiter.

Win sagte: »Brauchst du mich noch?«

»Ich glaub nicht.«

»Dann fahr ich ins Büro. Wenn's Ärger gibt, ruf mich einfach auf dem Handy an.«

Myron nickte, und Win machte sich auf den Weg. Harry Davis stieg aus seinem Wagen. Auf dem Parkplatz bildeten die verschiedenen Cliques kleine Gruppen. Myron schüttelte den Kopf. Es war genau wie früher. Die Goth-Kids trugen nur schwarz mit silbernen Nieten. Die Streber schleppten schwere Rucksäcke und sahen in ihren kurzärmeligen Polyesterhemden mit Button-down-Kragen aus wie Drogeriemarkt-Verkäufer auf einem Fachkongress. Die Sportler beanspruchten am meisten Platz. Sie saßen auf Motorhauben und trugen Jacken mit Team-Logos und Leder-Applikationen, obwohl es dafür viel zu warm war.

Harry Davis ging mit dem federnden Schritt und dem sorglosen Lächeln eines beliebten Lehrers zwischen den Schülern hindurch. Er sah absolut durchschnittlich aus und war gekleidet wie ein typischer High-School-Lehrer - also schlecht. Alle Cliques

grüßten ihn - und das wollte schon was heißen. Zuerst schüttelten ihm die Streber die Hand und riefen: »Hey, Mr D!«

Mr D?

Myron blieb stehen. Er dachte an Aimees Jahrbuch. Ihre Lieblingslehrer waren Miss Korty ...

... und Mr D.

Davis ging weiter. Die Goths waren als Nächste dran. Sie winkten ihm kurz zu - für alles andere waren sie viel zu cool. Als er auf die Sportler zukam, klatschten ihn mehrere ab und begrüßten ihn mit »Yo, Mr Di«

Harry Davis blieb stehen und unterhielt sich mit einem Sportler. Die beiden entfernten sich ein paar Schritte von der Gruppe. Das Gespräch wurde lebhafter. Der Sportler trug eine Team-Jacke mit einem Football auf dem Rücken und die Buchstaben QB für *Quarterback* auf dem Ärmel. Ein paar Jungs riefen ihn mit den Worten »Hey, Farm«, aber der Quarterback konzentrierte sich auf den Lehrer. Myron ging auf sie zu, um sich das genauer anzusehen.

»Hallihallo«, sagte Myron zu sich selbst.

Der Junge, der mit Harry Davis sprach - Myron sah ihn jetzt gut mit dem Spitzbärtchen und den Rastalocken -, war kein anderer als Randy Wolf.

29

Myron überlegte, was er jetzt tun sollte - warten, bis sie ihre Unterhaltung beendet hatten, oder direkt dazwischengehen? Er sah auf die Uhr. Es würde gleich läuten. Dann verschwanden Harry Davis und Randy Wolf vermutlich für den Rest des Tages in der High School.

Showtime.

Randy sah Myron, als der noch etwa drei Meter von ihm entfernt war. Der Junge riss die Augen weit auf. Er hatte Myron of-

fensichtlich erkannt und trat einen Schritt zurück. Davis drehte sich mit fragendem Blick um.

Myron winkte: »Hi, Leute.«

Beide erstarrten wie Rehe im Scheinwerferlicht. »Mein Vater hat gesagt, ich darf nicht mit Ihnen reden«, sagte Randy.

»Aber dein Vater weiß gar nicht, wie nett ich in Wirklichkeit bin. Er hat mein wahres Ich nie richtig kennen gelernt.« Myron grüßte den verwirrten Lehrer. »Hallo, Mr D.«

Myron war fast bei ihnen angekommen, als er hinter sich eine Stimme hörte.

»Das reicht jetzt aber.«

Myron drehte sich um. Hinter ihm standen zwei uniformierte Polizisten. Einer war groß und schlaksig. Der andere war klein, hatte dunkle, lockige Haare und einen buschigen Schnurrbart. Er sah aus, als wäre er direkt einem MTV-Special über die Achtziger entsprungen.

Der Große sagte: »Was glauben Sie, was Sie hier machen?«

»Ich befinde mich auf öffentlich zugänglichem Boden.«

»Wollen Sie hier den Superklugen geben?«

»Finden Sie das schon superklug?«

»Ich frag noch mal, Sie Klugscheißer. Was glauben Sie, was Sie hier machen?«

»Ich bin auf dem Weg zum Unterricht«, sagte Myron. »Wir haben demnächst eine voll schwierige Algebraprüfung.«

Die beiden Polizisten sahen sich an. Randy Wolf und Harry Davis standen schweigend daneben. Ein paar Schüler versammelten sich in der Nähe und zeigten auf sie. Es läutete. Der große Polizist sagte: »Also gut, hier gibt es nichts zu sehen. Bitte gehen Sie jetzt in die Schule.«

Myron deutete auf Wolf und Davis. »Ich muss mit den beiden reden.«

Der größere Polizist beachtete ihn nicht. »Bitte gehen Sie jetzt zum Unterricht.« Dann sah er Randy an und fügte hinzu: »Alle.«

Die Menge löste sich auf und verschwand. Auch Randy Wolf und Harry Davis gingen. Myron war mit den beiden Polizisten allein.

Der Größere kam auf Myron zu. Er war fast genauso groß wie Myron, aber Myron war mindestens zehn bis fünfzehn Kilo schwerer. »Halten Sie sich von dieser Schule fern«, sagte er langsam. »Sie reden nicht mit den beiden und stellen auch keine Fragen.«

Myron überlegte. Er sollte keine Fragen stellen? So etwas sagte man nicht zu einem Verdächtigen. »Wem soll ich keine Fragen stellen?«

»Sie fragen hier niemanden gar nichts.«

»Das ist ziemlich vage.«

»Muss ich noch deutlicher werden?«

»Das würde helfen, ja.«

»Wollen Sie schon wieder den Klugscheißer spielen?«

»Ich möchte nur wissen, was ich darf und was nicht.«

»Hey, du Arschgesicht.« Der kleinere Polizist mit dem MTV-Achtziger-Look mischte sich ein. Er nahm seinen Schlagstock vom Gürtel und hielt ihn hoch. »Weißt du jetzt genug?«

Beide Polizisten lächelten Myron an.

»Was ist los?« Der kleinere Polizist mit dem Schnurrbart schlug sich mit dem Schlagstock auf die Handfläche. »Hast du deine Zunge verschluckt?«

Myron sah die beiden Polizisten an. Dann sagte er zu dem Kleinen mit dem Schnurrbart: »Daryl Hall hat angerufen. Er will wissen, ob mit der Reunion-Tour alles klargeht.«

Die Polizisten lächelten nicht mehr.

Der Größere sagte: »Hände hinter den Rücken.«

»Was ist? Wollen Sie etwa behaupten, dass er nicht wie John Oates aussieht?«

»Sofort die Hände hinter den Rücken!«

»Hall and Oates? Die müssen Sie kennen. Die alten Hits hört man doch immer noch. *Sarah Smile* oder *She's Gone* und so.«

»Sofort.«

»Das ist keine Beleidigung. Es gibt bestimmt jede Menge Frauen, die auf John Oates stehen.«

»Drehen Sie sich sofort um!«

»Warum?«

»Ich werde Ihnen Handschellen anlegen. Wir nehmen Sie in Gewahrsam.«

»Wie lautet die Anklage?«

»Tälicher Angriff und Körperverletzung.«

»An wem?«

»Jake Wolf. Er hat gemeldet, dass Sie unbefugt sein Grundstück betreten und ihn angegriffen haben.«

Bingo.

Die Polizisten-Hänselei hatte ihr Ziel erreicht. Er wusste jetzt, warum die beiden hinter ihm her waren. Es ging gar nicht um Aimees Verschwinden. Big Jake Wolf hatte Druck gemacht.

Perfekt hatte der Plan allerdings nicht funktioniert. Schließlich wurde er gerade festgenommen.

Der John-Oates-Cop legte ihm die Handschellen an und drückte sie - wie nicht anders zu erwarten - so fest zusammen, dass sie Myrons Haut einschnürten. Myron sah den Größeren an. Er wirkte etwas nervös. Sein Blick schoss unruhig hin und her. Das gefiel Myron.

Der Kleinere zog Myron an den Handschellen zum grauen Chevy, schob ihn auf den Rücksitz und versuchte dabei, seinen Kopf an den Türrahmen zu stoßen. Doch damit hatte Myron gerechnet und sich rechtzeitig geduckt. Auf dem Beifahrersitz lag ein Fotoapparat mit einem Teleobjektiv, genau wie Win berichtet hatte.

Hm. Zwei Cops, die ihn von seinem Haus aus verfolgt, Fotos gemacht, ihn davon abgehalten hatten, mit Randy zu sprechen und ihm Handschellen angelegt hatten - Big Jake hatte offenbar einen gewissen Einfluss.

Der Größere ging vor dem Wagen auf und ab. Ihm ging das

Ganze anscheinend zu schnell. Myron beschloss, sich dieses Unbehagen zunutze zu machen. Der Kleine mit dem buschigen Schnurrbart und den dunklen Locken setzte sich neben Myron und grinste.

»*Rich Girl* fand ich ja wirklich gut«, sagte Myron zu ihm. »Aber *Private Eyes* - na ja, das hab ich nicht richtig verstanden. »*Private eyes, they're watching you.*« Sehen einen nicht irgendwie alle Augen an? Öffentliche, private und überhaupt?«

Dem Kleinen brannte schneller die Sicherung durch, als Myron erwartet hatte. John Oates stieß Myron den Schlagstock in den Bauch. Myron war darauf vorbereitet gewesen. Im Lauf der Jahre hatte Myron gelernt, wie man einen Schlag einsteckt. Das war wichtig, wenn man gelegentlich in körperliche Auseinandersetzungen geriet. In einem richtigen Kampf bekam man fast immer den einen oder anderen Schlag ab, ganz egal, wie gut man war. Und oft war dann die Reaktion darauf der Faktor, der über Sieg und Niederlage entschied. Wenn man nicht wusste, was einen erwartete, verkroch man sich und ging in Deckung. Man wurde zu defensiv. Die Angst gewann die Oberhand.

Bei einem Schlag zum Kopf musste man die Winkel nutzen. Der Schlag durfte nicht mitten im Gesicht landen, vor allem nicht auf der Nase. Schon eine leichte Neigung des Kopfes half. Statt vier Fingerknöcheln trafen dann vielleicht nur ein oder zwei. Das war ein gewaltiger Unterschied. Außerdem musste man sich entspannen, sich abwenden, buchstäblich mit dem Schlag mitgehen. Bei einem Schlag in die Magengrube, besonders wenn die Hände hinter dem Rücken gefesselt waren, musste man die Bauchmuskeln anspannen, sich vorbeugen und an der Hüfte einknicken, damit man nicht die volle Wucht abbekam. Und genau das tat Myron.

Der Schlag tat nicht sonderlich weh, aber Myron lieferte eine Show, bei der Robert De Niro sich Notizen gemacht hätte.

»Aarrrgggghhh!«

»Verdammt, Joe«, sagte der Große, »was machst du denn da?«

»Er wollte mich verarschen.«

Myron blieb zusammengekrümmt sitzen und tat, als bekäme er keine Luft mehr. Er keuchte, schnaufte und fing dann an, scheinbar unkontrolliert zu husten.

»Du hast ihn verletzt, Joe!«

»Ich hab ihm nur einen leichten Schlag auf die Brust verpasst. Wenn er gleich wieder Luft kriegt, ist alles okay.«

Myron hustete weiter. Er tat so, als bekäme er keine Luft. Dann fing er an zu zucken. Er verdrehte die Augen und krümmte sich wie ein Fisch an Land.

»Jetzt beruhig dich, verdammt!«

Myron streckte die Zunge heraus und würgte. Irgendwo rief ein Casting-Agent Scorsese an.

»Er erstickt!«

»Medizin!«, stieß Myron hervor.

»Was?«

»Keine Luft!«

»Scheiße, Joe, nimm ihm die Handschellen ab!«

»Keine Luft!«, keuchte er, und sein Körper erschlaffte. »Herzmittel! Im Wagen!«

Der Größere öffnete die Tür. Er nahm seinem Partner den Schlüssel ab und öffnete die Handschellen. Myron verdrehte weiter die Augen und zuckte.

»Luft!«

Der Große sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Myron wusste, was er dachte: außer Kontrolle. Die Sache geriet außer Kontrolle.

»Luft!«

Der Große trat zur Seite. Myron ließ sich aus dem Wagen fallen. Er stand auf und deutete auf seinen Wagen. »Medizin!«

»Gehen Sie!«, sagte der Größere.

Myron rannte zu seinem Wagen. Die beiden sahen ihm ver-

blüfft hinterher. Das hatte Myron erwartet. Die beiden sollten ihn nur einschüchtern. Mit Widerworten hatten sie nicht gerechnet. Sie waren Dorfpolizisten. Die Bürger dieser glücklichen Vororte stellten ihre Anweisungen nicht in Frage. Jetzt hatte ihnen plötzlich jemand Paroli geboten. Sie hatten die Fassung verloren und einen Menschen geschlagen. So etwas konnte einen Riesen-ärger geben. Beide wollten das Ganze so schnell wie möglich beenden. Genau wie Myron. Er wusste, was er wissen musste - Big Jake Wolf hatte Angst und versuchte, etwas zu verbergen.

Als Myron seinen Wagen erreicht hatte, stieg er ein, steckte den Schlüssel ins Zündschloss, ließ den Motor an und fuhr los. Er sah in den Rückspiegel. Er ging davon aus, dass die Cops ihm nicht folgen würden.

Das taten sie auch nicht. Sie standen einfach nur da.

Sie schienen sogar erleichtert zu sein, dass er weg war.

Er lächelte. Ja, keine Frage.

Myron Bolitar war wieder da.

30

Myron überlegte noch, was er als Nächstes tun sollte, als sein Handy klingelte. Im Display stand: Out of Area. Er ging ran. Esperanza fragte: »Wo bist du, verdammt noch mal?«

»Hey, wie laufen die Flitterwochen?«

»Beschissen. Willst du wissen, wieso?«

»Bringt Tom es nicht?«

»Klar, ihr Männer seid ja *sooo* schwer zu verführen. Nein, mein Problem ist, dass mein Geschäftspartner sich nicht um unsere Klienten kümmert. Mein Geschäftspartner ist nicht im Büro und nimmt keine Anrufe an, während ich im Urlaub bin.«

»Tut mir leid.«

»Ja, logisch, damit ist natürlich alles wieder in Butter.«

»Ich sag Big Cyndi, dass sie alle Anrufe direkt auf mein Handy

weiterleiten soll. Und dann seh ich zu, dass ich wieder ins Büro komme.«

»Was ist los?«, fragte Esperanza.

Myron wollte ihre Flitterwochen nicht noch weiter stören, also sagte er: »Nichts.«

»Du lügst wie gedruckt.«

»Wenn ich's doch sage. Es ist nichts.«

»Gut, dann ruf ich Win an.«

»Warte. Ich sag's dir.«

Er brachte sie kurz auf den aktuellen Stand.

»Du fühlst dich also für sie verantwortlich, weil du ihr geholfen hast?«, fragte Esperanza.

»Ich war der Letzte, der sie gesehen hat. Ich hab sie abgesetzt und sie einfach weggehen lassen.«

»Weggehen lassen? Was soll der Quatsch? Sie ist achtzehn, Myron. Damit ist sie eine erwachsene Frau. Sie hat dich gebeten, sie abzuholen. Galant - und dumm - wie du nun mal bist, hast du's gemacht. Das ist alles.«

»Ist es nicht.«

»Pass auf, sagen wir, du hättest Win nach Hause gefahren, würdest du dann auch warten, bis er sicher im Haus ist?«

»Toller Vergleich.«

Esperanza kicherte. »Ist ja schon gut, ich komm nach Hause.«

»Nein, tust du nicht.«

»Okay, tu ich nicht. Aber du schaffst das nicht allein. Also sag ich Cyndi, dass sie die Anrufe hierher weiterleiten soll. Ich kümmere mich hier darum. Dann kannst du zu Hause den Superhelden spielen.«

»Aber ihr seid in den Flitterwochen. Was ist mit Tom?«

»Er ist ein Mann, Myron.«

»Und was soll das jetzt wieder heißen?«

»Solange ein Mann oft genug randarf, ist er glücklich und zufrieden.«

»Das ist ein Klischee.«

»Ja, ich weiß. Ich bin einfach schrecklich. Ich könnte dabei telefonieren oder Hector die Brust geben, und Tom würde keine Miene verziehen. Außerdem hat er dann mehr Zeit zum Golfen. Golf und Sex, Myron. Das sind so ziemlich Toms Traumflitterwochen.«

»Ich mach's wieder gut.«

Beide schwiegen einen Moment lang.

»Esperanza?«

»Ich weiß, dass es 'ne Weile her ist, seit du so was zum letzten Mal gemacht hast«, sagte sie. »Ich weiß auch, dass ich dir das Versprechen abgenommen habe, dass du das nicht wieder machst. Aber vielleicht ... vielleicht ist das auch ganz gut so.«

»Was meinst du damit?«

»Scheiße, woher soll ich das wissen? Ich muss mich wirklich um wichtigere Dinge kümmern. Wie die Schwangerschaftsstreifen, wenn ich einen Bikini trage. Unglaublich, dass ich jetzt Schwangerschaftsstreifen habe. Daran ist nur das Kind schuld, weißt du?«

Kurz darauf beendeten sie das Gespräch. Myron fuhr weiter, aber er fühlte sich nicht wohl in seinem Wagen. Wenn die Polizei ihn im Auge behalten wollte, oder Rochester sich entschloss, ihm noch ein paar Leute auf den Hals zu hetzen, war er zu leicht zu finden. Nach kurzem Überlegen rief er Claire an. Sie war sofort am Apparat.

»Hast du was rausgekriegt?«

»Eigentlich nicht, aber hast du was dagegen, wenn wir die Autos tauschen?«

»Natürlich nicht. Ich wollte dich gerade anrufen. Die Rochesters sind gerade gegangen.«

»Und?«

»Wir haben uns eine Weile unterhalten. Haben versucht, eine Verbindung zwischen Aimee und Katie zu finden. Aber mir ist was anderes aufgefallen. Und das muss ich mit dir besprechen.«

»Ich bin in zwei Minuten bei euch.«

»Ich warte vorm Haus.«

Als Myron ausstieg, warf Claire ihm ihre Autoschlüssel zu. »Ich glaube, Katie Rochester ist ausgerissen.«

»Wie kommst du darauf?«

»Kennst du ihren Vater?«

»Ja.«

»Das sagt doch schon alles, oder?«

»Vielleicht.«

»Was aber noch wichtiger ist, kennst du Katies Mutter?«

»Nein.«

»Sie heißt Joan. Sie zuckt immer so zurück, als hätte sie Angst, dass er sie schlägt.«

»Habt ihr eine Verbindung zwischen den Mädchen gefunden?«

»Sie waren beide häufig in der Shopping-Mall.«

»Ist das alles?«

Claire zuckte die Achseln. Sie sah furchtbar aus. Die Haut war noch straffer gespannt. Außerdem schien sie seit gestern fünf Kilo abgenommen zu haben. Beim Gehen wankte sie so stark, dass man Angst hatte, ein kräftiger Windstoß könnte sie umwerfen. »Sie haben in der High School zur gleichen Zeit Mittag gegessen. Außerdem hatten sie in den letzten vier Jahren einen Kurs zusammen - Sport bei Mr Valentine. Das ist alles.«

Myron schüttelte den Kopf. »Du hast eben gesagt, dass dir noch was anderes aufgefallen ist?«

»Die Mutter, Joan Rochester.«

»Was ist mit ihr?«

»Man sieht das auf den ersten Blick gar nicht, weil sie die ganze Zeit zusammengesunken dasitzt und ängstlich guckt.«

»Was sieht man nicht?«

»Sie hat Angst vor ihm. Vor ihrem Mann.«

»Na und? Ich bin ihm begegnet. Ich habe auch Angst vor ihm.«

»Ja, klar, aber pass auf. Sie hat Angst vor ihm, aber sie hat *keine* Angst um ihre Tochter. Ich kann das nicht beweisen, aber so wirkt es jedenfalls. Erinnerst du dich noch, wie meine Mutter damals Krebs hatte?«

Das war im zweiten High-School-Jahr gewesen. Ein halbes Jahr später war die arme Frau gestorben. »Natürlich.«

»Ich habe damals andere Teenager kennen gelernt, die ähnliche Sachen durchgemacht hatten. In einer Selbsthilfegruppe für Angehörige von Krebskranken. Einmal haben wir ein Picknick veranstaltet, zu dem man auch andere Freunde mitbringen konnte. Das war ganz seltsam - man hat genau gemerkt, wer die Quälerei durchgemacht hatte, und wer nur ein Freund war. Man wusste sofort, wenn man einen Leidensgenossen vor sich hatte. Die hatten eine ganz andere Ausstrahlung.«

»Und Joan Rochester hat nichts ausgestrahlt?«

»Doch schon, aber nicht, dass ihre Tochter vermisst wird. Ich hab versucht, sie allein zu erwischen und sie gebeten, mir beim Kaffeekochen zu helfen. Aber das hat nichts gebracht. Ich bin aber ganz sicher, dass sie was weiß. Die Frau hat zwar Angst, aber eine ganz andere Angst als ich.«

Myron überlegte. Dafür konnte es unzählige Erklärungen geben - darunter natürlich die ganz naheliegende, dass Menschen unterschiedlich auf Stress reagieren —, aber er vertraute Claires Intuition. Die Frage war nur, was bedeutete das? Und wie sollte er damit umgehen?

»Da muss ich noch in Ruhe drüber nachdenken«, sagte er schließlich.

»Hast du mit Mr Davis gesprochen?«

»Noch nicht.«

»Und mit Randy?«

»Ich bin dabei. Deshalb brauche ich deinen Wagen. Die Polizei hat mich heute vom Schulgelände gejagt.«

»Warum?«

Er wollte Randys Vater nicht ins Spiel bringen, also sagte er:
»Weiß ich noch nicht. Pass auf, ich muss los, ja?«

Claire nickte und schloss die Augen.

»Ihr wird schon nichts passiert sein«, sagte Myron und trat auf sie zu.

»Bitte«, Claire hob eine Hand, »verschwende deine Zeit nicht damit, mir Plättitüden aufzutischen, okay?«

Er nickte und setzte sich in ihren SUV. Er überlegte, wohin er jetzt fahren sollte. Zurück zur High School? Vielleicht konnte er den Rektor davon überzeugen, dass es sinnvoll war, Randy oder Harry Davis in sein Büro zu bestellen. Aber was dann?

Das Handy klingelte. Wieder zeigte das Display nichts an. Diese Rufnummernübermittlung war ziemlich nutzlos. Die Leute, mit denen man nicht sprechen wollte, schalteten sie sowieso ab.

»Hallo?«

»Na, mein Hübscher. Ich habe gerade deine Nachricht abgehört.«

Es war Gail Berruti, seine Kontaktfrau bei der Telefongesellschaft. Die Drohanrufe von dem Spinner hatte er schon fast vergessen. Er fand sie auch nicht so wichtig, sie kamen ihm beinah wie ein kindischer Scherz vor, aber es konnte natürlich vielleicht - nur ganz vielleicht - eine Verbindung geben. Claire hatte behauptet, Myron brachte Zerstörung mit sich. Vielleicht war jemand aus seiner Vergangenheit hinter ihm her? Vielleicht war Aimee irgendwie zwischen die Fronten geraten?

Das kam ihm aber äußerst unwahrscheinlich vor.

»Ich hab ja seit Ewigkeiten nichts von dir gehört«, sagte Berruti.

»Ja, ich war ziemlich beschäftigt.«

»Oder eben nicht beschäftigt genug. Wie geht's dir denn so?«

»Eigentlich ganz gut. Konntest du die Nummer zurückverfolgen?«

»Ich habe sie nicht zurückverfolgt, Myron. Das hast du in deiner Nachricht schon so formuliert. Wir verfolgen hier nichts zurück. Ich muss sie nur nachgucken.«

»Ist ja auch egal.«

»Nein, ist es nicht. Du weißt es nämlich besser. Das ist wie im Fernsehen. Du weißt schon, wo sie das Gespräch immer in die Länge ziehen müssen, damit der Anruf zurückverfolgt werden kann. Das ist absoluter Blödsinn. Man weiß von Anfang an, wer der Anrufer ist. Das dauert vielleicht zwei Sekunden. Warum machen die das?«

»Ist einfach spannender«, sagte Myron.

»Es ist idiotisch. Müssen die beim Fernsehen immer alles verhunzen? Letztens hab ich einen Krimi gesehen, da hatten die nach fünf Minuten das Ergebnis eines DNA-Tests. Mein Mann arbeitet im kriminalistischen Labor vom *John Jay College*. Die sind froh, wenn sie nach einem Monat ein DNA-Testergebnis haben. Aber alles, was mit Telefonen zu tun hat und was man innerhalb von ein paar Minuten am Computer erledigen kann, dauert bei denen ewig. Und dann legt der Täter immer gerade noch rechtzeitig auf, bevor sie seinen genauen Aufenthaltsort haben. Hast du je einen Krimi gesehen, in dem ein Anrufer erfolgreich zurückverfolgt worden ist? Das kommt nie vor. Und das nervt mich einfach.«

Myron versuchte, Berruti wieder aufs Thema zu bringen. »Hast du die Nummer nachgeguckt?«

»Sie liegt vor mir. Ist aber schon komisch: Was willst du damit?«

»Seit wann interessiert dich das?«

»Da hast du auch wieder Recht. Also los. Erstens, der Anrufer wollte anonym bleiben. Der Anruf kam von einem Münztelefon.«

»Und wo steht das?«

»Vor dem Haus an der Livingston Avenue Nummer 110 in Livingston, New Jersey.«

Im Stadtzentrum, dachte Myron. Bei seiner Starbucks-Filiale und seiner Reinigung. Myron überlegte. Eine Sackgasse? Vielleicht. Aber dann kam ihm ein Gedanke.

»Du musst mir noch zwei Gefallen tun, Gail«, sagte Myron.

»Heißt Gefallen, dass es kein Geld gibt?«

»Das ist Wortklauberei«, sagte Myron. »Du weißt, dass ich mich um dich kümmere.«

»Ja, ich weiß. Also, was willst du wissen?«

Harry Davis sprach über Ein *anderer Frieden* von John Knowles. Er versuchte, sich zu konzentrieren, sprach aber so hölzern, als läse er in einer ihm unbekannten Fremdsprache von einem Teleprompter ab. Die Schüler machten sich Notizen. Er fragte sich, ob sie merkten, dass er überhaupt nicht bei der Sache war.

Mit Bedauern nahm er an, dass es ihnen wahrscheinlich gar nicht auffiel.

Was wollte Myron Bolitar von ihm?

Er kannte ihn nicht persönlich, aber man konnte nicht über zwanzig Jahre in dieser Schule herumlaufen, ohne zu wissen, wer Myron Bolitar war. Der Mann war hier eine Legende. Er hielt immer noch jeden Basketball-Rekord, der an der Schule je aufgestellt worden war.

Und warum wollte dieser Myron Bolitar ihn sprechen?

Offenbar hatte Randy Wolf auch gewusst, wer Bolitar war. Und Randys Vater hatte ihm verboten, mit Bolitar zu sprechen. Wieso das?

»Mr D? Yo, Mr D?«

Die Stimme drang durch den Nebel in seinem Kopf.

»Ja, Sam?«

»Kann ich mal, äh, kurz zur Toilette?«

»Ab mit dir.«

Dann unterbrach Harry Davis seinen Vortrag. Er legte die Kreide weg und musterte die Gesichter vor sich. Nein, sie strahlten ihn nicht an. Die meisten sahen in ihre Hefte. Wladimir

Chomenko, ein neuer Austauschschüler, hatte den Kopf auf den Tisch gelegt. Wahrscheinlich schlief er. Einige andere sahen aus dem Fenster. Ein paar waren auf ihren Stühlen so weit nach unten gerutscht, dass sie Wirbelsäulen aus Wackelpudding haben mussten. Davis fragte sich, wie es ihnen gelang, sich in dieser Position zu halten.

Aber sie bedeuteten ihm etwas. Manche mehr als andere, aber unwichtig war für ihn keiner. Sie waren sein Leben. Und nach all den Jahren hatte Harry Davis zum ersten Mal das Gefühl, dass ihm das Ganze entglitt.

31

Myron hatte Kopfschmerzen, und ihm wurde auch schnell klar, woher sie kamen. Er hatte den ganzen Tag noch keinen Kaffee getrunken. Also machte er sich auf den Weg zu Starbucks. Dabei hatte er zwei Dinge im Sinn - Koffein und das Münztelefon. Um das Koffein kümmerte sich ein Barmann in Grunge-Outfit mit Unterlippenbärtchen und langen Haaren, die ihm wie eine riesige Wimper vors Gesicht fielen. Die Sache mit dem Münztelefon würde schwieriger werden.

Myron setzte sich wieder vors Starbucks und beäugte das unbotmäßige Telefon. Es war furchtbar leicht zugänglich. Er ging hinüber. Am Telefon befanden sich Aufkleber mit Werbung für 0800er-Nummern, die billigere Gebühren versprachen. Der auffallendste wies darauf hin, dass man nachts gratis telefonieren konnte. Darauf befand sich ein Halbmond, falls man nicht wusste, was »nachts« bedeutete.

Myron runzelte die Stirn. Er wollte das Münztelefon fragen, wer seine Nummer gewählt, ihn ein Arschloch genannt und bedroht hatte. Doch das Telefon sprach nicht mit ihm. Es war einfach einer dieser Tage.

Er setzte sich wieder vor die Starbucks-Filiale und überlegte,

was er tun sollte. Er wollte immer noch mit Randy Wolf und Harry Davis reden. Wahrscheinlich würden sie ihm nichts sagen - oder sich weigern, überhaupt mit ihm zu sprechen - aber irgendwie würde er schon an sie rankommen. Außerdem, musste er sich mit der Ärztin aus dem St. Barnabas unterhalten, Dr. Edna Skylar, die behauptet hatte, Katie Rochester in New York gesehen zu haben. Er wollte noch ein paar Einzelheiten erfahren.

Er rief die Zentrale im St. Barnabas an und wurde zweimal weitervermittelt, bis er Edna Skylar am Apparat hatte. Myron erklärte ihr, was er wollte.

Edna Skylar klang verärgert. »Ich habe die Ermittler gebeten, meinen Namen da rauszuhalten.«

»Das haben sie auch.«

»Und wieso habe ich Sie dann am Apparat?«

»Ich habe gute Kontakte.«

Sie überlegte. »Was haben Sie mit der Sache zu tun, Mr Boli-
tar?«

»Es wird noch ein zweites Mädchen vermisst.«

Keine Antwort.

»Es könnte eine Verbindung zwischen diesem Mädchen und Katie Rochester bestehen.«

»Wieso?«

»Wenn wir uns treffen, erkläre ich Ihnen alles.«

»Ich weiß wirklich nichts.«

»Bitte.« Es entstand eine Pause. »Dr. Skylar?«

»Als ich Katie Rochester getroffen habe, hat sie unmissver-
ständlich gesagt, dass sie nicht gefunden werden will.«

»Das ist mir klar. Ich brauche nur ein paar Minuten.«

»Hier warten noch ein paar Patienten auf mich. Das wird gut eine Stunde dauern. Sie können dann um zwölf vorbeikom-
men.«

»Danke«, sagte er, aber Edna Skylar hatte schon aufgelegt.

Lithium Larry Kidwell and the Medicated Five schlurften ins Starbucks. Larry kam direkt auf ihn zu.

»Vierzehnhundertachtundachtzig Planeten am Schöpfungstag, Myron. Vierzehnhundertachtundachtzig. Und ich hab keinen Penny gesehen. Weißt du, was ich meine?«

Larry sah genauso schlecht aus wie immer. Rein geografisch waren sie ihrer alten High School sehr nahe, aber was hatte sein Lieblings Restaurantbesitzer, Peter Chin, über die Jahre gesagt, die verflogen, während das Herz am selben Ort blieb? Tja, das galt wohl nur fürs Herz.

»Gut zu wissen«, sagte Myron. Er sah das Münztelefon an, als ihm plötzlich ein Gedanke kam. »Halt.«

»Hu?«

»Als wir uns das letzte Mal gesehen haben, waren es noch vierzehnhundertsiebenundachtzig Planeten, stimmt's?«

Larry sah ihn verwirrt an. »Bist du sicher?«

»Ja.« Myrons Gedanken rasten. »Und wenn ich mich nicht irre, hast du gesagt, der nächste Planet gehört mir. Und du hast gesagt, dass er hinter mir her ist und den Mond gestreichelt hat.«

Larrys Augen leuchteten auf. »Er hat die Mondsichel gestreichelt. So sehr hasst er dich.«

»Wo ist die Mondsichel?«

»Im Aerolis-Sonnensystem. Bei Guanchomitis.«

»Bist du sicher, Larry? Bist du sicher, dass sie nicht ...«, Myron stand auf und führte ihn zum Münztelefon. Larry wand sich. Myron deutete auf den Aufkleber mit dem Bild des Halbmonds auf der Werbung für Nacht-Telefonate. Larry schnappte nach Luft.

»Ist das die Mondsichel?«

»Ach, bitte. Mein Gott, bitte ...«

»Beruhige dich, Larry. Wer will den Planeten noch? Wer hasst mich so sehr, dass er die Mondsichel gestreichelt hat?«

Zwanzig Minuten später betrat Myron Changs chemische Reinigung. Wie immer stand Maxine Chang hinter dem Tresen. Drei Kunden warteten. Myron reihte sich nicht in die Schlange ein.

Er stellte sich daneben und verschränkte die Arme. Maxine sah ihn immer wieder verstohlen an. Myron wartete, bis die anderen Kunden draußen waren. Dann trat er an den Tresen.

»Wo ist Roger?«, fragte er.

»In der Schule.«

Myron sah ihr in die Augen. »Wissen Sie, dass er mich angerufen hat?«

»Warum sollte er Sie anrufen?«

»Das sollen Sie mir sagen.«

»Sie wissen ja nicht, wovon Sie reden.«

»Eine Freundin von mir arbeitet bei einer Telefongesellschaft. Roger hat mich von dem Münztelefon da drüben angerufen. Ich habe zuverlässige Zeugen, die ihn zum fraglichen Zeitpunkt dort gesehen haben.« Das war mehr als übertrieben, aber Myron fuhr einfach fort: »Er hat mich bedroht und mich ein Arschloch genannt.«

»Roger würde so etwas nicht tun.«

»Ich will ihm keinen Ärger machen, Maxine. Was ist hier los?«

Eine weitere Kundin kam herein. Maxine rief etwas auf Chinesisch. Eine ältere Frau kam von hinten und bediente die Kundin. Maxine forderte Myron mit einer Kopfbewegung auf, ihr zu folgen. Er gehorchte. Sie gingen an den Rohren entlang, auf denen die Bügel entlangfuhren. Als Kind hatte ihn das metallische Sirren der Bügel immer fasziniert. Es war ihm vorgekommen wie aus einem coolen Science-Fiction-Film. Maxine ging weiter, bis sie hinter dem Haus in der Gasse standen.

»Roger ist ein guter Junge«, sagte sie. »Er arbeitet sehr hart.«

»Was ist los, Maxine? Als ich das letzte Mal hier war, haben Sie sich seltsam benommen.«

»Sie verstehen nicht, wie schwierig das ist. In so einer Stadt zu leben.«

Er wusste, wie schwierig das war - schließlich lebte er seit seiner Kindheit hier —, hielt aber den Mund.

»Roger hat so unglaublich hart gearbeitet. Er hat gute Noten. Er hat den viertbesten Abschluss seines Jahrgangs gemacht. Und die anderen Kids sind einfach verwöhnt. Die haben Privatlehrer. Und sie müssen nicht noch neben der Schule arbeiten. Roger arbeitet hier jeden Tag nach der Schule. Er lernt im Hinterzimmer. Er geht nicht auf Partys. Und eine Freundin hat er auch nicht.«

»Was hat das Ganze mit mir zu tun?«

»Andere Eltern bezahlen Leute dafür, dass sie die Essays für ihre Kinder schreiben. Oder sie schicken ihre Kinder in teure Vorbereitungskurse, damit sie bei den Zugangstests bessere Ergebnisse kriegen. Sie spenden den Schulen und den Universitäten Geld, und was weiß ich noch alles. Es ist so unglaublich wichtig, auf welche Uni man geht. Das kann das ganze Leben bestimmen. Daher haben die Eltern solche Angst, dass sie alles, einfach *alles* dafür tun würden, dass ihr Kind auf die richtige Uni kommt. Man sieht das überall hier. Sogar sonst ziemlich anständige Menschen machen mit, weil man hier praktisch alles damit entschuldigen kann, dass man sagt: *Es geht um die Zukunft meines Kindes. Verstehen Sie?*«

»Schon, aber was hat das Ganze mit mir zu tun?«

»Sie müssen das verstehen. Damit müssen wir konkurrieren. Mit dem Geld und der Macht, die dahinter steht. Mit Leuten, die stehlen und betrügen und alles für ihr Kind tun würden.«

»Wenn Sie mir sagen wollen, dass der Wettbewerb um die Plätze an den besten Unis hier im Ort sehr hart ist, kann ich das nachvollziehen. Aber das war er früher auch schon, als ich meinen High-School-Abschluss gemacht habe.«

»Aber Sie waren ein Basketball-Star.«

»Ja.«

»Roger ist ein sehr guter Schüler. Er arbeitet extrem hart. Und sein Traum ist es, auf die Duke zu gehen. Das hat er Ihnen auch erzählt. Wahrscheinlich erinnern Sie sich gar nicht mehr daran.«

»Ich weiß, dass er sich da bewerben wollte. Ich kann mich

nicht daran erinnern, dass er mir gesagt hätte, dass Duke seine Traum-Universität ist oder so was. Er hat einfach ein paar gute Unis aufgezählt.«

»Es war seine erste Wahl«, sagte Maxine Chang bestimmt. »Und wenn er dort zugelassen worden wäre, hätte er auch ein Stipendium bekommen. Die Uni hätte ihm die Studiengebühren erlassen. Das hätte uns extrem geholfen. Aber sie haben ihn nicht genommen. Obwohl er der Viertbeste seines Jahrgangs war und in den Zugangstests sehr gute Ergebnisse hatte. Bessere Ergebnisse - und bessere Noten - als Aimee Biel.«

Maxine Chang sah Myron finster an.

»Moment mal. Wollen Sie mir die Schuld daran geben, dass Duke Roger nicht angenommen hat?«

»Ich bin keine gebildete Frau, Myron. Ich habe hier nur meine kleine chemische Reinigung. Ich weiß aber, dass eine Universität wie Duke so gut wie nie mehr als einen Schüler aus einer einzigen High School in New Jersey nimmt. Aimee Biel hat's geschafft. Roger hatte bessere Noten. Er hatte bessere Ergebnisse in den Zugangstests. Er hatte tolle Empfehlungen von Lehrern. Sportler sind sie beide nicht. Roger spielt Geige, Aimee Gitarre.« Maxine Chang zuckte die Achseln.

»Also verraten Sie mir doch, Myron, warum Aimee genommen worden ist und Roger nicht?«

Er wollte protestieren, schwieg aber, weil er nicht sicher war, ob Maxine Chang nicht Recht haben könnte. Er hatte eine Empfehlung geschrieben. Und dann hatte er noch seinen Freund bei der Zulassungsstelle angerufen. So etwas war normal. Es bedeutete nicht, dass Roger Chang deshalb die Zulassung verweigert worden war. Aber es war eine einfache Gleichung: Wenn einer den Platz kriegt, kann ein anderer ihn nicht kriegen.

Maxine flehte ihn weiter an: »Roger war sehr wütend.«

»Das ist keine Entschuldigung.«

»Nein, ist es auch nicht. Ich rede mit ihm. Er wird sich bei Ihnen entschuldigen. Das verspreche ich.«

Da kam Myron ein anderer Gedanke. »Ist Roger nur auf mich wütend gewesen?«

»Wieso?«

»Oder war er auch auf Aimee wütend?«

Maxine Chang runzelte die Stirn. »Warum fragen Sie?«

»Weil direkt nach dem Gespräch mit mir Aimee Biels Handy angerufen worden ist. War Roger wütend auf sie? Hat er ihr was nachgetragen?«

»Nicht Roger, nein. So ist er nicht.«

»Klar. Er ruft nur mich an und bedroht mich.«

»Das hat er nicht so gemeint. Er musste sich abreagieren.«

»Ich muss Roger sprechen.«

»Was? Nein, das verbiete ich Ihnen.«

»Gut, dann geh ich zur Polizei. Ich erzähl denen von den Droh-anrufen.«

Ihre Augen weiteten sich. »So was würden Sie nicht tun.«

Er würde es tun. Vielleicht sollte er es sogar tun. Aber jetzt noch nicht. »Ich will ihn sprechen.«

»Er kommt nach der Schule nach Hause.«

»Dann bin ich um drei zurück. Wenn er dann nicht hier ist, geh ich zur Polizei.«

32

Dr. Edna Skylar holte Myron in der Lobby des St. Barnabas Medical Centers ab. Sie sah aus, wie man sich eine Ärztin vorstellte: weißer Kittel, Namensschild mit Krankenhaus-Logo, Stethoskop um den Hals und ein Klemmbrett in der Hand. Durch ihre Körperhaltung, das knappe Lächeln und den festen, aber nicht zu festen Handschlag strahlte sie auch die Souveränität aus, die man von einer Ärztin erwartete.

Myron stellte sich vor. Sie sah ihm direkt in die Augen und sagte: »Erzählen Sie mir alles über das vermisste Mädchen.«

Ihre Stimme ließ keinen Widerspruch zu. Myron musste ihr Vertrauen gewinnen, also erzählte er, was mit Aimee passiert war, und sparte nur ihren Nachnamen aus. Sie standen mitten in der Lobby. Patienten und Besucher gingen auf beiden Seiten an ihnen vorbei. Manche kamen ihnen sehr nah.

Myron sagte: »Könnten wir nicht irgendwohin gehen, wo wir etwas ungestörter sind?«

Edna Skylar lächelte freudlos. »Diese Menschen sind in Dinge vertieft, die für sie viel wichtiger sind als unser Gespräch.«

Myron nickte. Vor ihm stand ein alter Mann mit einer Sauerstoffmaske. Und an der Anmeldung eine blasse Frau mit schlecht sitzender Perücke, die mit gleichermaßen resigniertem wie bestürztem Blick ins Leere starrte, als fragte sie sich, ob sie hier je wieder herauskommen würde oder ob das noch eine Rolle spielte.

Edna Skylar sah ihn an. »Der Tod ist hier allgegenwärtig«, sagte sie.

»Wie gehen Sie damit um?«, fragte Myron.

»Wollen Sie das übliche Klischee hören, dass man Privatleben und Beruf trennen muss?«

»Eigentlich nicht.«

»Ehrlich gesagt, ich weiß es auch nicht. Meine Arbeit ist interessant. Sie wird nie langweilig. Ich sehe viele Tote und Sterbende. Auch das wird nie langweilig. Es hat mir nicht geholfen, meine eigene Sterblichkeit zu akzeptieren oder so etwas. Ganz im Gegenteil. Der Tod ist für mich etwas Ungeheuerliches geblieben. Das Leben ist noch wertvoller geworden; Sie werden das nicht nachvollziehen können, wie wertvoll es für mich ist. Ich habe den wahren Wert des Lebens erkannt, und der hat nichts mit den üblichen Allgemeinplätzen zu tun, die man so häufig hört. Der Tod ist mein Feind. Ich akzeptiere ihn nicht. Ich bekämpfe ihn mit allen Mitteln.«

»Wird das mit der Zeit nicht ermüdend?«

»Doch, natürlich. Aber was soll ich sonst machen? Kekse ba-

cken? An der Wall Street arbeiten?« Sie sah sich um. »Sie haben Recht - hier wird man noch verrückt. Kommen Sie mit, aber ich habe nicht viel Zeit, also reden Sie weiter.«

Myron erzählte ihr den Rest der Geschichte von Aimees Verschwinden. Er fasste sich kurz, erzählte nicht, wie er in die Sache verwickelt war, hob aber die Tatsache heraus, dass beide Mädchen den gleichen Geldautomaten benutzt hatten. Sie unterbrach ihn nur selten, und wenn, dann nur für kurze Rückfragen. Als sie in ihrem Büro ankamen, setzten sie sich.

»Klingt eigentlich, als wäre sie ausgerissen«, sagte Edna Skylar.

»Das ist mir klar.«

»Jemand hat Ihnen meinen Namen zugespielt, ist das korrekt?«

»Mehr oder weniger.«

»Dann wissen Sie im Prinzip schon, was ich gesehen habe.«

»Ich kenne nur die Grundzüge. Ihre Aussage hat die Ermittler in der Annahme bestätigt, dass Katie von zu Hause ausgerissen ist. Ich frage mich nur, ob Sie auch etwas gesehen haben, das dagegen spricht?«

»Nein. Und ich habe mir die Situation mindestens hundert Mal durch den Kopf gehen lassen.«

»Ist Ihnen bekannt«, fragte Myron, »dass Entführungsopfer sich oft mit ihren Entführern identifizieren?«

»Ich kenne das alles. Das Stockholm-Syndrom und seine vielen abstrusen Ableger. Aber den Eindruck hatte ich absolut nicht. Katie hat nicht besonders erschöpft gewirkt. Ihre Körpersprache passte zu dem, was sie gesagt hat. Sie hatte keine Panik in den Augen und auch kein religiöses Leuchten. Sie hat mich mit klarem Blick angesehen. Ich habe auch keinen Hinweis auf irgendwelche Drogen gesehen, wobei ich allerdings gestehen muss, dass die Begegnung sehr kurz war.«

»Wo genau haben Sie sie gesehen?«

»An der 8th Avenue in der Nähe der 21st Street.«

»Und sie war auf dem Weg zum U-Bahnhof.«

»Ja.«

»Da fahren mehrere Linien.«

»Sie ist in den C-Train gestiegen.«

Der C-Train fuhr im Prinzip in Nord-Süd-Richtung durch Manhattan. Die Information nützte ihm nichts.

»Erzählen Sie mir etwas über den Mann, der bei ihr war.«

»Er muss so dreißig, fünfunddreißig Jahre alt gewesen sein. Mittelgroß. Gut aussehend. Lange, dunkle Haare. Dreitagebart.«

»Narben, Tätowierungen, irgendwas in der Art?«

Edna Skylar schüttelte den Kopf und erzählte ihm, wie sie mit ihrem Mann die Straße entlanggegangen war, dass Katie anders ausgesehen hatte, vor allem älter und reifer, und eine andere Frisur gehabt hatte. Edna war sich aber erst sicher gewesen, dass die Frau wirklich Katie war, als sie sich direkt an sie gewandt und gesagt hatte: *»Sie dürfen niemandem erzählen, dass Sie mich gesehen haben.«*

»Und Sie sagten, dabei hätte sie ängstlich ausgesehen?«

»Ja.«

»Aber sie hatte keine Angst vor ihrem Begleiter.«

»Genau. Darf ich Sie was fragen?«

»Natürlich.«

»Ich weiß ein bisschen was über Sie«, sagte sie. »Nein, ich bin kein Basketball-Fan, aber Google wirkt manchmal Wunder. Ich benutze es ständig. Auch bei Patienten. Wenn ein neuer zu mir kommt, überprüfe ich ihn online.«

»Und?«

»Verraten Sie mir eins: Warum versuchen Sie, das Mädchen zu finden?«

»Ich bin ein Freund der Familie.«

»Aber warum Sie?«

»Das ist schwer zu erklären.«

Edna Skylar ließ das einen Moment lang sacken, überlegte offenbar, ob sie sich mit der vagen Antwort zufriedengeben sollte.
»Wie kommen die Eltern mit der Sache klar?«

»Nicht gut.«

»Höchstwahrscheinlich ist ihre Tochter in Sicherheit. So wie Katie.«

»Möglich.«

»Das sollten Sie ihnen sagen. Sprechen Sie ihnen Trost zu. Machen Sie ihnen klar, dass sie da heil wieder rauskommt.«

»Ich glaube nicht, dass das helfen würde.«

Sie sah zur Seite. Ihre Miene verfinsterte sich.

»Dr. Skylar?«

»Eins von meinen Kindern ist mal weggelaufen«, sagte Edna Skylar. »Er war damals siebzehn. Sie kennen die Diskussion darüber, was auf Vererbung und was auf Erziehung beruht? Also, ich war eine richtig schlechte Mutter. Ich wusste das auch. Aber mein Sohn hat von Anfang an nur Ärger gemacht. Er hat sich geprügelt. Er hat geklaut. Mit sechzehn ist er wegen eines Autodiebstahls verhaftet worden. Er hat jede Menge Drogen genommen, was mir damals aber wohl noch nicht richtig klar war. Das war vor den Zeiten, als von ADS die Rede war und man kleine Kinder auf Ritalin gesetzt hat oder so. Wahrscheinlich hätte ich es ihm sogar gegeben, wenn ich die Möglichkeit dazu gehabt hätte. Ich habe mich damals aber einfach immer weiter zurückgezogen und gehofft, dass sich das mit der Zeit gibt. Ich habe mich aus seinem Leben rausgehalten. Ich habe ihm nicht gezeigt, wie man ein sinnvolles Leben führt.«

Sie sagte das sehr nüchtern.

»Und als er dann ausgerissen ist, habe ich auch nichts getan. Ich hatte fast damit gerechnet. Eine Woche verging. Dann noch eine. Er hat nicht angerufen. Ich wusste nicht, wo er war. Kinder sind ein Segen. Aber sie können einem auch das Herz aus der Brust reißen, wie man es sich gar nicht vorstellen kann.«

Edna Skylar schwieg.

»Was ist mit ihm passiert?«, fragte Myron.

»Nichts besonders Dramatisches. Irgendwann hat er dann doch angerufen. Er war an der Westküste und hat versucht, ein

großer Star zu werden. Er brauchte Geld. Er ist dann zwei Jahre drüben geblieben, aber alles, was er angefangen hat, ist in die Hose gegangen. Dann ist er zurückgekommen. Mit ihm ist immer noch nicht viel los. Ich versuche, ihn zu lieben, mich ein bisschen um ihn zu kümmern, aber ...«, sie zuckte die Achseln, »... als Ärztin bin ich ein Naturtalent, als Mutter ganz sicher nicht.«

Edna Skylar sah Myron an. Er merkte, dass sie noch nicht fertig war, also wartete er.

»Ich wünschte ...«, ihre Kehle schnürte sich zu. »Es ist so ein furchtbare Stereotyp, aber mein sehnlichster Wunsch wäre, noch einmal ganz von vorn anzufangen. Ich liebe meinen Sohn wirklich, aber ich weiß nicht, wie ich ihm helfen kann. Wahrscheinlich ist er ein hoffnungsloser Fall. Ich weiß, dass das kalt klingt, aber wenn man Tag für Tag professionelle Diagnosen erstellt, neigt man dazu, das auch ins Privatleben zu übernehmen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass ich auf das Leben der Menschen, die ich liebe, keinen Einfluss nehmen kann. Also nehme ich Einfluss auf die Leben derjenigen, die mir nicht ganz so wichtig sind.«

»Ich versteh nicht, was Sie meinen«, sagte Myron.

»Meine Patienten«, sagte sie. »Es sind eigentlich Fremde, aber ich kümmere mich sehr intensiv um sie. Das liegt nicht etwa daran, dass ich so großzügig oder ein wundervoller Mensch bin, sondern weil sie in meinem Kopf noch unschuldig sind. Und ich urteile auch über sie. Ich weiß, dass das falsch ist. Ich weiß, dass ich alle Patienten gleich behandeln müsste, und was die eigentliche Behandlung angeht, gelingt mir das wohl auch ganz gut. Wenn ich beim Googeln eines Patienten aber erfahre, dass er im Gefängnis gesessen hat oder sonst irgendwie eine zweifelhafte Vergangenheit hat, versuche ich, ihn zu einem anderen Arzt abzuschieben.«

»Sie haben eine Vorliebe für die, die frei von Sünde sind«, sagte Myron.

»Genau. Ich helfe lieber denen, die ich, na ja, für unschuldig halte ... oder zumindest für unschuldiger.«

Myron musste an seine eigenen Überlegungen denken, dass das verbrecherische Leben der Zwillinge für ihn wertlos war und wie viele Zivilisten er für das Leben seines Sohnes opfern würde. War das wirklich etwas ganz anderes?

»Ich will also nur Folgendes sagen: Ich denke an die Eltern des Mädchens, die, wie Sie sagten, nicht gut mit dem Verschwinden ihrer Tochter zurechtkommen. Um die mache ich mir Sorgen, und ihnen möchte ich helfen.«

Bevor Myron antworten konnte, klopfte es kurz an der Tür. Sie wurde geöffnet, und ein grauhaariger Kopf schob sich durch den Türspalt. Myron stand auf. Der grauhaarige Mann trat ein und sagte: »Tut mir leid, ich wusste nicht, dass du nicht allein bist.«

»Schon gut, Schatz«, sagte Edna Skylar, »aber vielleicht kannst du später noch mal reinschauen.«

»Selbstverständlich.«

Auch der grauhaarige Mann trug einen weißen Kittel. Als er Myron sah, lächelte er. Myron kannte das Lächeln. Edna Skylar mochte kein Basketball-Fan sein, aber dieser Mann war einer. Myron streckte die Hand aus. »Myron Bolitar.«

»Oh, ich weiß, wer Sie sind. Ich bin Stanley Rickenback oder auch Mr Dr. Edna Skylar.«

Sie schüttelten sich die Hände.

»Ich hab Sie für Duke spielen sehen«, sagte Stanley Rickenback. »Sie waren einsame Spitze.«

»Danke.«

»Ich wollte Sie nicht unterbrechen. Ich wollte nur wissen, ob meine züchtige Braut mit mir die Gaumenfreuden unserer Krankenhaus-Cafeteria teilen möchte.«

»Ich wollte gerade gehen«, sagte Myron. Dann fragte er: »Sie waren doch auch dabei, als Ihre Frau Katie Rochester gesehen hat, oder?«

»Sind Sie deshalb hier?«

»Ja.«

»Sind Sie bei der Polizei?«

»Nein.«

Edna Skylar war schon aufgestanden. Sie küsste ihren Mann auf die Wange. »Wir müssen uns beeilen. Ich hab schon in zwanzig Minuten den nächsten Patienten.«

»Ja, ich war dabei«, sagte Stanley Rickenback zu Myron. »Warum wollen Sie das wissen?«

»Ich beschäftige mich mit dem Verschwinden eines anderen Mädchens.«

»Moment, ist noch ein Mädchen ausgerissen?«

»Schon möglich. Ich würde gern wissen, welchen Eindruck Sie von der Situation hatten, Dr. Rickenback?«

»Inwiefern?«

»Hat Katie Rochester für Sie wie eine Ausreißerin ausgesehen?«

»Ja.«

»Sie scheinen sich ziemlich sicher zu sein«, sagte Myron.

»Sie war in Begleitung eines Mannes. Sie hat keine Anstalten zur Flucht gemacht. Sie hat Edna gebeten, niemandem etwas zu sagen und ...«, Rickenback sah seine Frau an. »Hast du es ihm erzählt?«

Edna verzog das Gesicht. »Komm, wir gehen.«

»Was soll sie mir erzählt haben?«

»Mein guter Stanley wird langsam alt und senil«, sagte Edna. »Er fängt an, sich Dinge einzubilden.«

»Ha, ha. Sehr witzig. Du hast dein Fachgebiet, ich hab meins.«

»Ihr Fachgebiet?«, fragte Myron.

»Es ist nichts«, sagte Edna.

»Natürlich ist das was«, beharrte Stanley.

»Gut«, sagte Edna, »dann erzähl ihm, was du gesehen zu haben glaubst.«

Stanley wandte sich an Myron. »Meine Frau hat Ihnen bestimmt erzählt, dass sie sich Gesichter ansieht. Deshalb hat sie das Mädchen erkannt. Sie sieht Leute an und versucht, eine Diagnose zu stellen. Einfach aus Spaß. Ich mach das nicht. Wenn ich das Büro verlasse, bleibt die Arbeit da.«

»Was ist Ihr Spezialgebiet, Dr. Rickenback?«

Er lächelte. »Das ist genau das Thema.«

»Was ist es?«

»Ich bin Spezialist für Geburtshilfe. Damals habe ich mir überhaupt keine Gedanken darüber gemacht. Aber als wir dann zu Hause waren, habe ich mir im Internet ein paar Fotos von Katie Rochester angeguckt. Sie wissen schon, die, die sie auch in der Zeitung und im Fernsehen gezeigt haben. Ich wollte wissen, ob sie wirklich das Mädchen war, das wir im U-Bahnhof gesehen haben. Und seitdem bin ich ziemlich fest davon überzeugt, dass ich richtig liege.«

»Und womit?«

Plötzlich wirkte Stanley doch unsicher.

»Siehst du?« Edna schüttelte den Kopf. »Das ist ein Riesenblödsinn.«

»Könnte sein«, stimmte Stanley Rickenback zu.

Myron sagte: »Aber?«

»Aber entweder hat Katie Rochester zugenommen«, sagte Stanley Rickenback, »oder es ist durchaus möglich, dass sie schwanger ist.«

33

Harry Davis gab seinen Schülern »Stillarbeit«. Sie bekamen die an den Haaren herbeigezogene Aufgabe, ein Kapitel zu lesen. Dann verließ er den Raum. Seine Schüler waren überrascht. Andere Lehrer vergaben regelmäßig irgendeine mehr oder weniger sinnlose Tätigkeit, damit sie in Ruhe eine rauchen konnten.

Aber Mr D, der viermal in Folge Lehrer des Jahres geworden war, hatte das noch nie gemacht.

Die Flure der Livingston High School waren extrem lang. Wenn er, so wie jetzt, allein vor der Tür stand und zum Ende des Flurs blickte, wurde ihm schwummrig. Aber so war Harry Davis nun einmal. Er mochte keine Ruhe. Er stand gern mitten im Leben, inmitten von Lärm, Kids, Rucksäcken und jugendlicher Unsicherheit.

Er suchte das Klassenzimmer, klopfte kurz und steckte den Kopf durch den Türspalt. In Drew Van Dynes Klassen saßen fast nur Nieten. Das sah man schon auf den ersten Blick. Die Hälfte der Jugendlichen hatte die Stöpsel ihrer iPods in den Ohren. Manche saßen auf den Tischen. Andere standen am Fenster. Ein fetter Kerl fummelte in der hinteren Ecke mit einem Mädchen, beide mit weit aufgerissenem Mund. Man konnte den Speichel sehen.

Drew Van Dyne hatte die Füße auf den Schreibtisch gelegt und die Hände im Schoß gefaltet. Er sah Harry Davis an.

»Mr Van Dyne? Ich müsste Sie ganz kurz sprechen.«

Drew Van Dyne grinste ihn anmaßend an. Er war ungefähr zehn Jahre jünger als Davis, also Mitte dreißig. Vor acht Jahren war er als Musiklehrer an die Schule gekommen. Und genauso sah er auch aus: Ein gescheiterter Rock'n'Roller, der eigentlich hätte groß rauskommen müssen und sollen, wenn die dämlichen Bosse der Scheiß Plattenfirmen seine Genialität nicht so schmählich übersehen hätten. Jetzt gab er Gitarrenunterricht und arbeitete in einem Musikgeschäft, wo er über den langweiligen Geschmack seiner Kunden lästerte.

Durch die Kürzungen im Musikunterricht war Van Dyne gezwungen gewesen, auch ein paar von den Kursen zu übernehmen, bei denen Lehrer in erster Linie als Babysitter gefragt waren.

»Aber gewiss doch, Mr D.«

Die beiden Lehrer traten auf den Flur. Die Türen waren dick und schalldicht. Wenn man sie hinter sich schloss, war es still im Flur.

Van Dyne grinste immer noch anmaßend. »Ich wollte gerade mit dem Unterricht anfangen, Mr D. Was kann ich für Sie tun?«

Weil es im Flur sehr stark hallte, flüsterte Davis: »Haben Sie das von Aimee Biel gehört?«

»Von wem?«

»Aimee Biel. Eine Schülerin von uns.«

»Ich glaube nicht, dass sie in einer meiner Klassen gewesen ist.«

»Sie wird vermisst, Drew.«

Van Dyne sagte nichts.

»Haben Sie mich verstanden?«

»Ich sag doch, ich kenne sie nicht.«

»Drew ...«

»Außerdem«, fuhr Van Dyne fort, »würde man uns doch sicher informieren, wenn eine Schülerin vermisst wird. Oder sind Sie da anderer Ansicht?«

»Die Polizei glaubt, sie ist ausgerissen.«

»Und Sie nicht?« Van Dyne grinste weiter, das Grinsen wurde vielleicht sogar noch etwas breiter. »Die Polizei wird wissen wollen, wie Sie darauf kommen, Mr D. Vielleicht sollten Sie sich melden. Und denen alles erzählen, was Sie wissen.«

»Genau darüber denke ich nach.«

»Gut.« Van Dyne beugte sich näher an ihn heran und flüsterte: »Die Polizei würde bestimmt wissen wollen, wann und wo Sie Aimee zum letzten Mal gesehen haben, was glauben Sie?«

Van Dyne lehnte sich zurück und wartete, wie Davis reagierte.

»Wissen Sie, Mr D«, fuhr Van Dyne fort, »die müssen alles wissen. Die müssen wissen, wo sie war, mit wem sie gesprochen hat und worum es in dem Gespräch ging. Wahrscheinlich werden die sich das alles ganz genau ansehen, meinen Sie nicht? Vielleicht setzen sie sogar eine ganze Ermittlungsgruppe darauf an,

die die wunderbare Arbeit unseres Lehrers des Jahres gründlich unter die Lupe nimmt?«

»Wie können Sie ...?« Davis' Knie fingen an zu zittern. »Sie haben doch mehr zu verlieren als ich.«

»Wirklich?« Drew Van Dyne stand jetzt so nah vor ihm, dass Davis kleine Speicheltröpfchen auf der Gesichtshaut spürte. »Sagen Sie, Mr D, was genau habe ich zu verlieren? Mein hübsches Haus im malerischen Ridgewood? Meinen ausgezeichneten Ruf als beliebter Lehrer? Meine flotte Frau, die meine Leidenschaft für die Erziehung der Jugend teilt? Oder vielleicht meine hübschen Töchter, die zu mir aufblicken?«

So standen sie sich einen Moment lang gegenüber. Davis bekam kein Wort heraus. Irgendwo in der Ferne, vielleicht in einer anderen Welt, hörte er ein Läuten. Die Türen gingen auf. Schüler strömten aus den Klassenzimmern. Die Korridore füllten sich mit ihrem Lachen und ihren Ängsten. Harry Davis schloss die Augen und ließ sich von der Masse der Schüler mittragen, bis er weit weg war von Drew Van Dyne, an einem Ort, an dem er viel lieber gewesen wäre.

Die Livingston Mall wurde langsam alt und versuchte es mit aller Macht zu verbergen, aber die Renovierungen vermittelten eher den Eindruck eines schlechten Faceliftings als von wahrer Jugend.

Bedroom Rendezvous lag im Erdgeschoss. Manche betrachteten die Ladenkette als arme und etwas heruntergekommene Cousine von Victorias Secret, aber eigentlich waren die beiden Cousinen nur schwer unterscheidbar. Der Unterschied lag letztlich nur in der Präsentation. Die Wäschemodels mit ihren lüstern herausgestreckten Zungen und den suggestiven Gesten auf den großen Postern erinnerten eher an Pornostars als an Mannequins. Der Werbeslogan von *Bedroom Rendezvous*, der über den tiefen Dekolletés der drallen Models platziert war, lautete: MIT WELCHER FRAU WOLLEN SIE INS BETT GEHEN?

»Mit einer heißen«, sagte Myron laut. Auch das war nicht ganz anders als in dem Werbespot von *Victorias Secret*, in dem die eingölten Tyra und Frederique sich fragen: »What is sexy?« Antwort: Echt heiße Frauen. Die Kleidung spielt dabei keine Rolle.

Die Verkäuferin trug einen engen, getigerten Body. Sie hatte hochtoupierte Haare und kaute Kaugummi, strahlte aber so viel Selbstbewusstsein aus, dass sie dabei nicht peinlich oder billig wirkte. Auf ihrem Namensschild stand SALLY ANN.

»Suchen Sie was Bestimmtes?«, fragte Sally Ann.

»Ich glaube nicht, dass Sie was in meiner Größe haben«, sagte Myron.

»Sie wären überrascht. Und, wie sieht's aus?« Sie deutete auf das Poster. »Starren Sie ihr einfach gern aufs Dekollete?«

»Ja, schon. Aber deshalb bin ich nicht hier.« Myron zog ein Foto von Aimee aus der Brusttasche. »Kennen Sie dieses Mädchen?«

»Sind Sie von der Polizei?«

»Kann schon sein.«

»Eher nicht.«

»Wieso sagen Sie das?«

Sally Ann zuckte die Achseln. »Also, warum suchen Sie sie?«

»Das Mädchen wird vermisst. Ich will sie finden.«

»Zeigen Sie mal her.«

Myron gab ihr das Foto. Sie betrachtete es. »Kommt mir irgendwie bekannt vor.«

»Vielleicht eine Kundin?«

»Nein. An Kunden erinnere ich mich.«

Myron griff in eine Plastiktüte und zog das weiße Neglige heraus, das er in Aimees Schublade gefunden hatte. »Kommt Ihnen das bekannt vor?«

»Natürlich. Das ist aus der Heiße-Lippen-Serie.«

»Haben Sie das verkauft?«

»Möglich. Die sind ganz gut gelaufen.«

»Das Preisschild ist noch dran. Können Sie vielleicht feststellen, wer es gekauft hat?«

Sally Ann runzelte die Stirn und deutete auf Aimees Foto.

»Glauben Sie, dass Ihr vermisstes Mädchen das gekauft hat?«

»Ich hab's bei ihr in der Schublade gefunden.«

»Trotzdem.«

»Was trotzdem?«

»Es ist zu nuttig und unbequem.«

»Und was heißt das? Sie sieht einfach zu nobel aus?«

»Nein, das meine ich nicht. Das wird so gut wie nie von Frauen gekauft. Männer kaufen das. Der Stoff kratzt. Es rutscht in den Schritt. Das Stück spricht die männliche Fantasie an, nicht die weibliche. Das ist ein bisschen wie bei Pornovideos.« Sally Ann legte den Kopf schräg und kaute auf dem Kaugummi herum. »Haben Sie sich schon mal einen Pornofilm angesehen?«

Myron sagte mit unbewegter Miene: »Niemals nicht.«

Sally Ann lachte. »Klar. Jedenfalls, wenn eine Frau den Film aussucht, ist das was ganz anderes. Meistens hat er eine Geschichte oder einen Titel, in dem das Wort »sinnlich« oder »liebevoll« vorkommt. Er kann schon vulgär oder so was sein, heißt aber niemals *Dreckige Hure 5*. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Gehen wir mal davon aus, dass ich verstanden habe. Und dieses Neglige?«

»Das ist das Gegenstück.«

»Zu *Dreckige Hure Irgendwas!*«

»Genau. Eine Frau würde sich das nicht kaufen.«

»Und wie erfahre ich, wer es ihr gekauft hat?«

»Wir führen darüber nicht Buch oder so was. Ich könnte die anderen Mädchen fragen, aber ...« Sally Ann zuckte die Achseln.

Myron bedankte sich und verließ das Geschäft. Als kleiner Junge war Myron regelmäßig mit seinem Vater hier in der Shopping Mall gewesen. Damals waren sie immer zu *Herman's Sporting*

Goods gegangen. Den Laden gab es nicht mehr. Aber als er aus *Bedroom Rendezvous* heraustrat, sah er trotzdem links den Gang entlang dorthin, wo *Herman's* damals gewesen war. Und zwei Eingänge weiter sah er einen Namen, der ihm bekannt vorkam.

PLANET MUSIC.

Myron dachte an Aimees Zimmer. *Planet Music*. Die Gitarren waren von *Planet Music*. In ihren Schubladen hatten Quittungen von diesem Laden gelegen. Das war also ihr Lieblings-Musikgeschäft. Gleich neben *Bedroom Rendezvous*.

Noch so ein Zufall?

In Myrons Jugend waren in dem Laden, der sich dort befand, Klaviere und Orgeln verkauft worden. Myron war das schon damals seltsam vorgekommen. Ein Klavier- und Orgelgeschäft in einer Shopping Mall. Man ging in eine Mall, um sich Kleidung zu kaufen, eine CD, Spielzeug oder vielleicht eine Stereo-Anlage. Aber wer kaufte sich in einer Shopping Mall ein Klavier?

Offenbar nicht genug Menschen.

Die Klaviere und Orgeln waren verschwunden. *Planet Music* verkaufte CDs und kleinere Musikanstrumente. Man konnte auch Instrumente mieten. Trompeten, Klarinetten, Geigen ... wahrscheinlich verdiente man bei *Planet Music* ziemlich gut am Musikunterricht.

Der Junge hinter dem Verkaufstresen war vielleicht 23 Jahre alt, trug einen Hanf-Poncho und sah etwas schmieriger aus als der durchschnittliche Starbucks-Barmann. Er hatte eine staubige Strickmütze auf dem rasierten Kopf. Dazu trug er das offenbar unvermeidliche Unterlippenbärtchen.

Myron sah ihn streng an und knallte das Foto auf den Tresen.
»Kennst du die?«

Der junge Mann zögerte etwas zu lange. Myron legte nach.

»Wenn du meine Frage beantwortest, wirst du nicht festgenommen.«

»Wieso festgenommen?«

»Kennst du sie?«

Er nickte. »Das ist Aimee.«

»Kauft sie hier ein?«

»Klar, dauernd«, sagte er, während sein Blick hektisch hin und her schoss und nur Myrons Gesicht mied. »Sie versteht auch was von Musik. Die meisten Leute, die hier reinkommen, fragen nur nach den neuesten CDs von irgendwelchen Boygroups.« Boygroups sprach er so aus, wie die meisten anderen Menschen vielleicht *Sodomie* ausgesprochen hätten. »Aber Aimee rockt.«

»Wie gut kennst du sie?«

»Nicht besonders. Sie kommt ja nicht meinetwegen.«

Dann brach der Ponchoträger ab.

»Wen trifft sie hier denn?«

»Warum wollen Sie das wissen?«

»Weil ich mich nicht gezwungen sehen will, dich aufzufordern, deine Taschen auszuleeren.

Er hob die Hände. »Hey, ich bin absolut sauber.«

»Dann schieb ich dir was unter.«

»Aber ... meinen Sie das ernst?«

»Todernst.« Myron bearbeitete ihn wieder mit dem strengen Blick. Strenges Blicken war nicht seine Stärke. Er bekam davon Kopfschmerzen. »Und mit wem trifft sie sich hier?«

»Mit dem stellvertretenden Geschäftsführer.«

»Hat der Herr auch einen Namen?«

»Drew. Drew Van Dyne.«

»Ist er da?«

»Nein. Er kommt heute Nachmittag.«

»Haben Sie seine Adresse? Oder die Telefonnummer?«

»Hey«, sagte der Junge plötzlich. »Zeigen Sie mir doch mal Ihre Marke.«

»Bis später.«

Myron verließ den Laden. Er ging zurück zu Sally Ann.

Sie ließ den Kaugummi knallen. »Sie sind aber schnell wieder zurück.«

»Ich hab's nicht länger ausgehalten«, sagte Myron. »Kennen Sie einen Mann namens Drew Van Dyne? Er arbeitet bei *Planet Music*.«

»Oh«, sagte sie, als wäre jetzt alles klar. »Na sicher doch.«

34

Als das Telefon klingelte, sprang Claire auf.

Seit Aimee vermisst wurde, hatte sie nicht mehr geschlafen. In den letzten beiden Tagen hatte sie ihrem Körper so viel Koffein zugeführt, dass sie bei jedem noch so leisen Geräusch aufschreckte. Sie dachte immer wieder an den Besuch der Rochesters zurück, an den Zorn des Vaters und die Unterwürfigkeit der Mutter. Die Mutter, Joan Rochester. Mit der stimmte definitiv irgendwas nicht.

Am Vormittag hatte Claire Aimees Zimmer noch einmal durchsucht und dabei überlegt, wie sie Joan Rochester zum Reden bringen könnte. Vielleicht ein Gespräch von Mutter zu Mutter. In Aimees Zimmer hatte sie nichts gefunden. Claire hatte angefangen, Kisten zu durchwühlen, in denen sie die Dinge aufbewahrte, die Aimee selbst gebastelt hatte oder die ihr besonders wichtig gewesen waren. Den Stiftständer, den Aimee in der Vorschule für Erik gebastelt hatte. Ihr erstes Zeugnis - lauter Einsen und ein Kommentar von Mrs Rohrbach, dass Aimee eine talentierte Schülerin war, die sie gern unterrichtete und der eine strahlende Zukunft bevorstand. Die Worte *strahlende Zukunft* stachen heraus, als wollten sie Claire verhöhnen.

Das Telefon riss sie aus der Trance. Sie sprang auf und hoffte wieder einmal, dass Aimee am Apparat war, sich das Ganze als ein dummes Missverständnis herausstellte und es für Aimees Abwesenheit eine vollkommen vernünftige Erklärung gab.

»Hallo?«

»Es geht ihr gut.«

Die Stimme klang roboterhaft. Weder männlich noch weiblich. Wie eine etwas gereizte Version der Tonbandstimmen, die einem sagten, dass alle Leitungen besetzt seien, man einen Moment Geduld haben solle und mit dem nächsten freien Mitarbeiter verbunden werde.

»Wer sind Sie?«

»Es geht ihr gut. Warten Sie einfach ab. Ich gebe Ihnen mein Wort.«

»Wer ist da? Lassen Sie mich mit Aimee sprechen.«

Die einzige Antwort war jedoch das Freizeichen.

Joan Rochester sagte: »Dominick ist nicht zu Hause.«

»Ich weiß«, sagte Myron. »Ich will mit Ihnen sprechen.«

»Mit mir?« Allein der Gedanke, dass jemand mit ihr sprechen wollte, war ein Schock, allenfalls zu vergleichen mit einer Landung auf dem Mars. »Aber wieso denn?«

»Bitte, Mrs Rochester, es ist sehr wichtig.«

»Wir sollten lieber auf Dominick warten.«

Myron schob sich an ihr vorbei. »Nein.«

Das Haus war sauber und ordentlich. Es gab nur gerade Fluchten und rechte Winkel. Keine Bogen oder Farbtupfer. Alles stand in Reih und Glied, als sollte der Raum vor allem keine unnötige Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

»Kann ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten?«

»Wo ist Ihre Tochter, Mrs Rochester?«

Sie blinzelte - etwa zehnmal schnell hintereinander. Myron kannte Männer, die so blinzelten. Sie waren als Kinder oder Jugendliche schikaniert worden und nicht darüber hinweggekommen. Sie brachte ein »Was?« hervor.

»Wo ist Katie?«

»Ich ... ich weiß nicht.«

»Sie lügen.«

Wieder blinzelte sie. Myron weigerte sich, Mitleid mit ihr zu empfinden. »Wieso ... ich lüge nicht.«

»Sie wissen, wo Katie ist. Wahrscheinlich gibt es einen Grund für Ihr Schweigen. Ich nehme an, es hat mit Ihrem Mann zu tun. Aber das geht mich nichts an.«

Joan Rochester richtete sich auf, so weit sie konnte. »Bitte verlassen Sie sofort das Haus.«

»Nein.«

»Dann rufe ich meinen Mann an.«

»Ich habe eine Liste mit Telefongesprächen«, sagte Myron.

Wieder blinzelte sie. Sie hob die Hand, als wollte sie einen Schlag abwehren.

»Von Ihrem Handy. Die prüft Ihr Mann nicht. Und selbst wenn, würde ihm ein Anruf aus einer Telefonzelle in Manhattan wahrscheinlich nicht auffallen. Aber ich habe von Edna Skylar gehört.«

Die Angst in ihrem Gesicht verwandelte sich in Verwirrung.
»Von wem?«

»Sie ist Ärztin im St. Barnabas. Sie hat Ihre Tochter in Manhattan gesehen, und zwar in der Nähe der 23rd Street. Und Sie haben mehrere Anrufe von einer Telefonzelle bekommen, die nur vier Straßen davon entfernt ist. Das reicht mir.«

»Das war nicht meine Tochter.«

»Nicht?«

»Nein, das war eine Freundin.«

»Mhm.«

»Sie fährt gern zum Einkaufen in die Stadt. Und wenn sie was Interessantes gesehen hat, ruft sie mich oft an. Sie fragt mich um Rat.«

»Aus einer Telefonzelle?«

»Ja.«

»Und wie heißt sie?«

»Das sage ich nicht. Ich bestehe darauf, dass Sie jetzt sofort gehen.«

Myron zuckte die Achseln und hob die Hände. »Dann ist das für mich wohl eine Sackgasse.«

Wieder blinzelte Joan Rochester. Sie wollte gerade weiterblinzeln, als Myron fortfuhr: »Aber vielleicht hat Ihr Mann ja mehr Glück.«

Joan Rochester wurde leichenblass.

»Dann kann ich ihm ja sagen, was ich rausgekriegt habe. Sie erzählen ihm dann von Ihrer Freundin, die gern in der Stadt einkaufen geht. Er wird Ihnen glauben, meinen Sie nicht?«

Ihre Augen weiteten sich entsetzt. »Sie wissen nicht, wie er ist.«

»Doch, das weiß ich. Er hatte zwei Schläger auf mich angesetzt, damit sie mich foltern.«

»Weil er gedacht hat, Sie wissen, was mit Katie passiert ist.«

»Und Sie haben nichts dagegen getan, Mrs Rochester. Sie haben zugelassen, dass ich gefoltert und vielleicht umgebracht werde, obwohl Sie wussten, dass ich nichts damit zu tun habe.«

Sie hörte auf zu blinzeln und schaute ihn entsetzt an. »Sie dürfen meinem Mann nichts davon sagen. Bitte nicht.«

»Ich habe absolut kein Interesse daran, Ihrer Tochter zu schaden. Ich will nur Aimee Biel finden.«

»Ich weiß nichts über das Mädchen.«

»Aber vielleicht weiß Ihre Tochter was.«

Joan Rochester schüttelte den Kopf. »Sie verstehen das nicht.«

»Was versteh ich nicht?«

Joan Rochester drehte sich um und ging los. Sie ließ ihn einfach stehen. Als sie auf der anderen Seite des Zimmers war, drehte sie sich wieder um. Sie hatte Tränen in den Augen. »Wenn er das erfährt. Wenn er sie findet ...«

»Wird er nicht.«

Wieder schüttelte sie den Kopf.

»Ich verspreche es«, sagte er.

Seine Worte - wieder ein scheinbar leeres Versprechen - hallten durch das stille Zimmer.

»Wo ist sie, Mrs Rochester? Ich will nur mit ihr reden.«

Ihr Blick wanderte durch den Raum, als fürchtete sie, von der Vitrine belauscht zu werden. Sie ging durchs Zimmer und öffnete die Hintertür. Sie winkte ihn zu sich nach draußen.

»Wo ist Katie?«, fragte Myron.

»Ich weiß es nicht. Und das ist die Wahrheit.«

»Mrs Rochester, ich habe wirklich nicht die Zeit ...«

»Die Anrufe.«

»Was ist damit?«

»Sie sagten, sie kommen aus Manhattan.«

»Ja.«

Sie sah zur Seite.

»Dann ist sie da wahrscheinlich.«

»Sie wissen es wirklich nicht?«

»Katie hat's mir nicht gesagt. Ich habe auch nicht gefragt.«

»Warum nicht?«

Joan Rochesters Augen waren kreisrund. »Wenn ich es nicht weiß«, sagte sie und sah ihn schließlich an, »kann er mich nicht dazu bringen, es zu verraten.«

Im Nachbargarten wurde ein Rasenmäher angestellt. Das Brummen durchbrach die Stille. Myron wartete einen Moment lang. »Aber Katie hat sich bei Ihnen gemeldet?«

»Ja.«

»Und Sie wissen, dass sie in Sicherheit ist?«

»Nicht vor ihm.«

»Aber im Allgemeinen. Sie wurde also nicht entführt oder so?«

Sie nickte langsam.

»Edna Skylar hat sie in Begleitung eines dunkelhaarigen Manns gesehen. Wer ist das?«

»Sie unterschätzen Dominick. Tun Sie das bitte nicht. Lassen Sie uns einfach zufrieden. Sie suchen ein anderes Mädchen. Katie hat nichts damit zu tun.«

»Beide haben denselben Geldautomaten benutzt.«

»Das ist Zufall.«

Myron hatte keine Lust, mit ihr zu diskutieren. »Wann ruft Katie wieder an?«

»Ich weiß es nicht.«

»Dann sind Sie mir keine große Hilfe.«

»Und was heißt das?«

»Ich muss mit Ihrer Tochter sprechen. Wenn Sie mir nicht helfen, muss ich hoffen, dass Ihr Mann das tut.«

Sie schüttelte nur den Kopf.

»Ich weiß, dass sie schwanger ist«, sagte Myron.

Joan Rochester stöhnte.

»Sie verstehen das nicht«, sagte sie noch einmal.

»Dann erklären Sie es mir.«

»Der dunkelhaarige Mann ... er heißt Rufus. Wenn Dom von ihm erfährt, bringt er ihn um. So einfach ist das. Und ich weiß nicht, was er Katie antut.«

»Und was haben die beiden vor? Wollen sie sich ewig vor Ihrem Mann verstecken?«

»Ich glaube nicht, dass sie irgendwas geplant haben.«

»Und Dominick weiß nichts davon?«

»Er ist nicht dumm. Natürlich glaubt er, dass Katie ausgerissen ist.«

Myron überlegte. »Dann verstehe ich eins nicht.. Wenn er glaubt, dass Katie ausgerissen ist, warum hat er sich dann an die Presse gewendet?«

Joan Rochester lächelte, aber es war das traurigste Lächeln, das Myron je gesehen hatte. »Verstehen Sie das wirklich nicht?«

»Nein.«

»Er will gewinnen. Um jeden Preis.«

»Ich versteh immer noch nicht ...«

»Er wollte Katie unter Druck setzen. Er will sie finden. Alles andere interessiert ihn nicht. Das ist seine Stärke. Es ist ihm egal, ob er selbst dabei was abkriegt. Sogar wenn er richtig was einstecken muss. Man kann ihn nicht in Verlegenheit bringen. Er hat keine Schamgrenze. Er ist bereit zu leiden und nimmt

auch eine Niederlage in Kauf, wenn er seinem Gegner noch größere Schmerzen zufügen kann. So ein Mensch ist er.«

Sie schwiegen. Myron wollte fragen, warum sie ihn nicht verließ, aber das ging ihn nichts an. Es gab so viele misshandelte Frauen in diesem Land. Er wollte ihr helfen, aber Joan Rochester würde seine Hilfe nicht annehmen - und er musste sich um dringendere Angelegenheiten kümmern. Wieder dachte er an die Zwillinge und daran, dass ihm ihr Tod nichts ausgemacht hatte, und an Edna Skylars Umgang mit den Patienten, die sie für weniger schuldig hielt.

Joan Rochester hatte ihre Entscheidung getroffen. Vielleicht war sie aber auch nur etwas weniger unschuldig als die anderen.

»Sie müssen zur Polizei gehen«, sagte Myron.

»Und was soll ich denen sagen?«

»Dass Ihre Tochter ausgerissen ist.«

Sie schnaubte. »Sie begreifen das wohl einfach nicht. Dom würde es erfahren. Er hat seine Quellen bei der Polizei. Was glauben Sie, woher er so schnell von Ihnen gewusst hat?«

Aber immerhin, dachte Myron, hatte Dominick Rochester nichts von Edna Skylar gehört. Zum mindesten noch nicht. Also waren seine Quellen nicht unfehlbar. Myron fragte sich, ob er sich das zunutze machen konnte. Bisher sah er allerdings keine Möglichkeit. Er ergriff Joan Rochesters Hände und sah ihr in die Augen.

»Ihre Tochter wird sicher sein. Das garantiere ich Ihnen. Aber ich muss mit ihr reden. Mehr will ich ja gar nicht. Nur mit ihr reden. Verstehen Sie das?«

Sie schluckte. »Ich habe keine Wahl, oder?«

Myron sagte nichts.

»Wenn ich nicht kooperiere, gehen Sie zu Dom.«

»Ja«, sagte Myron.

»Katie will mich heute Abend um sieben anrufen«, sagte sie.

»Dann geb ich sie Ihnen.«

35

Win rief Myron auf dem Handy an.

»Drew Van Dyne, dein stellvertretender Geschäftsführer bei Planet Music, ist außerdem Lehrer an der Livingston High.«

»So, so«, sagte Myron.

»Das kann man wohl sagen.«

Myron war auf dem Weg zu Claire. Sie hatte ihm von dem »Es geht ihr gut«-Anruf erzählt. Myron hatte sofort versucht, Berruti zu erreichen, die, wie ihre Mailbox ihm mitteilte, »im Moment nicht erreichbar« war. Er hinterließ eine Nachricht, in der er ihr erklärte, was er wissen wollte.

Myron und Claire wollten zur Livingston High School fahren, um Aimees Schließfach zu untersuchen. Außerdem hoffte Myron, dort mit ihrem Ex, Randy Wolf, sprechen zu können. Und mit Harry »Mr D« Davis. Und jetzt auch noch, vor allen anderen, mit Drew »Musiklehrer-Wäschekäufer« Van Dyne.

»Hast du sonst noch was über ihn rausgekriegt?«

»Van Dyne ist verheiratet und kinderlos. Er wurde in den letzten vier Jahren zweimal wegen Fahrens unter Alkohol- oder Drogeneinfluss festgenommen und einmal wegen Drogenbesitzes verhaftet. Es gibt ein Jugend-Vorstrafenregister, aber das ist unter Verschluss. Mehr weiß ich noch nicht.«

»Und warum kauft er einer Schülerin wie Aimee Biel Reizwäsche?«

»Das ist meines Erachtens ziemlich offensichtlich.«

»Ich hab gerade mit Mrs Rochester gesprochen. Katie ist schwanger geworden und mit ihrem Freund ausgerissen.«

»Nicht gerade eine ungewöhnliche Geschichte.«

»Ja. Und jetzt? Gehen wir davon aus, dass Aimee das Gleiche getan hat?«

»Dass sie mit ihrem Freund ausgerissen ist? Unwahrscheinlich. Van Dyne ist ja nicht vermisst gemeldet.«

»Er muss ja auch nicht untertauchen. Katies Freund hat vermutlich Angst vor Dominick Rochester. Darum ist er bei ihr. Aber wenn niemand was von Aimee und Van Dyne gewusst hat ...«

»... dann hat Mr Van Dyne nichts zu befürchten.«

»Genau.«

»Dann verrat mir aber doch bitte, warum Aimee ausgerissen sein soll.«

»Weil sie schwanger ist?«

»Ach was«, sagte Win.

»Wieso, ach was?«

»Wovor hätte Aimee da Angst haben sollen?«, fragte Win.

»Erik ist schließlich ein anderer Typ als Dominick Rochester.«

Da war was dran. »Vielleicht ist Aimee nicht ausgerissen. Vielleicht ist sie schwanger geworden und wollte das Kind bekommen. Vielleicht hat sie es ihrem Liebhaber erzählt. Drew Van Dyne...«

»Der ...«, nahm Win den Faden auf, »... als Lehrer absolut untragbar wäre, wenn das an die Öffentlichkeit geriete.«

»Absolut.«

Es klang schrecklich logisch. »Eins können wir aber immer noch nicht erklären«, sagte Myron.

»Und das wäre?«

»Beide Mädchen haben den gleichen Geldautomaten benutzt. Pass auf, die anderen Überschneidungen sind überhaupt nicht der Rede wert. Wenn an einer Schule mit fast tausend Mädchen zwei schwanger werden, ist das rein statistisch gesehen nicht weiter auffällig. Wenn man dazunimmt, dass beide Mädchen aufgrund dieser Schwangerschaft ausreißt, erhöht das zwar die Wahrscheinlichkeit, dass zwischen ihnen eine Verbindung besteht, aber es ist immer noch sehr plausibel, dass sie nichts miteinander zu tun haben. Oder siehst du das anders?«

»Nein.«

»Wenn man dann aber den Geldautomaten dazunimmt, sieht die Sache plötzlich ganz anders aus.«

Win sagte: »Damit gehen deine statistischen Erwägungen den Bach runter.«

»Also haben wir irgendwas übersehen.«

»Wir haben alles übersehen. In diesem Stadium ist das Ganze noch so unbestimmt, dass man nicht mal von Mutmaßungen reden kann.«

Wieder hatte Win Recht. Vielleicht war es zu früh, Theorien aufzustellen, trotzdem hatte Myron den Eindruck, dass sie der Sache näher kamen. Es gab auch noch andere Faktoren, wie zum Beispiel Roger Changs »Arsch loch «-Drohanrufe, von denen er nicht wusste, ob sie etwas mit der ganzen Angelegenheit zu tun hatten. Und welche Rolle spielte Harry Davis? Vielleicht war er ein Verbindungsmann zwischen Van Dyne und Aimee, aber das kam ihm doch etwas weit hergeholt vor. Und was hatte der »Es geht ihr gut«-Anruf bei Claire damit zu tun? Wie war der motiviert - und warum war er gerade jetzt erfolgt? Sollte er die Eltern erleichtern oder alarmieren? Ihm fiel jedoch zu beiden Möglichkeiten keine plausible Antwort ein.

»Na gut«, sagte Myron zu Win. »Das mit heute Abend ist also geklärt?«

»In der Tat.«

»Dann bis später.«

Win legte auf, als Myron in Claires und Eriks Einfahrt einbog. Claire war schon draußen, bevor der Wagen ganz zum Stehen gekommen war.

»Ist alles okay?«, fragte er Claire.

Die sparte sich die offensichtliche Antwort. »Hast du von deiner Kontaktperson bei der Telefongesellschaft gehört?«

»Kennst du einen Lehrer namens Drew Van Dyne?«

»Nein.«

»Er ist auf der Livingston High. Der Name sagt dir aber nichts?«

»Auf Anhieb nicht, nein. Wieso?«

»Das Neglige, das ich in ihrem Zimmer gefunden habe - ich glaube, er hat es für sie gekauft.«

Sie wurde rot. »Ein Lehrer?«

»Er arbeitet im Musikgeschäft in der Shopping Mall.«

»Bei Planet Music?«

»Ja.«

Claire schüttelte den Kopf. »Ich begreif das alles nicht.«

Myron legte ihr die Hand auf den Arm. »Ich brauch deine Hilfe, Claire. Du musst ruhig bleiben und dich konzentrieren.«

»Behandele mich nicht wie ein kleines Kind, Myron.«

»Das hab ich überhaupt nicht vor, aber wenn du in der Schule einen Aufstand machst ...«

»... macht der Täter sich sofort aus dem Staub. Das ist mir schon klar. Was hast du noch?«

»Bei Joan Rochester hast du einen Volltreffer gelandet.« Myron informierte sie, während Claire aus dem Fenster starre. Sie nickte gelegentlich, schien aber nicht zu begreifen, was er ihr erzählte.

»Du glaubst also, dass Aimee schwanger ist?«

Ihre Stimme klang jetzt wirklich ruhig und fast zu sachlich. Sie versuchte, ihre Gefühle unter Kontrolle zu halten. Das war vielleicht auch gut so.

»Ja.«

Claire hob die Hand zum Mund und begann, sich an der Lippe herum zu zupfen. Wie früher in der High School. Myron fand es absurd, sie in den gleichen Straßen wie früher in derselben Pose vor sich zu sehen. Claire zupfte an ihrer Lippe, als stünde eine A1-gebräuprüfung bevor. »Okay, dann gehen wir das jetzt mal durch und überlegen, was es bedeuten könnte«, sagte sie.

»Gut.«

»Aimee hat sich von ihrem langjährigen High-School-Freund getrennt. Sie hat uns nichts davon gesagt und sich auch sonst insgesamt sehr geheimnisvoll gegeben. Sie hat ihre E-Mails ge-

löscht. Sie hat sich verändert. Sie hatte ein Neglige in der Schublade, das sie vermutlich von einem Lehrer geschenkt gekriegt hat, der in dem Musikgeschäft arbeitet, in dem sie regelmäßig einkauft.«

Die Worte hingen schwer im Raum.

»Ich habe noch eine Idee«, sagte Claire.

»Erzähl.«

»Wenn Aimee schwanger ist - Herrgott, unglaublich, dass ich so was sage -, ist sie irgendwo in ein Krankenhaus gegangen.«

»Möglich. Aber vielleicht hat sie sich auch nur einen Heim-Schwangerschaftstest gekauft.«

»Nein.«, widersprach Claire bestimmt. »Damit hätte sie sich nicht zufrieden gegeben. Wir haben uns intensiv über solche Dinge unterhalten. Eine Freundin von ihr hat da mal ein falsches positives Ergebnis bekommen. Aimee hätte das überprüfen lassen. Wahrscheinlich hätte sie sich auch einen Arzt gesucht.«

»Okay.«

»Und die einzige Klinik hier in der Umgebung ist St. Barnabas. Für alles und jeden. Vielleicht ist sie da auch gewesen? Wir müssen fragen, ob jemand in den Akten nachschauen kann. Ich bin schließlich ihre Mutter. Da müssen sie mir doch irgendwas sagen, oder?«

»Ich weiß nicht, wie die Gesetzeslage in dem Punkt momentan ist.«

»Die ändert sich andauernd.«

»Warte.« Myron nahm sein Handy, wählte die Nummer des Krankenhauses und fragte nach Dr. Stanley Rickenback. Er wurde mit seiner Sekretärin verbunden und nannte ihr seinen Namen. Dann fuhr er auf den Kreisel vor der Schule und parkte. Rickenback nahm den Anruf an. Er wirkte ziemlich begeistert. Myron erklärte ihm, was er wollte. Die Begeisterung verschwand.

»Das kann ich nicht machen«, sagte Rickenback.

»Ihre Mutter sitzt hier direkt neben mir.«

»Sie haben mir gerade gesagt, dass das Mädchen volljährig ist. Und damit wäre das gesetzeswidrig.«

»Hören Sie, bei Katie Rochester hatten Sie Recht. Sie war wirklich schwanger. Wir versuchen jetzt rauszukriegen, ob Aimee auch schwanger war.«

»Ich verstehe das, aber ich kann Ihnen nicht helfen. Ihre Krankenakte ist vertraulich. Seit Einführung der ganzen neuen HIPAA-Gesetze speichert der Computer jeden Zugriff - unter anderem auch, wer wann welche Krankenakte geöffnet hat. Selbst wenn ich Ihre Bitte nicht für moralisch bedenklich halten würde, wäre mir das Risiko zu groß. Tut mir leid.«

Er legte auf. Myron starnte aus dem Wagenfenster. Dann rief er noch einmal das Krankenhaus an.

»Dr. Edna Skylar, bitte.«

Nach zwei Minuten meldete sich Edna Skylar: »Myron?«

»Sie haben mit Ihrem Computer doch bestimmt Zugriff auf Krankenakten, oder?«

»Ja.«

»Auf alle Patienten im Krankenhaus?«

»Warum fragen Sie?«

»Erinnern Sie sich noch an unser Gespräch über die Unschuldigen?«

»Selbstverständlich.«

»Ich möchte, dass Sie einer Unschuldigen helfen, Dr. Skylar.«

Nach kurzer Überlegung korrigierte er sich. »Womöglich geht es in diesem Fall sogar um zwei Unschuldige.«

»Zwei?«

»Um ein achtzehnjähriges Mädchen namens Aimee Biel«, sagte Myron, »und, wenn wir richtig liegen, das Baby, mit dem sie schwanger ist.«

»Mein Gott. Wollen Sie damit sagen, dass Stanley Recht hatte?«

»Bitte, Dr. Skylar.«

»Es ist nicht rechtens.«

Er ließ das Schweigen einfach eine Weile wirken. Er hatte seine Argumente vorgebracht. Alles Weitere war überflüssig. Am besten ließ er sie in Ruhe nachdenken.

Sie überlegte nicht lange. Nach zwei Minuten hörte er eine Tastatur klappern.

»Myron?«, sagte Edna Skylar.

»Ja.«

»Aimee Biel ist im dritten Monat schwanger.«

36

Amory Reid, der Rektor der Livingston High School, trug eine Haggar-Hose, ein elfenbeinfarbiges, kurzärmeliges Hemd, das so dünn war, dass das Unterhemd deutlich hindurchschimmerte, und schwarze Schuhe mit dicken PVC-Sohlen. Obwohl er seine Krawatte gelockert hatte, sah es aus, als wolle sie ihn erwürgen.

»Die Schule ist natürlich sehr besorgt.«

Reid hatte die Hände auf dem Schreibtisch zusammengelegt. An einer Hand trug er einen College-Ring mit Football-Insig- nien. Den letzten Satz hatte er so ausgesprochen, als hätte er ihn vor dem Spiegel geprobt.

Myron saß rechts, Claire links. Sie war immer noch benommen von der Erkenntnis, dass ihre Tochter, die sie kannte und liebte und der sie vertraute, seit drei Monaten schwanger war. Gleichzeitig verspürte sie eine gewisse Erleichterung. Es war plausibel. Vielleicht war das die Erklärung für ihr unerklärliches Ver- halten in letzter Zeit.

»Selbstverständlich können Sie sich ihren Spind ansehen«, sagte der Rektor. »Ich habe einen Generalschlüssel.«

»Außerdem möchten wir mit zwei Lehrern sprechen«, sagte Claire. »Und mit einem Schüler.«

Seine Augen verengten sich. Er sah erst Myron, dann wieder Claire an. »Mit welchen Lehrern?«

»Harry Davis und Drew Van Dyne«, sagte Myron.

»Mr Van Dyne ist heute nicht mehr im Haus. Dienstags hat er um vierzehn Uhr Schluss.«

»Und Mr Davis?«

Reid sah auf einem Plan nach. »Er ist in Raum B-202.«

Myron wusste sofort, wo das war. Nach all den Jahren. Die Korridore trugen die Buchstaben A bis E, die Räume, die mit der Eins anfingen, befanden sich im Erdgeschoss, die mit der Zwei im ersten Stock.

»Ich kann mal nachsehen, ob ich Mr D für einen Moment aus der Klasse holen kann. Darf ich fragen, warum Sie mit diesen Lehrern sprechen wollen?«

Claire und Myron sahen sich an. Claire sagte: »Das möchten wir lieber noch nicht sagen.«

Er akzeptierte das. Er befand sich in einer heiklen Lage. Wenn er etwas erfuhr, musste er es melden. Wahrscheinlich war es besser, noch eine Weile in Unkenntnis gelassen zu werden. Und da Myron bisher wirklich nichts Handfestes gegen die Lehrer in der Hand hatte, gab es für ihn keinen Grund, den Rektor der Schule zu informieren.

»Außerdem würden wir gerne mit Randy Wolf sprechen«, sagte Claire.

»Ich fürchte, das kann ich nicht zulassen.«

»Warum nicht?«

»Außerhalb des Schulgrundstücks könnten Sie machen, was Sie wollen. Aber hier müsste ich die Erlaubnis der Eltern einholen.«

»Warum?«

»So lauten die Regeln.«

»Wenn ein Jugendlicher die Schule schwänzt, können Sie doch auch mit ihm reden.«

»Ich schon. Aber Sie nicht. Und er hat ja auch nicht geschwänzt.« Reid sah Myron an. »Im Übrigen ist mir nicht ganz klar, was Sie hier wollen, Mr Bolitar.«

»Er ist mein Anwalt«, sagte Claire.

»Das hatte ich schon verstanden. Für Gespräche mit Schülern ist das aber nicht von Belang. Für Gespräche mit Lehrern natürlich auch nicht. Ich kann auch Mr Davis nicht dazu bringen, mit Ihnen zu reden, aber ich kann ihn zumindest herholen. Er ist erwachsen. Bei Randy Wolf geht das nicht.«

Sie gingen den Flur entlang zu Aimees Spind.

»Eins wollte ich Ihnen noch sagen«, sagte Amory Reid.

»Und das wäre?«

»Ich weiß nicht, ob es da eine Verbindung zu der ganzen Angelegenheit gibt, aber Aimee hatte in letzter Zeit Ärger.«

Sie blieben stehen. Claire fragte: »Was für Ärger?«

»Sie wurde im Schulberatungsbüro entdeckt. Offenbar hatte sie dort den Computer benutzt.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Das ging uns anfangs genauso. Einer der Schulberater hat sie in seinem Zimmer überrascht. Sie hatte sich eine Zeugniskopie ausgedruckt. Aber wie sich herausstellte, war es ihr eigenes Zeugnis.«

Myron überlegte. »Sind die Computer nicht passwortgeschützt?«

»Doch.«

»Und wie ist sie dann da reingekommen?«

Reid drückte sich sehr vorsichtig aus. »Wir sind uns nicht sicher, gehen aber davon aus, dass jemandem in der Verwaltung ein Fehler unterlaufen ist.«

»Was für ein Fehler?«

»Da hat wohl jemand vergessen, sich korrekt abzumelden.«

»Das heißt, der Rechner war noch angemeldet, so dass sie direkt auf die Zeugnisse zugreifen konnte.«

»Das ist unsere Theorie, ja.«

Und die ist ziemlich schwach, dachte Myron.

»Warum bin ich darüber nicht informiert worden?«, fragte Claire.

»Es war eigentlich keine große Sache.«

»In die Datenbank der Schule einzudringen ist keine große Sache?«

»Sie hatte nur ihr eigenes Zeugnis ausgedruckt. Wie Sie wissen, war Aimee eine ausgezeichnete Schülerin. Sie hat vorher nie Schwierigkeiten gehabt. Wir haben beschlossen, sie mit einer ernsten Warnung davonkommen zu lassen.«

Und sich selbst nicht in Verlegenheit zu bringen, dachte Myron. Die Verlautbarung, dass eine Schülerin ins Computersystem der Schule eingedrungen war, hätte gar nicht gut ausgesehen. Also wurde wieder einmal etwas unter den Teppich gekehrt.

Sie erreichten Aimees Spind. Amory Reid schloss ihn auf. Als er die Tür öffnete, traten alle einen Schritt zurück. Myron näherte sich als Erster. Die Sachen in Aimees Spind waren sehr persönlich. An den Wänden klebten ähnliche Fotos, wie er sie auch in ihrem Zimmer gesehen hatte. Randy war wieder nicht dabei. Es gab auch ein paar Bilder ihrer Lieblings-Gitarristen. An einem Bügel hing ein T-Shirt von der *American Idiot Tour* der Band *Green Day*, an einem anderen ein Sweatshirt des New-Yorfc-Libert^Frauenbasketballteams. Aimees Schulbücher waren in Schutzhüllen eingehüllt auf dem Boden gestapelt. Im obersten Fach lagen ein paar Haarbänder, eine Bürste und ein Spiegel. Claire nahm sie sanft in die Hand.

Myron entdeckte hingegen nichts, was ihm weiterhalf. Keinen direkten Hinweis, kein Schild, auf dem stand DA IST AIMEE.

Myron kam sich leer und verloren vor, als er in den Spind starrte, in dem Aimee so präsent war, dass ihre Abwesenheit noch bedrückender wurde.

Die düstere Stimmung wurde erst durch das Klingeln von Reids Handy unterbrochen. Er nahm den Anruf an und hörte kurz zu. Dann beendete er das Gespräch.

»Ich habe eine Vertretung für Mr Davis' Klasse gefunden. Er erwartet Sie in meinem Büro.«

Als Drew Van Dyne bei *Planet Music* ankam, dachte er an Ai-mee und überlegte, was er als Nächstes tun sollte. Wenn er nicht mehr Weiterwusste, wenn ihn das Leben oder die falschen Entscheidungen, die er so oft getroffen hatte, zu sehr verwirrten, griff er entweder zu Medikamenten und Drogen, oder er suchte, wie jetzt, Trost in der Musik.

Er hatte sich die Hörer seines iPods tief in die Ohren gerammt. Er hörte *Gravity* von Alejandro Escovedo, genoss das Stück und versuchte dabei herauszubekommen, wie Escovedo das Stück geschrieben hatte. Das war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen. Er versuchte, das Stück so professionell wie möglich in seine Einzelteile zu zerlegen. Dann entwickelte er eine Theorie über den Ursprung, überlegte, woher die Idee stammte und was die erste Inspiration gewesen sein mochte. War zuerst ein Gitarrenriff, der Refrain oder eine bestimmte Strophe oder Textzeile vorhanden gewesen? Hatte der Komponist Liebeskummer gehabt, war er traurig gewesen oder voll überschäumender Freude - und warum hatte er sich so gefühlt? In welche Richtung entwickelte sich der Song nach den ersten paar Tönen? Van Dyne stellte sich den Komponisten am Klavier oder beim Stimmen der Gitarrensaiten vor, wie er sich Notizen machte, ein paar Töne änderte, die Neuerung wieder ausstrich und so weiter.

Glückseligkeit. Es war schiere Glückseligkeit. Einen Song analysieren. Trotz allem. Obwohl er dabei immer diese leise Stimme im Ohr hatte, die ihm zuflüsterte: »Das hättest du sein können, Drew.«

Du vergisst deine Frau, die dich wie einen Hundehaufen ansieht und jetzt die Scheidung will. Du vergisst deinen Vater, der dich verlassen hat, als du noch klein warst. Du vergisst deine Mutter, die jetzt krampfhaft wiedergutzumachen versucht, dass sie sich jahrelang einen Dreck um dich geschert hat. Du vergisst

deinen stumpfen Normalo-Job, der dir am Arsch vorbeigeht. Du vergisst, dass der Job nicht mehr nur dazu dient, die Phase zu überbrücken, bis du deinen großen Durchbruch geschafft hast. Du vergisst, dass du weißt, dass dein großer Durchbruch nicht mehr kommen wird. Du vergisst, dass du 36 Jahre alt bist und dein Traum einfach nicht totzukriegen ist - sosehr du auch versuchst, ihn umzubringen. Das wäre auch zu einfach. Der Traum bleibt allgegenwärtig, verhöhnt dich und macht dir dabei klar, dass er nie, niemals wahr werden wird.

Du flüchtest dich in die Musik.

Scheiße, was jetzt?

Das dachte Drew Van Dyne, als er am *Bedroom Rendezvous* vorbeiging. Er sah, wie eine Verkäuferin einer anderen etwas zflüsterte. Vielleicht sprachen sie über ihn, aber eigentlich interessierte ihn das nicht. Er betrat *Planet Music*, einen Ort, den er ebenso liebte wie verabscheute. Er war gerne von Musik umgeben. Aber er hasste es, jeden Tag daran erinnert zu werden, dass keine CD von ihm dabei war.

Jordy Deck, eine jüngere, weniger talentierte Version seiner selbst, stand hinter dem Tresen. Van Dyne sah dem Jungen am Gesicht an, dass irgendetwas nicht stimmte.

»Was ist los?«

»So ein großer Kerl«, sagte der Junge, »war hier und hat nach dir gefragt.«

»Weißt du den Namen?«

Der Junge zuckte die Achseln.

»Was wollte er?«

»Er hat nach Aimee gefragt.«

Er spürte die Angst wie einen Klumpen in seiner Brust. »Was hast du gesagt?«

»Dass sie oft hier ist. Aber ich glaube, das wusste er schon. Sonst war nicht viel.«

Drew Van Dyne trat näher an ihn heran. »Beschreib den Typen.«

Das tat er. Van Dyne dachte an die Warnung, die er früher am Tag bekommen hatte. Es klang nach Myron Bolitar.

»Ach so, und eins noch«, sagte der Junge.

»Was?«

»Ich glaub, er ist von hier direkt zu *Bedroom Rendezvous* gegangen. «

Claire und Myron beschlossen, allein mit Mr Davis zu sprechen.

»Aimee Biel war eine meiner besten Schülerinnen«, sagte Harry Davis.

Davis war blass, zitterte ein wenig und strahlte nicht mehr das Selbstbewusstsein aus, das Myron am Vormittag noch aufgefallen war.

»War?«, fragte Myron.

»Wie bitte?«

»Sie sagten »war«. »War eine meiner besten Schülerinnen.««

Seine Augen weiteten sich. »Sie ist nicht mehr in meinem Kurs.«

»Verstehe.«

»Mehr wollte ich damit nicht sagen.«

»Klar«, sagte Myron, und versuchte, ihn in der Defensive zu halten. »Wann genau haben Sie sie unterrichtet?«

»Letztes Jahr.«

»Prima.« Schluss mit dem Vorspiel. Direkt zum vernichtenden Schlag. »Wenn Aimee nicht mehr bei Ihnen im Unterricht war, was hat sie dann Samstagnacht in Ihrem Haus gewollt?«

Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn wie die Plastik-Erdhörnchen, die im Jahrmarktsspiel den Kopf aus der Erde stecken. »Wie kommen Sie darauf, dass sie bei mir im Haus war?«

»Ich hab sie da abgesetzt.«

»Das kann gar nicht sein.«

Myron seufzte und schlug die Beine übereinander. »Wir haben

hier zwei Möglichkeiten, Mr D. Ich kann den Rektor reinkommen,
oder Sie sagen mir, was Sie wissen.«

Schweigen.

»Warum haben Sie heute Morgen mit Randy Wolf gesprochen?«

»Er ist ein Schüler von mir.«

»Ist oder war?«

»Ist. Ich gebe Kurse im zweiten, dritten und letzten Jahr.«

»Wenn ich das richtig verstanden habe, haben die Schüler Sie in den letzten vier Jahren zum Lehrer des Jahres gewählt.«

Er sagte nichts.

Myron fuhr fort: »Ich bin auch hier zur Schule gegangen.«

»Ja, ich weiß.« Ein kurzes Lächeln umspielte seine Lippen. »Es wäre schwierig, die vielen Hinweise auf die frühere Anwesenheit des legendären Myron Bolitar an dieser High School zu übersehen.«

»Damit wollte ich sagen, dass ich weiß, wie schwierig es ist, zum Lehrer des Jahres gewählt zu werden. Sie müssen bei Ihren Schülern sehr beliebt sein.«

Davis freute sich über das Kompliment. »Hatten Sie einen Lieblingslehrer?«, fragte er.

»Mrs Friedman. Sie hat Neuere Europäische Geschichte unterrichtet.«

»Ja, als ich hier angefangen habe, hat sie noch unterrichtet.« Er lächelte. »Ich mochte sie.«

»Das ist wirklich nett von Ihnen, Mr D, aber hier wird ein Mädchen vermisst.«

»Ich weiß nichts darüber.«

»Doch, Sie wissen was.«

Harry Davis sah zu Boden.

»**Mr D?**«

Er blickte nicht auf.

»Ich weiß nicht, was hier läuft, aber dieses Kartenhaus stürzt jetzt in sich zusammen. Komplett. Ich glaube auch, dass Ihnen

das klar ist. Ihr Leben vor unserem kleinen Schwätzchen war das eine. Jetzt hat was ganz Neues angefangen. Das soll nicht übermäßig melodramatisch klingen, aber ich werde nicht lockerlassen, bis ich genau weiß, was passiert ist. Egal, wie schlimm das ist oder wie viele Menschen darunter leiden müssen.«

»Ich weiß nichts«, sagte er. »Aimee ist nie bei mir zu Hause gewesen.«

Hätte man Myron kurz vorher gefragt, hätte er geantwortet, dass er eigentlich gar nicht so wütend gewesen sei. Und genau das war wohl auch das Problem: die fehlende Vorwarnung. Er hatte in normaler Lautstärke gesprochen. In seiner Stimme hatte zwar eine leichte Drohung gelegen, doch er hatte sich nicht bewusst beherrschen müssen. Hätte er gemerkt, wie seine Wut wuchs, hätte er sich darauf vorbereiten können. Doch jetzt ergriff sie ihn mit einem Schlag und bestimmte sein Handeln.

Myron bewegte sich blitzschnell. Er packte Davis hinten am Nacken, drückte auf die Nervenknoten unten an den Schultern und zog ihn ans Fenster. Davis stieß einen kurzen Schrei aus, als Myron sein Gesicht kräftig gegen die von außen verspiegelte Scheibe drückte.

»Gucken Sie da raus, Mr D.«

Claire saß aufrecht im Wartebereich. Sie hatte die Augen geschlossen. Sie hielt sich für unbeobachtet. Tränen flossen ihre Wangen hinunter.

Myron drückte kräftiger.

»Aua!«

»Sehen Sie das, Mr D?«

»Lassen Sie mich los!«

Scheiße. Die Wut war ausgebrochen und dann verraucht. Die Vernunft hielt wieder Einzug. Myron ärgerte sich genau wie bei Jake Wolf über seinen unkontrollierten Wutausbruch und ließ los. Davis trat zurück und rieb sich den Nacken. Sein Gesicht war dunkelrot.

»Wenn Sie noch mal in meine Nähe kommen«, zischte Davis, »zeige ich Sie an. Ist das klar?«

Myron schüttelte den Kopf.

»Was?«

»Sie sind erledigt, Mr D. Sie wissen es nur noch nicht.«

38

Drew Van Dyne fuhr zurück zur Livingston High School.

Wie hatte Myron Bolitar mitgekriegt, dass er etwas mit diesem Durcheinander zu tun hatte? Drew war jetzt in Panik. Er war davon ausgegangen, dass Harry Davis, dieser Inbegriff eines pflichtbewussten Lehrers, den Mund halten würde. Das wäre besser gewesen; es hätte Drew ermöglicht, sich um alles zu kümmern, was auf ihn zukam. Aber jetzt war Bolitar irgendwie bei *Planet Music* gewesen. Er hatte sich nach Aimee erkundigt.

Irgendjemand musste geplaudert haben.

Als er auf den Parkplatz fuhr, sah er, wie Harry Davis aus der Tür stürzte. Drew war kein Fachmann für Körpersprache, aber Davis war wirklich kaum noch wiederzuerkennen. Er schleppte sich mit geballten Fäusten und hängenden Schultern dahin. Normalerweise ging er mit federndem Schritt, hatte ein Lächeln im Gesicht, winkte dem einen oder anderen zu, und manchmal pfiff er sogar vor sich hin. Heute nicht.

Van Dyne fuhr auf den Parkplatz und schnitt Davis den Weg ab. Als Davis ihn sah, bog er nach rechts ab.

»Mr D?«

»Lassen Sie mich in Ruhe.«

»Wir müssen uns kurz unterhalten.«

Van Dyne war ausgestiegen. Davis ging weiter.

»Sie wissen, was passiert, wenn Sie mit Bolitar reden, ja?«

»Ich hab ihm nichts gesagt«, stieß er zwischen den Zähnen hervor.

»Und das tun Sie auch in Zukunft nicht?«

»Steigen Sie wieder in Ihren Wagen, Drew. Lassen Sie mich endlich in Ruhe.«

Drew Van Dyne schüttelte den Kopf. »Vergessen Sie das nicht, Mr D. Sie haben wirklich viel zu verlieren.«

»Das haben Sie mir jetzt oft genug gesagt.«

»Mehr als alle anderen.«

»Nein.« Davis war an seinem Wagen angekommen. Er stieg ein und sagte: »Am meisten hat Aimee zu verlieren, finden Sie nicht?«

Van Dyne erstarrte. Er legte den Kopf schräg. »Wie meinen Sie das?«

»Denken Sie mal drüber nach«, sagte Davis.

Er schloss die Tür und fuhr los. Van Dyne atmete tief durch und ging zurück zu seinem Wagen. Aimee hatte am meisten zu verlieren ... Das brachte ihn auf einen Gedanken. Er ließ den Motor an und wollte losfahren, als der Seiteneingang der Schule wieder aufging.

Aimees Mutter kam aus derselben Tür, aus der der beliebte Pädagoge Harry Davis vor ein paar Minuten herausgestürmt war. Hinter ihr folgte Myron Bolitar.

Die Stimme am Telefon, die ihn vorhin gewarnt hatte: *Mach jetzt keine Dummheiten. Es ist alles unter Kontrolle.*

Er glaubte nicht, dass alles unter Kontrolle war. Absolut nicht.

Drew Van Dyne griff nach dem Autoradio, als wäre er unter Wasser und das Radio die einzige Sauerstoffquelle. Im CD-Spieler lag die neueste CD von Coldplay. Er fuhr los und ließ Chris Martins sanfte Stimme auf sich einwirken.

Die Panik ließ nicht nach.

Ihm war klar, dass dies eine der Situationen war, in denen er leicht die falsche Entscheidung traf. Oft baute er dann richtigen Mist. Er wusste das. Er wusste, dass er sich eigentlich kurz zurückziehen und in Ruhe über die ganze Sache nachdenken sollte.

Aber das war einfach nicht seine Art. Er sah sein Leben ein bisschen wie einen Autounfall in Zeitlupe: Man sieht, was passiert, man weiß, dass es zu einem heftigen Aufprall kommen wird, aber man kann trotzdem nicht ausweichen und nichts ändern.

Man ist machtlos.

Dann griff Drew Van Dyne zu seinem Handy.

»Hallo?«

»Ich glaube, wir haben ein Problem«, sagte Van Dyne.

Er hörte, wie Big Jake Wolf am anderen Ende der Leitung seufzte.

»Erzählen Sie«, sagte Big Jake.

Myron setzte Claire ab und fuhr weiter in die Livingston Mall. Er hatte gehofft, Drew Van Dyne bei *Planet* Music anzutreffen, hatte aber kein Glück. Der Poncho-Junge sagte dieses Mal nichts, aber Sally Ann hatte gesehen, dass Drew Van Dyne da gewesen war, sich kurz mit dem Poncho-Kid unterhalten hatte und dann wieder herausgestürmt war. Myron wählte Van Dynes Telefonnummer, es nahm aber niemand ab.

Er rief Win an. »Wir müssen den Kerl finden.«

»Im Augenblick sind wir personell etwas knapp besetzt.«

»Wer könnte Van Dynes Haus im Auge behalten?«

Win fragte: »Wie wäre es mit Zorra?«

Zorra war ein ehemaliger Mossad-Spion, ein Attentäter des israelischen Geheimdiensts und Transvestit, der Stiletto-Absätze trug - und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. Es gab viele nette Transvestiten, aber Zorra gehörte nicht dazu.

»Ist das nicht zu auffällig, wenn sie in so einem Vorort wartet?«

»Zorra weiß, wie man sich einfügt.«

»Gut, wenn du meinst.«

»Wohin fährst du gerade?«

»Zu Changs chemischer Reinigung. Ich will mit Roger reden.«

»Ich ruf Zorra an.«

In der Reinigung herrschte Hochbetrieb. Als Maxine Myron hereinkommen sah, forderte sie ihn mit einem Nicken auf, zu ihr zu kommen. Myron folgte ihr nach hinten. Es roch unangenehm nach Chemikalien und Fusseln. Es kam ihm vor, als blieben Staubpartikel in seiner Lunge kleben. Er war erleichtert, als sie die Hintertür öffnete.

Roger saß in der Gasse auf einer Kiste. Er hielt den Kopf gesenkt. Maxine verschränkte die Arme und sagte: »Roger, hast du Mr Bolitar etwas zu sagen?«

Roger war ein hagerer Bursche. Seine Arme sahen aus wie Schilf, ohne jede Muskulatur. Er blickte nicht auf.

»Tut mir leid, dass ich bei Ihnen angerufen habe«, sagte er.

Er verhielt sich wie ein Kind, dessen verirrter Baseball beim Nachbarn durch die Fensterscheibe geflogen war, worauf seine Mutter ihn über die Straße gezerrt hatte, damit er sich entschuldigte. Das half Myron nicht. Er wandte sich an Maxine: »Ich will mit ihm allein sprechen.«

»Das kann ich nicht zulassen.«

»Dann geh ich zur Polizei.«

Erst Joan Rochester, jetzt Maxine Chang - Myron bekam langsam Übung im Erschrecken verängstigter Mütter. Vielleicht konnte er sie noch ein bisschen herumschubsen, damit er sich so richtig wie ein starker Mann vorkam?

Aber er blinzelte nicht. Maxine Chang schon. »Ich warte direkt hinter der Tür.«

»Danke.«

Die Gasse roch, wie alle Gassen, nach altem Müll und Pisse. Myron wartete darauf, dass Roger ihn ansah. Er wartete vergeblich.

»Du hast nicht nur mich angerufen«, sagte Myron. »Du hast auch Aimee Biel angerufen, stimmt's?«

Er nickte, blickte aber immer noch nicht auf.

»Wieso?«

»Ich sollte mich bei ihr melden.«

Myron sah ihn zweifelnd an. Vergebliche Liebesmüh, da der Junge immer noch zu Boden sah. »Guck mich an, Roger.«

Langsam hob der Junge den Blick.

»Willst du sagen, dass Aimee Biel dich zuerst angerufen hat?«

»Wir haben uns in der Schule gesehen. Sie hat gesagt, dass wir reden müssen.«

»Worüber?«

Er zuckte die Achseln. »Sie hat nur gesagt, dass wir reden müssen.«

»Und warum habt ihr das nicht getan?«

»Warum haben wir was nicht getan?«

»Geredet. Gleich da.«

»Wir standen im Flur. Es war alles voll. Sie wollte unter vier Augen mit mir reden.«

»Verstehe. Also hast du sie angerufen?«

»Ja.«

»Und was hat sie gesagt?«

»Es war komisch. Sie wollte meine Noten wissen und was für Hobbys ich habe und was ich außerhalb der Schule so mache. Es klang fast so, als wollte sie das Ganze nur noch mal bestätigt haben. Schließlich kennen wir uns ein bisschen. Und da erzählt man ja immer mal was. Das meiste wusste sie also sowieso schon.«

»Das war alles?«

»Wir haben nur so zwei Minuten miteinander gesprochen. Sie sagte, dass sie losmuss. Und dann hat sie noch gesagt, dass es ihr leid tut.«

»Was?«

»Dass sie mich in Duke nicht genommen haben.« Er senkte den Kopf wieder.

»Du hast ziemlich viel Wut in dich reingefressen, Roger.«

»Das verstehen Sie nicht.«

»Dann erklär's mir.«

»Vergessen Sie's.«

»Das würde ich gern, aber schließlich hast du mich angerufen.«

Roger Chang musterte die Gasse, als hätte er sie nie zuvor gesehen. Seine Nase zuckte, und er verzog das Gesicht vor Abscheu. Schließlich sah er Myron an. »Ich war immer der Außenseiter aus Asien, ja? Ich bin hier geboren. Ich bin kein Einwanderer. Aber wenn ich den Mund aufmache, erwartet die Hälfte der Leute, dass ich mich anhöre wie in einem alten Charlie-Chan-Film. Und hier in Livingston, wenn man da kein Geld hat oder gut in Sport ist ... Meine Mutter bringt so viele Opfer. Sie arbeitet extrem hart. Und ich hab mir gedacht: Wenn ich nur irgendwie was Herausragendes schaffen kann. Wenn ich in der High School so richtig ranklotze, mich nicht darum kümmere, was ich in meiner Jugend alles verpasse, sondern nur hart arbeite und so auch mein Opfer bringe, dann wird das schon. Dann kann ich später hier wegziehen. Ich weiß nicht, warum ich mich so auf Duke verstieft habe. Aber so war's eben. Das war mein großes Ziel. Wenn ich das geschafft hätte, hätte ich es etwas ruhiger angehen lassen können. Ich wäre aus dem Laden hier rausgekommen und ...«

Seine Stimme verklang.

»Ich wünschte, du hättest mir das erzählt«, sagte Myron.

»Ich kann nicht gut um Hilfe bitten.«

Myron wollte ihm sagen, dass er mehr tun müsste, vielleicht eine Therapie machen, um den Zorn zu bewältigen, aber er steckte nicht in den Schuhen des jungen. Außerdem hatte er keine Zeit.

»Werden Sie mich melden?«, fragte Roger.

»Nein.« Dann: »Du könntest immer noch über die Warteliste reinkommen.«

»Die haben sie schon abgearbeitet.«

»Oh«, sagte Myron. »Pass auf, ich weiß, dass es dir jetzt vor kommt, als ginge es um Leben oder Tod, aber so wichtig ist es auch nicht, auf welche Uni man kommt. An der Rutgers wird's dir gefallen.«

»Klar doch.«

Er klang nicht überzeugt. Einerseits war Myron wütend, andererseits - und das gewann immer mehr die Oberhand - erinnerte er sich an Maxines Vorwurf. Die Möglichkeit, dass er durch seine Hilfe für Aimee den Traum dieses jungen Mannes zerstört hatte, war nicht von der Hand zu weisen. Und das konnte er wohl doch nicht einfach so auf sich beruhen lassen.

»Wenn du nach einem Jahr wechseln willst, schreibe ich einen Brief«, sagte Myron.

Er wartete auf Rogers Reaktion. Der zeigte keine. Also ließ Myron ihn im Mief der Gasse hinter der chemischen Reinigung seiner Mutter sitzen.

39

Myron war auf dem Weg zum Treffpunkt mit Joan Rochester - sie wollte nicht mit ihrem Mann zu Hause sein, wenn ihre Tochter anrief-, als sein Handy klingelte. Er sah aufs Display, und sein Herz machte einen Satz, als der Name A L I WILDER erschien.

»Hey«, sagte er.

»Hey.«

Schweigen.

»Das mit vorhin tut mir leid«, sagte Ali.

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen.«

»Nein, ich hab ja beinah hysterisch reagiert. Ich hab schon verstanden, was du von den Mädchen wolltest.«

»Ich wollte Erin da nicht mit reinziehen.«

»Ist schon okay. Vielleicht sollte ich mir mehr Sorgen machen, aber ich will dich wirklich sehen.«

»Ich dich auch.«

»Komm vorbei.«

»Das geht jetzt nicht.«

»Ach so.«

»Und wahrscheinlich bin ich auch noch bis in den späten Abend beschäftigt.«

»Myron?«

»Ja.«

»Ist mir egal, wie spät es wird.«

Er lächelte.

»Egal wann, komm vorbei«, sagte Ali. »Ich warte auf dich. Und falls ich eingeschlafen bin, wirf Steine ans Fenster und weck mich, okay?«

»Okay.«

»Pass auf dich auf.«

»Ali?«

»Ja?«

»Ich liebe dich.«

Myron hörte sie einatmen. Dann sagte sie melodisch: »Ich liebe dich auch, Myron.«

Und mit einem Schlag hatte sich Jessica in Rauch aufgelöst.

Dominick Rochesters Büro befand sich in einem Schulbus-Depot.

Vor seinem Fenster gab es ein Übermaß an Gelb. Diese Firma war seine Tarnung. Schulbusse konnten Wunder wirken. Während man auf den Sitzen Kinder herumchauffiert, kann man auf dem Fahrwerk so ziemlich alles andere transportieren. Einen LKW hielt die Polizei schon mal an, um ihn zu durchsuchen, bei einem Schulbus passierte das nie.

Das Telefon klingelte. Rochester nahm den Hörer ab und sagte: »Hallo?«

»Ich sollte Ihr Haus beobachten.«

Das stimmte. Joan trank mehr denn je. Das konnte an Katies Verschwinden liegen, aber Dominick war sich nicht mehr sicher. Also hatte er einen Mann abgestellt, der das Haus beobachtete. Für alle Fälle.

»Ja. Und?«

»Vorhin ist ein Mann vorbeigekommen und hat mit Ihrer Frau gesprochen.«

»Vorhin?«

»Ja.«

»Wann vorhin?«

»Vor ein paar Stunden.«

»Warum haben Sie da nicht angerufen?«

»Ich hab mir nicht viel dabei gedacht. Also hab ich's nur aufgeschrieben. Ich dachte, ich soll nur anrufen, wenn was Wichtiges ist.«

»Wie sieht er aus?«

»Er heißt Myron Bolitar. Ich kenn ihn. Ein ehemaliger Basketballspieler.«

Dominick drückte den Hörer fester ans Ohr, als wollte er hindurchkriechen. »Wie lange war er da?«

»Vielleicht eine Viertelstunde.«

»Und die beiden waren allein?«

»Ja. Ach, keine Sorge, Mr Rochester. Ich hab sie beobachtet. Sie sind unten geblieben, wenn's darum geht. Es ist nicht zu ...« Er brach ab, wusste nicht, wie er es ausdrücken sollte.

Dominick hätte beinah laut aufgelacht. Dachte dieser Trottel doch wirklich, er sollte Joan beschatten, weil sie fremdgehen könnte. Unglaublich. Aber was wollte Bolitar von ihm? Und warum war er so lange geblieben, obwohl doch nur Joan da war?

Und was hatte die ihm erzählt?

»Noch was?«

»Ja, darum geht's ja eigentlich, Mr Rochester.«

»Worum geht's?«

»Es gibt noch was. Also Bolitars Besuch hab ich notiert, aber ich hab ja gesehen, wo er war, deshalb hab ich mir keine Sorgen gemacht, verstehen Sie?«

»Und jetzt?«

»Na ja, ich bin Ihrer Frau gefolgt. Sie ist gerade in einen Park hier gefahren. Den *Riker Hill Park*. Kennen Sie den?«

»Meine Kinder sind da nebenan auf die Grundschule gegangen.«

»Gut, okay. Sie hat sich da auf eine Bank gesetzt. Aber sie ist nicht allein. Also, Ihre Frau sitzt da mit dem Typen von vorhin. Mit Myron Bolitar.«

Schweigen.

»Mr Rochester?«

»Besorgen Sie sich einen zweiten Mann. Der soll Bolitar beschatten. Und Sie bleiben an meiner Frau dran.«

Im Kalten Krieg war der *Riker Hill Art Park* eine Militärbasis für Luftabwehraketten gewesen. Mitten im Herzen der Vororte. Die offizielle Bezeichnung der Army war *Nike Battery Missile Site NY-80* gewesen. Ehrlich. Von 1954 bis zum Ende der Nike Luftabwehrbasis im Jahr 1974 war sie eine Abschussstation für Hercules- und Ajax-Raketen gewesen. In vielen der alten Kasernen und Verwaltungsgebäude hatten jetzt Maler, Bildhauer und Kunsthändler ihre Ateliers.

Vor Jahren hatte Myron das ergreifend und auf eigenartige Weise ermutigend gefunden - die Überbleibsel des Krieges als Künstlerbehausungen. Aber die Welt hatte sich verändert. In den Achtzigern und Neunzigern war so etwas erfrischend und charmant gewesen, doch jetzt sah er in dem damaligen »Fortschritt« nur noch ein aufgesetztes Symbol.

Myron setzte sich am alten Radarturm neben Joan Rochester auf eine Bank. Sie hatten einander nur kurz zugenickt. Jetzt warteten sie. Joan Rochester hielt ihr Handy wie ein verletztes Tier im Arm. Myron sah auf die Uhr. Katie musste jeden Moment anrufen.

Joan Rochester blickte zur Seite. »Sie fragen sich, warum ich bei ihm bleibe.«

Das fragte er sich eigentlich nicht. Denn so unangenehm die Situation auch war, hatte das Telefonat mit Ali ihn doch in eine Hochstimmung versetzt, die immer noch anhielt. Natürlich war

das egoistisch, aber schließlich hatte er seit sieben Jahren zum ersten Mal einer Frau gesagt, dass er sie liebte. Er versuchte, das alles zu verdrängen, den Kopf freizubekommen und sich auf die bevorstehende Aufgabe zu konzentrieren, aber seit Alis Antwort bewegte er sich wie in einem Rausch.

Im Übrigen - und das war wohl noch wichtiger - hatte Myron längst aufgehört, sich zu viele Gedanken über die Beziehungen anderer Leute zu machen. Er hatte einiges über das Opfersyndrom gelesen, das hier vielleicht eine Rolle spielte, und wusste, dass ihre Frage als Hilferuf gemeint sein könnte. Aber irgendwie interessierte ihn Joan Rochesters Lage nicht genug, um auf so einen Hilferuf zu reagieren und ihr eine helfende Hand entgegenzustrecken.

»Ich bin schon lange mit Dom zusammen. Schon sehr lange.«

Joan Rochester machte eine Pause. Nach ein paar Sekunden öffnete sie den Mund, um weiterzusprechen, aber da vibrierte das Handy in ihrer Hand. Sie sah es an, als hätte es sich eben erst dort materialisiert. Es vibrierte noch einmal, dann klingelte es.

»Gehen Sie ran«, sagte Myron.

Joan Rochester nickte und drückte die grüne Taste. Sie hielt das Handy ans Ohr und sagte: »Hallo?«

Myron beugte sich zu ihr hinüber. Er hörte eine Stimme am anderen Ende. Sie klang jung und weiblich. Was sie sagte, konnte er jedoch nicht verstehen.

»Oh, Schatz«, sagte Joan Rochester, deren Miene sich entspannt hatte, seit sie die Stimme ihrer Tochter hörte. »Ich bin froh, dass es dir gut geht. Ja. Ja, gut. Hör mir einen Augenblick zu, ja? Es ist was sehr Wichtiges.«

Wieder hörte Myron die Stimme im Telefon.

»Ich hab hier jemanden bei mir ...«

Aufgeregtes Reden am Telefon.

»Bitte, Katie, hör mir zu. Er heißt Myron Bolitar. Er ist aus Livingston. Er will dir nichts Böses. Wie er rausgekriegt hat ...

das ist ziemlich kompliziert ... Nein, natürlich habe ich nichts erzählt. Er hat Aufzeichnungen von der Telefongesellschaft oder so, ich weiß es nicht genau, aber er hat gesagt, dass er es Daddy erzählt ...«

Die Stimme am Handy wurde immer erregter.

»Nein, nein, das hat er noch nicht getan. Er muss kurz mit dir reden. Ich glaube, du solltest ihm zuhören. Er sagt, es geht um das andere vermisste Mädchen, Aimee Biel. Er sucht sie ... Ich weiß, ich weiß, das habe ich ihm auch schon gesagt. Aber ... bleib bitte dran, ja? Ich geb ihn dir.«

Joan Rochester wollte Myron das Telefon geben, aber Myron hatte es ihr schon aus der Hand gerissen aus Angst, Katie könnte auflegen und die Verbindung abbrechen, bevor er auch nur ein einziges Wort gesagt hatte. So ruhig, wie er konnte, sagte er: »Hallo Katie? Ich heiße Myron.«

Er klang wie ein Moderator im Nachtprogramm eines öffentlich-rechtlichen Rundfunksenders.

Katie war sehr wütend. »Was wollen Sie von mir?«

»Ich habe nur ein paar Fragen.«

»Ich weiß nichts über Aimee Biel.«

»Kannst du mir einfach sagen ...«

»Sie lassen den Anruf zurückverfolgen, stimmt's?« Ihre Stimme überschlug sich hysterisch. »Für meinen Dad. Ich soll in der Leitung bleiben, damit Sie den Anruf zurückverfolgen können!«

Myron wollte schon zu einer Berruti-artigen Erklärung ansetzen, dass Anrufe in Wahrheit nicht so zurückverfolgt werden, aber Katie gab ihm gar nicht die Möglichkeit.

»Lassen Sie uns einfach in Ruhe!«

Dann legte sie auf.

Myron verhielt sich wie ein Trottel im Fernsehen: »Hallo? Hallo?«, sagte er ins Handy, obwohl er genau wusste, dass Katie Rochester aufgelegt hatte und die Verbindung abgebrochen war.

Sie schwiegen ein oder zwei Minuten. Dann gab Myron Joan langsam das Handy zurück.

»Tut mir leid«, sagte Joan Rochester.

Myron nickte.

»Ich hab's versucht.«

»Ich weiß.«

Sie erhob sich. »Erzählen Sie Dom davon?«

»Nein«, sagte Myron.

»Danke.«

Er nickte noch einmal. Sie ging. Myron stand auf und ging in die entgegengesetzte Richtung. Er zog sein Handy aus der Tasche und drückte die Kurzwahltafel 1. Win war sofort dran.

»Ich höre.«

»War das Katie Rochester?«

Er hatte schon damit gerechnet, dass Katie nicht mitspielen würde. Win war in Manhattan vor Ort und würde Katie folgen. Eigentlich war es sogar besser so. Wahrscheinlich fuhr sie zurück in ihr Versteck. Win würde ihr folgen und so alles in Erfahrung bringen.

»Sah aus, als wäre sie's gewesen«, sagte Win. »Außerdem ist sie von einem dunkelhaarigen Verehrer begleitet worden.«

»Und jetzt?«

»Sie ist mit ihrem Verehrer zu Fuß in Richtung Downtown gegangen. Der Verehrer trägt übrigens eine Schusswaffe in einem Schulterholster.«

Das klang nicht gut. »Hast du die beiden im Blick?«

»Ich werde so tun, als hättest du diese Frage nicht gestellt.«

»Ich bin unterwegs.«

40

Joan Rochester nahm einen kräftigen Schluck aus der Flasche, die sie unter dem Fahrersitz versteckt hatte.

Sie war jetzt in ihrer Einfahrt angekommen. Sie hätte auch warten können, bis sie im Haus war. Aber sie wartete nicht. Sie

war benommen, und das schon seit so langer Zeit, dass sie sich kaum noch erinnern konnte, wann sie zum letzten Mal wirklich einen klaren Kopf gehabt hatte. Es war auch egal. Man gewöhnte sich daran. Sie hatte sich so sehr daran gewöhnt, dass diese Benommenheit normal geworden war und ein klarer Kopf sie aus dem Gleichgewicht gebracht hätte.

Sie blieb im Wagen sitzen und starrte das Haus an. Sie starrte es an, als sähe sie es zum ersten Mal. Hier wohnte sie also. Das klang so banal, war aber eine Tatsache. Hier verbrachte sie ihr Leben. Das war nicht weiter bemerkenswert. Es schien aber nicht viel mit ihr zu tun zu haben. Sie wohnte hier. Gemeinsam mit ihrem Mann hatte sie dieses Haus ausgesucht. Und jetzt, wo sie es ansah, fragte sie sich, warum.

Joan schloss die Augen und versuchte, auf andere Gedanken zu kommen. Wie war sie in diese Lage geraten? Es war nicht einfach nur ein Fehlritt gewesen. Es hatte nie einen dramatischen Wendepunkt gegeben. Die Veränderung war in winzigen Schritten erfolgt, so langsam, dass sie für das menschliche Auge fast nicht erkennbar war. So hatte Joan Delnuto Rochester, das ehemals hübscheste Mädchen der Bloomfield High School, es erlebt.

Du verliebst dich in einen Mann, weil er alles hat, was dein Vater nicht hat. Er ist stark und unbeugsam, und das gefällt dir. Er erobert dein Herz im Sturm. Du merkst gar nicht, dass er dein Leben fast komplett übernimmt, dass du kaum mehr als ein Anhängsel von ihm bist, keine eigene Identität mehr hast, oder, wie du es dir erträumt hattest, dass ihr gemeinsam eine Einheit bildet, zwei Verliebte, die wie in einem Liebesroman zu etwas Größerem verschmelzen. Du lässt ein paar Kleinigkeiten durchgehen, dann lässt du dir etwas mehr gefallen und schließlich alles. Dein Lachen wird leiser und verschwindet dann ganz. Dein Lächeln wird schwächer, bis es nur noch ein äußerliches Zeichen der Freude ist, das du auflegst wie Mascara.

Aber wann genau hat dein Leben diese Wandlung zum Schlechten genommen?

Sie konnte keinen eindeutigen Zeitpunkt ausmachen. Sie überlegte, fand aber keine Situation, in der sie etwas hätte ändern können. Wahrscheinlich war die Entwicklung schon seit dem Tag, an dem sie sich kennen gelernt hatten, vorherbestimmt gewesen. Sie hatte ihm nie wirklich Paroli bieten können. Sie hatte nie die Gelegenheit gehabt, gegen ihn anzutreten, den Kampf aufzunehmen und einen Sieg davonzutragen, so dass sich etwas verändert hätte.

Hätte sie die Zeit zurückdrehen können, hätte sie dann gleich seine erste Einladung ausgeschlagen? Hätte sie dann Nein gesagt? Hätte sie sich einen anderen Freund gesucht, wie den netten Mike Braun, der jetzt in Parsippany wohnte? Wahrscheinlich nicht. Schließlich wären ihre Kinder dann nicht auf der Welt. Mit Kindern verändert sich natürlich alles. Wenn man sich dann wünschte, das Ganze wäre nicht passiert, war das der Gipfel des Verrats: Wie sollte man mit sich selbst zurechtkommen, wenn man sich wünschte, die eigenen Kinder wären nie geboren worden?

Sie trank noch einen Schluck.

Tatsächlich wünschte Joan Rochester sich, dass ihr Mann tot wäre. Sie träumte davon. Weil das für sie der einzige Ausweg war. Den Unsinn über misshandelte Frauen, die sich gegen ihren Mann wehrten, konnte man vergessen. Das wäre glatter Selbstmord gewesen. Sie konnte ihn nicht verlassen. Er würde sie finden, verprügeln und einsperren. Er würde Gott weiß was mit ihren Kindern anstellen. Er würde es ihr heimzahlen.

Joan stellte sich manchmal vor, dass sie die Kinder schnappen und in ein Frauenhaus in New York ziehen würde. Aber was dann? Sie träumte davon, als Kronzeuge gegen Dom aufzutreten - sie wusste zwar genug, aber selbst das Zeugenschutzprogramm würde ihr nicht helfen. Er würde sie irgendwie finden.

Er war so ein Mann.

Sie stieg aus dem Wagen. Sie schwankte etwas, aber auch das war inzwischen Normalität. Joan Rochester ging zum Haus,

schloss die Tür auf und trat ein. Sie drehte sich um und machte die Tür hinter sich zu. Als sie sich wieder umdrehte, stand Dominick vor ihr.

Joan Rochester legte die Hand auf die Brust. »Hast du mich erschreckt.«

Er trat zu ihr. Im ersten Moment dachte sie, er wollte sie umarmen. Aber das war es nicht. Er ging in die Knie. Seine rechte Hand ballte sich zur Faust. Er drehte sich zur Seite und holte aus der Hüfte Schwung. Die Fingerknöchel trafen sie in der Niere.

Joans Mund öffnete sich zu einem stummen Schrei. Ihre Knie knickten weg. Sie fiel zu Boden. Dominick griff ihr in die Haare. Er hob sie wieder hoch und holte noch einmal aus. Er schlug sie in den Rücken - der zweite Schlag war noch härter.

Sie sackte einfach in sich zusammen.

»Sag mir sofort, wo Katie ist«, sagte Dominick.

Dann schlug er noch einmal zu.

Myron telefonierte während der Fahrt mit Wheat Manson, seinem ehemaligen Mannschaftskameraden von Duke, der jetzt stellvertretender Dekan in der Zulassungsstelle der Universität war, als ihm wieder einmal auffiel, dass er verfolgt wurde.

Wheat Manson war früher im Team ein schneller *Point Guard* gewesen. Er stammte aus den unsicheren Straßen Atlantas. Ihm hatte es in Durham, North Carolina, so gut gefallen, dass er nicht nach Atlanta zurückgekehrt war. Die beiden alten Freunde scherzten noch kurz miteinander, bevor Myron zur Sache kam.

»Ich habe eine etwas komische Bitte«, sagte Myron.

»Schieß los.«

»Aber werd nicht sauer.«

»Du brauchst ja nichts zu sagen, was mich sauer machen könnte«, sagte Wheat.

»Hat Aimee Biel ihre Zulassung meinetwegen bekommen?«

Wheat grunzte. »Oh nein, das hast du mich *nicht* gefragt.«

»Ich muss es wissen.«

»Oh nein, das hast du mich *nicht* gefragt.«

»Pass auf, dann Vergiss es mal eben wieder. Du musst mir zwei Kopien von Bewerbungen faxen. Eine von Aimee Biel. Und eine von Roger Chang.«

»Von wem?«

»Er war auch auf der Livingston High.«

»Lass mich raten. Roger hat keine Zulassung bekommen?«

»Er hatte bessere Noten, bessere Ergebnisse in den Zulassungstests ...«

»Myron?«

»Was ist?«

»Das ist nicht drin. Klar? Das sind vertrauliche Daten. Ich schick dir keine Kopien von Bewerbungsunterlagen. Ich red mit dir nicht über Bewerber. Ich möchte dich noch einmal daran erinnern, dass es bei der Zulassung nicht um Zensuren oder Testergebnisse geht, sondern auch schwer greifbare Dinge eine Rolle spielen. Wir beide sind damals vor allem deshalb angenommen worden, weil wir außergewöhnlich gut darin waren, einen kugelförmigen Körper durch einen Metallring zu bugsieren. Daher solltest du das besser verstehen als manch anderer. Und jetzt werde ich versuchen, mich nur leicht angesäuert von dir zu verabschieden.«

»Halt, warte noch einen Moment.«

»Ich fax dir keine Bewerbungsunterlagen.«

»Brauchst du auch nicht. Ich erzähl dir was über beide Bewerber. Ich möchte nur, dass du im Computer prüfst, ob meine Angaben mit denen in den Akten übereinstimmen.«

»Was soll der Quatsch?«

»Vertrau mir einfach, Wheat. Ich will keine Informationen von dir. Ich bitte dich nur darum, was zu überprüfen.«

Wheat seufzte. »Ich bin nicht im Büro.«

»Dann mach es, wenn du Zeit hast.«

»Und, was soll ich überprüfen?«

Myron erzählte es ihm. Und dabei fiel ihm auf, dass der Wagen schon hinter ihm war, seit er den *Riker Hill Park* verlassen hatte.
»Tust du mit den Gefallen?«

»Du bist eine echte Nervensäge, weißt du das?«

»War ich das nicht schon immer?«, fragte Myron.

»Schon, aber damals hattest du einen Sprungwurf, der war erste Sahne. Und was hast du jetzt?«

»Eine ungebändigte, tierische Ausstrahlung und übernatürliches Charisma.«

»Ich leg jetzt auf.«

Das tat er. Myron nahm das Headset ab. Der Wagen folgte ihm immer noch, jetzt in gut fünfzig Meter Entfernung.

Warum musste einen heutzutage jeder gleich beschatten? Früher hätte ein Verehrer einen Blumenstrauß oder eine Schachtel Pralinen geschickt. Myron ärgerte sich noch einen Moment, aber dafür hatte er jetzt keine Zeit. Der Wagen war ihm gefolgt, seit er den *Riker Hill Park* verlassen hatte. Also war es vermutlich wieder einer von Dominick Rochesters Handlangern. Und damit wusste Rochester vermutlich auch, dass Myron mit seiner Frau gesprochen hatte. Myron überlegte, ob er Joan Rochester anrufen und ihr Bescheid sagen sollte, entschied sich aber dagegen. Schließlich hatte sie gerade noch einmal gesagt, dass sie schon lange mit ihm zusammen war. Sie würde schon wissen, wie man mit dem Mann umging.

Er fuhr die Northfield Avenue entlang in Richtung Manhattan. Er hatte zwar eigentlich keine Zeit für so was, aber er musste den Verfolger so schnell wie möglich loswerden. Im Film wäre das ein Vorwand für eine Verfolgungsjagd mit einem geschickt inszenierten Wendemanöver gewesen. Im richtigen Leben funktionierte das normalerweise nicht, besonders wenn man schnell irgendwohin musste und nicht die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich ziehen durfte.

Aber es gab auch andere Möglichkeiten.

Musikladenlehrer Drew Van Dyne wohnte ganz in der Nähe

in West Orange. Zorra sollte inzwischen eigentlich auf dem Posten sein. Myron nahm sein Handy und rief sie an. Zorra war sofort dran.

»Hallo, mein Hübscher«, sagte Zorra.

»Ich geh mal davon aus, dass in Van Dynes Haus nichts passiert?«

»Da liegst du richtig, Hübscher. Zorra sitzt nur da und guckt. Zorra langweilt sich.«

Zorra sprach von sich immer in der dritten Person. Sie hatte eine tiefe Stimme, einen starken Akzent, und sie klang immer verschleimt. Es war nicht angenehm.

»Ich werde von einem Wagen verfolgt«, sagte Myron.

»Und Zorra kann helfen?«

»Oh ja«, sagte Myron. »Bestimmt kann Zorra helfen.«

Myron erklärte ihr seinen Plan - einen erschreckend einfachen Plan. Zorra lachte und fing an zu husten.

»Plan gefallen Zorra?«, fragte Myron, der, wie so oft, wenn er sich mit ihr unterhielt, in Zorra-Sprech verfiel.

»Plan gefallen Zorra. Plan gefallen Zorra sogar sehr gut.«

Da sie noch ein paar Minuten für die Vorbereitung brauchte, fuhr Myron noch ein paar kleine Schlenker. Gut zwei Minuten später bog er rechts in den Pleasant Valley Way ein. Zorra stand vor der Pizzeria. Sie trug ihre 30er-Jahre-Blondinen-Perücke, rauchte mit einer langen Zigaretten spitze und sah im Grunde aus wie Veronica Lake nach einem extrem schlimmen Autounfall, wenn Veronica Lake 1,85 Meter groß gewesen wäre, einen Homer-Simpson-Bartschatten gehabt hätte und auch sonst richtig hässlich gewesen wäre.

Zorra winkte kurz, als Myron vorbeikam, und hob den Fuß ein kleines bisschen. Myron wusste, was in dem Absatz war. Bei ihrer ersten Begegnung hatte sie ihm mit dem versteckten Stiletto die Brust aufgeschlitzt. Am Ende hatte Win Zorra nicht umgebracht - was Myron extrem überrascht hatte. Jetzt waren sie beste Kumpel. Esperanza verglich den Sinneswandel mit ihren

Tagen im Ring, wenn ein berüchtigter »böser« Catcher plötzlich umschwenkte und einer von den »Guten« wurde.

Myron bog an der Linksabbieger-Ampel ab und hielt am Straßenrand, zwei Blocks von Zorra entfernt. Er kurbelte sein Fenster herunter, damit er mithören konnte. Zorra stand an einem ziemlich leeren Parkplatz. Es lief wie erwartet. Der Verfolger bog auf den Parkplatz ein, um Myron aus der Entfernung zu beobachten. Er hätte natürlich auch auf der Straße halten können, aber auch das wäre für Zorra kein Problem gewesen.

Der Rest war, wie schon gesagt, erschreckend einfach. Zorra schlenderte zum Wagen. Sie trug zwar schon seit fünfzehn Jahren Schuhe mit hohen Absätzen, bewegte sich aber immer noch wie ein neugeborenes Fohlen auf LSD.

Zorra zog die Scheide von ihrem Stilett-Absatz. Sie hob das Bein und stieß es in den Reifen. Myron hörte, wie die Luft herauszischte. Zorra eilte hinten um den Wagen und zerstörte auch den zweiten Hinterreifen. Aber dann wich sie vom Plan ab.

Sie wartete darauf, dass der Fahrer ausstieg und sie ansprach.

»Nein«, flüsterte Myron. »Verpiss dich einfach.«

Er hatte sich klar ausgedrückt. Zerstich die Reifen und hau ab. Fang keinen Streit an. Zorra war tödlich. Wenn der Kerl - wahrscheinlich irgendein Macho-Schläger - ausstieg, würde Zorra ihn zu Pizzabelag verarbeiten. Ganz abgesehen von moralischen Erwägungen, würden die polizeilichen Ermittlungen ihnen momentan absolut nicht in den Kram passen.

Der Fahrer rief: »Hey! Was soll denn die ...?«, und öffnete die Tür.

Myron drehte sich um und steckte den Kopf aus dem Fenster. Zorra lächelte. Sie ging etwas in die Knie. Myron stieß einen lauten Schrei aus. Zorra hob den Blick und sah Myron an. Myron sah die Vorfreude, es juckte sie zuzuschlagen. Er schüttelte den Kopf, so energisch er konnte.

Eine Sekunde verstrich. Der Schläger war ausgestiegen und knallte die Wagentür zu. »Du dämliche Hure!«

Myron schüttelte noch eindringlicher den Kopf. Der Schläger trat vor. Myron hielt Zorras Blick stand. Zorra nickte widerstreitend.

Und dann lief sie los.

»Hey!« Der Schläger folgte ihr. »Stopp!«

Myron ließ seinen Wagen an. Der Schläger hörte das, drehte sich um und wusste nicht, was er tun sollte. Dann traf er eine Entscheidung, die ihm wahrscheinlich das Leben rettete.

Er rannte zurück zum Wagen.

Mit den platten Reifen kam er aber nicht von der Stelle.

Myron fuhr weiter zu seinem Treffen mit der vermissten Katie Rochester.

41

Drew Van Dyne saß in Big Jake Wolfs Wohnzimmer und versuchte, einen Plan für seine nächsten Schritte auszuarbeiten.

Jake hatte ihm ein Corona Light angeboten. Drew runzelte die Stirn. Ein richtiges Corona, okay, aber mexikanisches Light-Bier? Warum bot er seinen Gästen nicht gleich gekühlte Pisse an? Drew trank trotzdem einen Schluck.

Das Zimmer stank förmlich nach Big Jake. Über dem Kamin hing ein Hirschkopf, und darunter auf dem Sims standen Golf- und Tennispokale. Auf dem Boden lag eine Art Bärenfell-Tepich. Der Fernseher war riesig, mindestens ein 70-Zoll-Bildschirm. Und überall im Raum standen schicke, kleine Lautsprecher. Es lief irgendwelche Klassik. In einer Ecke blinkten die Lichter einer Jahrmarkts-Popcornmaschine. Zwischen all dem standen hässliche goldene Statuen und große Farne. Die Auswahl der Einrichtungsgegenstände basierte eindeutig nicht auf modischen oder funktionellen Gesichtspunkten, es ging unübersehbar einzig und allein darum, dass ein Gegenstand möglichst prunkvoll oder überteuert aussah.

Auf dem Beistelltisch stand ein Foto von Big Jakes scharfer Frau. Drew nahm es in die Hand und schüttelte den Kopf. Lorraine Wolf trug einen Bikini. Auch eine von Jakes Trophäen, dachte er. Ein Bikini-Foto der eigenen Frau auf dem Beistelltisch im Wohnzimmer - wer macht denn so was?

»Ich habe mit Harry Davis gesprochen«, sagte Wolf. Er trank auch ein Corona Light. Dazu hatte er eine halbe Limettescheibe in den Flaschenhals gequetscht. Van Dynes Regel des Alkoholkonsums: Wenn ein Bier eine Obstbeilage braucht, such dir ein anderes Bier. »Der redet schon nicht.«

Drew schwieg.

»Sie glauben das nicht?«

Drew zuckte die Achseln und trank einen Schluck Bier.

»Schließlich hat er dabei am meisten zu verlieren.«

»Glauben Sie?«

»Sie nicht?«

»Das hab ich zu ihm gesagt. Wissen Sie, was er geantwortet hat?«

Jake zuckte die Achseln.

»Er hat gesagt, dass Aimee Biel am meisten zu verlieren hat.« Drew stellte das Bier absichtlich neben den Untersetzer. »Wie finden Sie das?«

Big Jake zeigte mit seinem fleischigen Finger auf Drew. »Und wessen Schuld wäre das dann?«

Schweigen.

Jake ging zum Fenster. Er deutete mit dem Kinn aufs Nachbarhaus. »Sehen Sie das Haus da?«

»Was ist damit?«

»Das ist ein verdammtes Schloss.«

»Ihres ist aber auch nicht übel, Jake.«

Ein schwaches Lächeln umspielte Big Jakes Lippen. »Das ist kein Vergleich.«

Drew hätte darauf hinweisen können, dass alles relativ ist, dass er, Drew Van Dyne, in einem Loch wohnte, das kleiner als

Wolfs Garage war, aber was hätte das gebracht? Drew hätte noch hinzufügen können, dass er keinen Tennisplatz besaß, keine drei Autos, keine goldenen Statuen, keinen Kinosaal und seit der Trennung auch keine Ehefrau mehr, und schon gar keine, die so scharf war, dass sie in einem Bikini hätte Modell stehen können.

»Er ist Staranwalt«, fuhr Jake fort. »War in Yale und reibt das auch jedem unter die Nase. Er hat sich das Yale-Wappen aufs Autofenster geklebt und trägt beim Joggen ein Yale-T-Shirt. Er gibt Partys für Yale-Absolventen. Er führt da in seinem Schloss Bewerbungsgespräche mit Schülern, die sich auf einen Studienplatz in Yale beworben haben. Sein Sohn ist ein Idiot, aber raten Sie mal, auf welche Universität er gehen wird?«

Drew Van Dyne rutschte weiter nach hinten.

»Die Welt ist kein faires Spielfeld, Drew. Man braucht einen guten Einstieg. Und wenn man den nicht hat, muss man eben dafür sorgen. Sie, zum Beispiel, wollten ein großer Rockstar werden. Die Jungs, die es schaffen - die Abermillionen CDs verkauften und die Sportstadien füllen - glauben Sie, die haben mehr Talent als Sie? Nein. Der große Unterschied, vielleicht sogar der einzige Unterschied, besteht darin, dass die bereit sind, jede sich bietende Gelegenheit zu ergreifen. Sie haben irgendwas oder irgendjemanden ausgenutzt. Und Sie haben das eben nicht getan. Wissen Sie, was die größte Binsenweisheit der Welt ist?«

Drew merkte, dass er Big Jake nicht bremsen konnte. Aber das war schon in Ordnung so. Der Mann erzählte ja. Er enthüllte die Dinge auf seine eigene Art. Langsam konnte Drew sich ein Bild machen. Er merkte schon, worauf die Sache hinauslief. »Nein, was denn?«

»Hinter jedem großen Vermögen steckt ein großes Verbrechen.«

Jake wartete und ließ die Information sacken. Drew merkte, wie seine Atmung hektischer wurde.

»Wenn man jemanden sieht, der richtig viel Geld hat«, fuhr

Jake Wolf fort, »einen Rockefeiler oder einen Carnegie oder so. Wollen Sie wissen, was der Unterschied zwischen denen und uns ist? Einer ihrer Urgroßväter hat betrogen, gestohlen oder gemordet. Er hatte Mumm, ja. Aber er hat auch gewusst, dass die Welt unfair ist. Wenn man eine Chance bekommen will, muss man selbst dafür sorgen. Und hinterher erzählt man den Leuten dann, dass man nur hart arbeiten und sich ranhalten muss, um es so weit zu bringen.«

Drew Van Dyne fiel der warnende Anruf wieder ein: *Mach jetzt keine Dummheiten. Es ist alles unter Kontrolle.*

»Dieser Bolitar hat sich nicht abschrecken lassen«, sagte Drew. »Obwohl Sie Ihre Freunde von der Polizei schon auf ihn angesetzt hatten.«

»Um den brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen.«

»Das beruhigt mich jetzt nicht so richtig, Jake.«

»Tja«, sagte Jake, »aber wir wollen auch nicht vergessen, wer schuld daran ist.«

»Ihr Sohn.«

»Hey!« Wieder zeigte Jake mit dem fleischigen Finger auf ihn. »Lassen Sie Randy da raus.«

Drew Van Dyne zuckte die Achseln. »Sie wollten doch wissen, wer daran schuld ist.«

»Er geht nach Dartmouth. Die Sache ist in trockenen Tüchern. Niemand, und schon gar nicht so ein dummes Flittchen, wird da noch dazwischenpfuschen.«

Drew atmete tief durch. »Die Frage ist trotzdem, was Bolitar rauskriegt, wenn er weiter gräbt.«

Jake Wolf sah ihn an. »Nichts«, sagte er.

Drew Van Dyne spürte ein Zwicken ganz unten an seiner Wirbelsäule.

»Warum sind Sie sich so sicher?«

Wolf sagte nichts.

»Jake?«

»Machen Sie sich darüber keine Sorgen. Wie ich schon sagte,

ist mein Sohn auf dem Weg nach Dartmouth. Für ihn ist das damit erledigt.«

»Sie haben auch gesagt, dass hinter jedem großen Vermögen ein großes Verbrechen steckt.«

»Und?«

»Sie bedeutet Ihnen nichts, Jake, stimmt's?«

»Um sie geht es doch gar nicht. Es geht nur um Randy. Um seine Zukunft.«

Jake Wolf wandte sich wieder dem Fenster zu und betrachtete das nachbarliche, durch ein Studium an einer Ivy-League-Universität finanzierte Schloss. Drew sortierte seine Gedanken und versuchte, seine Gefühle im Zaum zu halten. Er sah den Mann an. Er dachte darüber nach, was Jake gesagt hatte und was das womöglich bedeutete. Und er dachte wieder an den Warnanruf.

»Jake?«

»Was ist?«

»Wussten Sie, dass Aimee Biel schwanger ist?«

Es wurde still im Raum. Bei der Hintergrundmusik war gerade Pause zwischen zwei Stücken. Das nächste Stück war schneller, eine alte Nummer von Supertramp. Jake Wolf drehte langsam den Kopf um und musterte Drew von der Seite. Der sah Big Jake die Überraschung an.

»Das ändert nichts«, sagte Jake.

»Das sehe ich anders.«

»Wieso?«

Drew Van Dyne griff in seinen Schulterholster. Er zog die Pistole und richtete sie auf Jake Wolf. »Raten Sie mal.«

musste, es würde einstürzen, wenn man sich dagegenlehnte. Die Feuertreppe war so rostig, dass die Gefahr einer Tetanus-Infektion einem größer erschien als die einer Rauchvergiftung bei einem Brand. Die Fenster waren entweder mit schweren Außen-Rollläden verschlossen oder mit Brettern vernagelt. Das Gebäude war vierstöckig und nahm nahezu den gesamten Block ein.

Myron sagte zu Win: »Das R auf dem Schild ist durchgestrichen.«

»Das ist Absicht.«

»Wieso?«

Win sah ihn an und wartete. Myron ließ es sich durch den Kopf gehen. Aus dem Nail-R-Us wurde Nail-Us.

»Oh«, sagte Myron. »Nett.«

»An zwei Fenstern stehen bewaffnete Wachmänner«, sagte Win.

»Das muss eine ziemlich scharfe Maniküre sein.«

Win runzelte die Stirn. »Die Wachmänner haben ihre Posten erst wieder eingenommen, als deine Ms Rochester und ihr Beau zurückgekommen sind.«

»Die haben Angst vor ihrem Vater«, sagte Myron.

»Das klingt logisch.«

»Weißt du was über den Laden?«

»Auf dem Niveau dieser Klientel kenne ich mich nicht aus«, sagte Win, deutete dann mit einem Nicken auf die Straße und fuhr fort, »sie aber.«

Myron drehte sich um. Von der Sonne war nur noch die Korona zu sehen. Den Rest verdeckte Big Cyndi. Sie trug nur einen weißen Lycra-Overall. Ohne Unterwäsche. Unglücklicherweise sah man das auf den ersten Blick. Bei einem siebzehnjährigen Laufsteg-Model wäre der Spandex-Overall ein modisches Wagnis gewesen. Eine vierzigjährige, mehr als hundertfünfzig Kilo schwere Frau musste schon einen Riesenmumm mitbringen, und wie riesig das alles war, konnte man ja bestens sehen. Alles wippte, als Cyndi sich Myron und Win näherte. Einige Körper-

teile schienen ein Eigenleben entwickelt zu haben und bewegten sich unabhängig vom restlichen Körper wie unzählige kleine Tiere, die in einem weißen Ballon gefangen waren und versuchten, sich zu befreien.

Big Cyndi gab Win einen Kuss auf die Wange. Dann drehte sie sich um und sagte: »Hallo, Mr Bolitar.« Sie umarmte ihn und schlang dabei ihre Arme um ihn, was sich ähnlich anfühlte wie in feuchte Mansarden-Isolierung eingewickelt zu werden.

»Hey, Big Cyndi«, sagte Myron, als sie ihn wieder abgestellt hatte. »Danke, dass Sie so schnell gekommen sind.«

»Wenn Sie rufen, Mr Bolitar, dann eile ich.«

Ihr Gesicht zeigte keine Regung. Myron wusste nie, ob Big Cyndi sich über ihn lustig machte.

»Kennen Sie den Laden?«, fragte er.

»Aber ja doch.«

Sie seufzte. Hirsche im Umkreis von sechzig Kilometern begannen, sich zu paaren. Big Cyndi trug weißen Lippenstift - fast wie in einer Elvis-Dokumentation. Ihr Make-up funkelte. Ihre Fingernägel waren in einem Farbton angemalt, von dem sie ihm einmal erzählt hatte, dass er Pinot Noir hieße. Cyndi war früher Profi-Catcherin gewesen. Sie hatte die Böse gespielt. Sie war so etwas wie eine Idealbesetzung. Für alle, die nie Profi Catchen gesehen haben: Es handelt sich um Theaterstücke von ausgeprägtester Moralität, in denen das Gute gegen das Böse antritt. Jahrelang war Big Cyndi die böse »Kriegsherrin« namens *Human Volcano* gewesen. Eines Nachts nach einem besonders aufreibenden Kampf, in dem Big Cyndi die liebliche und geschmeidige Esperanza »Little Pocahontas« Diaz mit einem Stuhl »verletzt« hatte - die »Verletzungen« waren so schwer, dass die falschen »Sanitäter« kommen und ihr eine Halskrause anlegen mussten -, hatte sie ein wütender Mob vor dem Veranstaltungsort abgefangen.

Als Big Cyndi sich auf den Heimweg machte, hatte der Mob angegriffen.

Womöglich hätte der Mob sie umgebracht. Die Leute waren

aufgeputscht und betrunken, und der Unterschied zwischen Realität und Fiktion war ihnen auch nicht so geläufig. Big Cyndi versuchte zu fliehen, kam aber nicht weg. Sie wehrte sich lange, doch der Mob wollte Blut sehen. Sie bekam einen Fotoapparat und einen Stock an den Kopf und einen Stiefel in den Unterleib. Die Leute bedrängten sie. Irgendwann ging Big Cyndi zu Boden. Der Mob trat auf sie ein.

Als Esperanza das Gemetzel sah, versuchte sie einzuschreiten. Doch die Menge war nicht zu bremsen. Selbst ihre Lieblings-Catcherin konnte dem Blutdurst keinen Einhalt gebieten. Und dann tat Esperanza etwas wahrhaft Fantasievolles.

Sie sprang auf ein Auto und »enthüllte«, dass Big Cyndi sich nur verstellte, um an Informationen heranzukommen. Der Mob ließ fast von Cyndi ab. Des Weiteren, verkündete Esperanza, sei Big Cyndi in Wahrheit die lange verschollene Schwester von Little Pocahontas, Big Chief Mama - was zugegebenermaßen ein ziemlich lahmer Kampfname war, aber schließlich improvisierte Esperanza aus dem Stegreif. Little Pocahontas und ihre Schwester hätten sich jetzt wieder vereinigt und würden ab sofort als Zweierteam antreten.

Die Menge johlte. Dann halfen sie Big Cyndi beim Aufstehen.

Big Chief Mama und Little Pocahontas wurden schnell zum beliebtesten Team im Frauen Catchen. jede Woche spielte sich das gleiche Szenario ab: Esperanza begann den Kampf und war wegen ihres überlegenen Geschicks und ausgefeilter Technik auf der Siegerstraße. Dann taten die Kontrahenten etwas Verbotes - warfen ihr Sand in die Augen oder verwendeten einen der gefürchteten unzulässigen Gegenstände, außerdem gingen die beiden Schurkinnen gemeinsam auf die arme, hilflose Pocahontas los, während ein Betreuer Big Chief Mama ablenkte. Sie prügeln auf die sinnliche Schönheit ein, bis ein Träger von Pocahontas Wildlederbikini riss, dann stieß Big Chief Mama das Kriegsgeheul aus und eilte ihr zu Hilfe.

Wahnsinnig unterhaltsam.

Nach ihrer Zeit als Catcherin hatte Big Cyndi als Rausschmei-
ßerin in mehreren zwielichtigen Sexclubs gearbeitet, in denen
sie auch gelegentlich aufgetreten war. Sie kannte sich auf den
schäbigeren Seiten des Lebens aus. Und darauf zählten sie jetzt.

»Was ist das für ein Laden?«, fragte Myron.

Big Cyndi setzte ihr typisches Totempfahl-Stirnrunzeln auf.
»Die Leute sind in den unterschiedlichsten Bereichen tätig, Mr
Bolitar. Drogen, Internet-Betrug, aber vor allem machen sie in
Sexclubs.«

»Clubs«, wiederholte Myron. »Im Plural?«

Big Cyndi nickte. »So sechs oder sieben verschiedene. Sie wis-
sen doch bestimmt noch, wie in der 42nd Street vor ein paar
Jahren alles voller Sexläden war.«

»Natürlich.«

»Na ja, und als die Stadt die dann rausgedrängt hat, was glau-
ben Sie, wo die dann hingegangen sind?«

Myron sah den Nagel-Salon an. »Hierhin?«

»Hier- und dort- und überallhin. Man kann die Unmoral nicht
abschaffen, Mr Bolitar. Sie zieht einfach nur ein bisschen weiter.«

»Und zwar hierher?«

»Unter anderem hierher. In diesem Gebäude bieten mehrere
Spezialclubs sexuelle Abenteuer für einen internationalen Ge-
schmack.«

»Wenn Sie Spezialclubs sagen ... ?«

»Also. Wenn Sie flachsblonde Frauen mögen, gehen Sie ins
On Golden Blonde. Das ist im ersten Stock hinten rechts. Wenn
Sie auf afroamerikanische Männer stehen, gehen Sie in den zweii-
ten Stock zum - das wird Ihnen gefallen, Mr Bolitar - *Malcolm
Sex*.«

Myron sah Win an. Der zuckte die Achseln.

Big Cyndi fuhr mit ihrem Fremdenführervortrag fort: »Dieje-
nigen mit einem Fable für Asiatinnen besuchen den *Joy Suck
Club* ...«

»Okay«, sagte Myron, »ich hab's verstanden. Und wie komm ich da jetzt rein und finde Katie Rochester?«

Big Cyndi überlegte einen Moment lang. »Ich kann mich als Bewerberin ausgeben.«

»Wie bitte?«

Big Cyndi stemmte ihre gewaltigen Fäuste in die Hüften. Das bedeutete, dass sie knapp zwei Meter voneinander entfernt waren. »Nicht alle Männer, Mr Bolitar, haben eine Vorliebe für zierliche Frauen.«

Myron schloss die Augen und rieb sich den Nasenrücken. »Gut, okay. Schon möglich. Hat jemand noch eine andere Idee?«

Win wartete geduldig. Myron hatte immer gedacht, dass Win Big Cyndi nicht ausstehen konnte, aber Win hatte ihn vor einigen Jahren überrascht, indem er etwas gesagt hatte, das eigentlich auf der Hand hätte liegen müssen. »Eins der schlimmsten und allgemein akzeptiertesten Vorurteile ist das gegen übergewichtige Frauen. Keiner versucht auch nur, hinter die Fassade zu blicken.« Und er hatte Recht. Myron hatte sich geschämt, als Win ihn darauf aufmerksam gemacht hatte. Also hatte er angefangen, Big Cyndi so zu behandeln, wie es sich gehörte - nämlich wie jeden anderen Menschen. Das hatte Big Cyndi angekotzt. Als Myron ihr einmal zugelächelt hatte, hatte sie ihm einen kräftigen Schlag auf die Schulter verpasst - er hatte den Arm zwei Tage nicht mehr richtig bewegen können - und ihn angeschrien: »Hören Sie auf mit dem Scheiß.«

»Vielleicht solltet ihr es ganz direkt versuchen«, sagte Win. »Ich warte hier draußen. Lass dein Handy an. Ihr versucht einfach, die Leute zu überreden, euch da reinzulassen.«

Big Cyndi nickte. »Wir könnten vorgeben, ein Paar auf der Suche nach einem flotten Dreier zu sein.«

Myron wollte etwas sagen, als Big Cyndi fortfuhr: »War nur ein Witz.«

»War mir klar.«

Sie zog eine glänzende Augenbraue hoch und beugte sich zu ihm. Der Berg kam zum Propheten. »Aber jetzt, wo ich dieses sehr erotische Samenkorn gepflanzt habe, könnte es für Sie schwierig werden, den Geschlechtsakt mit einer zierlichen Frau zu vollziehen, Mr Bolitar.«

»Das schaff ich schon irgendwie. Gehen wir.«

Myron ging als Erster durch die Tür. Ein Schwarzer mit Designer-Sonnenbrille hielt ihn an. Er trug einen Ohrstöpsel, als arbeite er für die CIA. Er tastete Myron ab.

»Mann«, sagte Myron, »was für ein Aufwand wegen einer Maniküre.«

Der Mann nahm Myron das Handy ab. »Fotos sind hier verboten«, sagte er.

»Das ist kein Kamerahandy.«

Der Schwarze grinste. »Sie kriegen es zurück, wenn Sie wieder gehen.«

Er grinste weiter, bis Big Cyndi in der Tür erschien. Seine Miene verwandelte sich in reines Entsetzen. Als Big Cyndi durch die Tür kam, bückte sie sich wie ein Riese, der in ein Spielhaus für Kinder kommt. Drinnen richtete sie sich wieder auf, breitete die Arme aus und stellte sich breitbeinig hin. Das weiße Lycra schrie vor Schmerz. Big Cyndi blinzelte dem Schwarzen zu.

»Filz mich, mein Großer«, sagte sie. »Ich hab so einiges dabei.«

Das Outfit saß wie eine zweite Haut. Wenn Big Cyndi wirklich was dabeihatte, wollte der Mann nicht wissen, wo.

»Alles klar, Miss. Gehen Sie rein.«

Noch einmal dachte Myron an die von Win angesprochenen akzeptierten Vorurteile. In seinen Worten hatte sich etwas Persönliches verborgen, aber als Myron nachgehakt hatte, hatte Win das Thema gewechselt. Trotzdem, vor ungefähr vier Jahren hatte Esperanza Big Cyndi ein paar Klienten überlassen wollen. Nach Myron und Esperanza war sie am längsten bei MB Reps. Also war es nur logisch, dass sie eigenständig mit Klienten arbei-

tete. Myron war jedoch von vornherein klar gewesen, dass es in einem Desaster enden würde. Und so war es dann auch gekommen. Niemand wollte sich von Big Cyndi vertreten lassen. Die Klienten schoben es auf ihre exotische Kleidung, ihr Make-up, ihre Art zu reden (sie knurrte gerne), aber natürlich hätte sich nichts geändert, wenn sie das alles abgelegt hätte.

Der Schwarze legte eine Hand übers Ohr. Er bekam eine Anweisung über den Ohrhörer. Dann legte er Myron einen Arm über die Schulter.

»Und wie kann ich Ihnen helfen, Sir?«

Myron entschloss sich, bei der direkten Vorgehensweise zu bleiben. »Ich suche eine Frau namens Katie Rochester.«

»Hier ist niemand mit diesem Namen.«

»Doch, sie ist hier«, sagte Myron. »Sie ist vor zwanzig Minuten durch diese Tür gegangen.«

Der Schwarze trat näher an Myron heran. »Wollen Sie sagen, dass ich lüge?«

Myron hatte große Lust, dem Mann das Knie in den Schritt zu rammen, aber das hätte sie nicht weitergebracht. »Passen Sie auf, wir können die Macho-Posen eine nach der anderen durchgehen, aber was soll das? Ich weiß, dass sie hier reingegangen ist. Ich weiß, warum sie sich versteckt. Ich will ihr nichts Böses. Wir haben jetzt also zwei Möglichkeiten. Erstens, sie redet kurz mit mir, dann ist die Sache erledigt. Und ich verrate niemandem, wo sie ist. Zweitens: Draußen stehen ein paar Leute von mir. Wenn Sie mich jetzt rauswerfen, rufe ich Katies Vater an. Der rückt dann auch noch mit ein paar Leuten an. Wahrscheinlich wird das eine ziemlich hässliche Angelegenheit. Und das haben wir doch eigentlich nicht nötig. Ich will nur mit ihr reden.«

Der Schwarze sagte nichts.

»Und noch was«, fuhr Myron fort. »Wenn sie befürchtet, dass ich für ihren Vater arbeite, stellen Sie ihr folgende Frage: Wenn ihr Vater wüsste, dass sie hier ist, würde er so behutsam vorgehen?«

Wieder zögerte der Schwarze.

Myron breitete die Arme aus. »Ich bin hier in Ihrem Gebäude. Ich bin unbewaffnet. Welchen Schaden soll ich da schon anrichten?«

Der Mann wartete noch ein paar Sekunden. Dann fragte er: »Sind Sie fertig?«

»Außerdem hätten wir vielleicht noch Lust auf einen flotten Dreier«, sagte Big Cyndi.

Myron brachte sie mit einem Blick zum Schweigen. Sie zuckte die Achseln.

»Warten Sie hier.«

Der Mann ging zur Stahltür. Ein Summer erklang. Der Mann drückte die Tür auf und ging hindurch. Myron und Big Cyndi warteten etwa fünf Minuten. Dann kam ein Glatzkopf mit Brille heraus. Er wirkte nervös. Big Cyndi warf ihm heiße Blicke zu. Sie leckte sich die Lippen. Sie legte die Hand auf ihre Brüste. Myron schüttelte den Kopf, fürchtete, sie würde auf die Knie fallen und Gottweißwas mimisch darstellen, als die Tür glücklicherweise wieder aufging. Der Mann mit der Sonnenbrille erschien.

»Sie kommen mit«, sagte er und deutete auf Myron. Dann sah er Big Cyndi an. »Allein.«

Big Cyndi gefiel das nicht. Myron beruhigte sie mit einem Blick und folgte dem Mann. Hinter Myron fiel die Stahltür ins Schloss. Myron sah sich um und sagte: »Uh-oh.«

Sie waren zu viert, verschieden groß und stark. Zwei grinsten, die anderen beiden zogen Grimassen. Alle trugen Jeans und schwarze T-Shirts. Alle waren unrasiert. Myron versuchte festzustellen, wer der Anführer war. Bei einer Massenschlägerei suchten sich die Leute oft den schwächsten Gegner aus. Das war verkehrt. Und falls die Jungs auch nur ein bisschen was draufhatten, war es sowieso egal, was er machte.

Vier gegen einen auf so engem Raum. Die Sache war klar.

Myron sah, dass einer der vier ein paar Zentimeter vor den anderen stand. Er hatte dunkle Haare und passte mehr oder weniger

auf Wins und Edna Skylars Beschreibungen von Katie Rochesters Verehrer. Myron sah ihm mit festem Blick in die Augen.

Dann sagte er: »Sind Sie bescheuert?«

Der Dunkelhaarige runzelte überrascht und verletzt die Stirn.
»Meinen Sie mich?«

»Wenn ich sage: »Ja, ich meine Sie«, sind wir dann durch damit, oder fragen Sie dann noch mal »Meinen Sie mich« oder »Sie meinen doch wohl nicht mich«? Wir haben nämlich beide keine Zeit für solchen Scheiß.«

Der Dunkelhaarige lächelte. »Sie haben eine Möglichkeit vergessen, als Sie eben im Vorraum mit meinem Freund gesprochen haben.«

»Und welche wäre das?«

»Möglichkeit Nummer drei.« Er hob drei Finger, falls Myron nicht begriff, was das Wort *drei* bedeutete. »Wir sorgen dafür, dass Sie Katies Vater nichts davon sagen können.«

Er grinste. Die anderen Männer grinsten auch.

Myron breitete die Arme aus. »Und wie?«

Wieder runzelte der Mann die Stirn. »Hä?«

»Wie wollen Sie dafür sorgen?« Myron sah sich um. »Wollt ihr vier euch auf mich stürzen? Soll das ein Plan sein? Und was dann? Die einzige sichere Möglichkeit, dafür zu sorgen, dass ich nichts verrate, wäre, mich umzubringen. Seid ihr bereit, so weit zu gehen? Und was ist mit meiner liebreizenden Assistentin vorne im Empfangsraum? Wollt ihr die auch umbringen? Und was ist mit meinen anderen Mitarbeitern ...«, die Übertreibung mit dem Plural konnte nicht schaden, »... die draußen auf mich warten? Die bringt ihr dann auch gleich noch um, ja? Oder sieht euer Plan nur vor, dass ihr mich zusammenschlagt, um mir eine Lektion zu erteilen? Falls ja, also erstens lerne ich nicht besonders schnell. Und mit solchen Methoden schon gar nicht. Und zweitens seh ich euch alle und präge mir eure Gesichter ein. Und wenn ihr mich wirklich zusammenschlagt, dann sorgt auch dafür, dass ich hinterher wirklich tot bin, denn wenn nicht, suche

ich euch nachts heim, wenn ihr schlaft. Ich fessele euch, schütte euch Petroleum auf den Sack und zünde es an.«

Myron Bolitar, Meister des Melodrams. Aber dabei sah er einem nach dem anderen entschlossen in die Augen.

»Also«, fragte Myron, »war das eure Möglichkeit Nummer drei?«

Einer der Männer trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. Ein gutes Zeichen. Ein anderer sah einen dritten fragend an. Der Dunkelhaarige hatte fast so etwas wie ein Lächeln im Gesicht. Jemand klopfte von außen an die Tür auf der anderen Zimmerseite. Der Dunkelhaarige öffnete sie einen Spalt, sprach mit jemandem und wandte sich wieder an Myron.

»Sie sind gut«, sagte er zu Myron.

Myron sagte nichts.

»Kommen Sie mit.«

Er öffnete die Tür und forderte Myron mit einer Geste auf vorzugehen. Myron trat in ein rot gestrichenes Zimmer. An den Wänden klebten pornografische Bilder und Plakate von Hardcore-Filmen. Im Zimmer standen eine schwarze Ledercouch, zwei Klappstühle und eine Lampe. Und auf der Couch saß niemand anders als die verängstigte, ansonsten aber anscheinend unversehrte Katie Rochester.

43

Edna Skylar hatte Recht gehabt, dachte Myron. Katie Rochester wirkte deutlich älter und reifer als auf den Fotos. Sie spielte mit einer Zigarette, zündete sie aber nicht an.

Der Dunkelhaarige streckte ihm die Hand entgegen. »Ich bin Rufus.«

»Myron.«

Sie schüttelten sich die Hände. Rufus setzte sich neben Katie auf die Couch. Er nahm ihr die Zigarette aus der Hand.

»In deinem Zustand darfst du nicht rauchen, Schatz«, sagte Rufus. Dann steckte er sich die Zigarette zwischen die Lippen, zündete sie an, legte die Füße auf den Kaffeetisch und stieß eine Rauchwolke aus.

Myron blieb stehen.

»Wie haben Sie mich gefunden?«, fragte Katie Rochester.

»Das spielt keine Rolle..«

»Die Frau, die mich in der U-Bahn gesehen hat. Die hat was gesagt, stimmt's?«

Myron antwortete nicht.

»Scheiße.« Katie schüttelte den Kopf und legte Rufus ihre Hand auf den Oberschenkel. »Jetzt müssen wir uns was Neues suchen..«

»Was?«, sagte Myron und deutete auf das Poster, auf dem eine nackte Frau mit gespreizten Beinen abgebildet war, »und das alles hier zurücklassen?«

»Das ist nicht komisch«, sagte Rufus. »Das ist Ihre Schuld, Mann..«

»Ich muss wissen, wo Aimee Biel ist..«

»Das hab ich Ihnen doch am Telefon schon gesagt«, erwiderte sie. »Ich weiß es nicht..«

»Wissen Sie, dass Aimee auch verschwunden ist?«

»Ich bin nicht verschwunden. Ich bin ausgerissen. Das war meine eigene Entscheidung..«

»Sie sind schwanger..«

»Das stimmt..«

»Aimee Biel auch..«

»Na und?..«

»Sie sind beide schwanger, beide auf die gleiche Schule gegangen und beide ausgerissen oder verschwunden ...«

»Ach, es reißen doch bestimmt jedes Jahr Tausende von schwangeren Mädchen aus..«

»Und die benutzen dann auch alle den gleichen Geidautomaten?..«

»Ich war an diversen Geldautomaten«, sagte Katie. »Ich hab Geld gebraucht.«

»Wie? Kann Rufus hier nicht für Sie sorgen?«

Rufus sagte: »Sie können mich mal, Mann.«

»Es war mein Geld«, sagte Katie.

»Im wievielen Monat sind Sie eigentlich?«

»Das geht Sie nichts an. Das geht Sie hier alles nichts an.«

»Der letzte Geldautomat, bei dem Sie waren, war der von der Citibank in der 52nd Street.«

»Und?«

Katie Rochester schien mit jeder Antwort jünger und trotziger zu werden.

»Der letzte Geldautomat, bei dem Aimee Biel vor ihrem Verschwinden Geld abgehoben hat, war bei derselben Citibank an der 52nd Street.«

Jetzt schien Katie wirklich verwirrt zu sein. Das war nicht gespielt. Sie hatte es nicht gewusst. Sie wandte Rufus den Kopf zu. Ihre Augen verengten sich.

»Hey«, sagte Rufus. »Was guckst du mich so an?«

»Rufus, hast du ... ?«

»Was hab ich?« Er warf die Zigarette auf den Boden und sprang auf. Er hob die Hand, als wollte er sie mit dem Handrücken schlagen. Myron trat zwischen die beiden. Rufus brach ab, lächelte und hob die Hände.

»Schon gut, Baby.«

»Worum ging's denn da gerade?«, fragte Myron ihn.

»Nichts, es ist vorbei.« Rufus sah sie an. »Tut mir leid, Baby. Du weißt doch, dass ich dich niemals schlagen würde, klar?«

Katie sagte nichts. Myron versuchte, ihren Gesichtsausdruck zu deuten. Es lag etwas darin, was er schon bei ihrer Mutter gesehen hatte. Myron beugte sich zu ihr herunter.

»Soll ich Sie hier rausholen?«, fragte er.

»Was?« Katies Kopf schoss hoch. »Nein, natürlich nicht. Wir lieben uns.«

Myron sah sie an, versuchte wieder, irgendwelche Hinweise für Not oder Schmerz zu entdecken, fand aber nichts.

»Wir kriegen ein Baby«, sagte sie.

»Warum haben Sie Rufus so angeguckt? Als ich den Geldautomaten erwähnt habe?«

»Das war albern. Vergessen Sie's.«

»Verraten Sie's mir trotzdem.«

»Ich hab gedacht ... aber das stimmt nicht.«

»Was haben Sie gedacht?«

Rufus legte die Füße wieder auf den Kaffeetisch und schlug die Beine übereinander. »Ist schon in Ordnung, Baby. Erzähl's ihm.«

Katie Rochester sah zu Boden. »Das war nur, na ja, eine Reaktion, ja?«

»Eine Reaktion auf was?«

»Rufus ist dabei gewesen. Weiter nichts. Den Geldautomaten als letzten zu nehmen war seine Idee. Er dachte, weil er in Middtown ist, wäre es schwierig, ihn mit irgendeinem Ort in Verbindung zu bringen. Und mit dem hier schon gar nicht.«

Vor Stolz auf seinen Einfallsreichtum zog Rufus eine Augenbraue hoch.

»Aber wissen Sie, Rufus hat einige Mädchen, die für ihn arbeiten. Und bei denen, die Geld haben, kann ich mir vorstellen, dass er mit ihnen zum Geldautomaten geht, damit sie das Geld abheben. Ihm gehört einer von den Clubs hier. Er heißt *Barely Legal*. Für Männer, die Mädchen suchen, die ...«

»Ich glaub, ich weiß, was gemeint ist. Erzählen Sie weiter.«

»Legal«, sagte Rufus und hob den Zeigefinger. »Der Club heißt *Barely Legal*. Das Schlüsselwort ist legal. Alle Mädchen sind volljährig.«

»Ich bin sicher, der ganze Lesekreis Ihrer Mutter ist total neidisch darauf, was sie für einen tollen Sohn hat, oder, Rufus?« Myron wandte sich wieder an Katie. »Sie haben also gedacht ... ?«

»Ich hab gar nichts gedacht. Ich hab einfach reagiert, ohne zu denken.«

Rufus nahm die Füße vom Tisch und beugte sich vor. »Sie hat gedacht, Aimee wäre eins von meinen Mädchen. Ist sie aber nicht. Hören Sie, das ist doch genau die Lüge, die ich den Leuten hier verkaufe. Die Leute glauben, die Girls hier sind vom Land oder aus ihren Elternhäusern in den Vororten ausgerissen und in die Stadt gekommen, weil sie Schauspielerinnen oder Tänzerinnen oder so was werden wollen, und weil sie sich erst mal so durchschlagen müssen. Das ist die Fantasie, für die die Freier hier Geld ausgeben. Sie sollen ruhig glauben, dass sie ein Mädchen vom Land kriegen, wenn ihnen dabei einer abgeht. Eigentlich sind das aber nur Junkies, die ich von der Straße hole. Die Hübscheren haben mehr Glück und können Pornos drehen«, er deutete auf das Filmposter, »und die Hässlicheren müssen direkt an die Freier ran. So einfach ist das.«

»Sie suchen sich also keine Mädchen an High Schools?«

Rufus lachte. »Schön wär's. Wollen Sie wissen, wo ich mir meine Mädchen suche?«

Myron wartete.

»Zum Beispiel bei den Treffen der Anonymen Alkoholiker. Oder in Rehabilitations-Zentren. Das sind meine Bewerbungscouchs, wenn Sie wissen, was ich meine. Ich setz mich hinten in die Ecke, trink eine Tasse von dem miesen Kaffee da und hör zu. Und in den Pausen Sprech ich die Mädels dann an, geb ihnen eine Karte und warte darauf, dass sie rückfällig werden. Und das werden die meisten. Dann kann ich sie einfach einsammeln.«

Myron sah Katie an. »Wow, das ist ja wirklich ein starker Typ.«

»Sie kennen ihn ja gar nicht«, sagte sie.

»Ja, bestimmt ist er eine sehr komplexe Persönlichkeit.« Myron juckte es wieder in den Fingern, aber er schluckte die Bemerkung herunter. »Und wie haben Sie sich kennen gelernt?«

Rufus schüttelte den Kopf. »So nicht.«

»Wir lieben uns«, sagte Katie. »Er hatte geschäftlich mit meinem Dad zu tun. Er ist bei uns zu Hause gewesen, und da haben wir uns angeguckt, und ...« Sie lächelte und sah dabei hübsch, jung und dumm aus.

»Liebe auf den ersten Blick«, sagte Rufus.

Myron sah ihn nur an.

»Was?«, sagte er. »Halten Sie das für unmöglich?«

»Nein, Rufus, du bist offenbar ein echter Glücksgriff.«

Rufus schüttelte den Kopf. »Das hier ist nur mein Job. Sonst nichts. Katie und das Baby sind mein Leben. Verstehen Sie?«

Myron sagte wieder nichts. Er griff in die Tasche und zog das Foto von Aimee Biel heraus. »Sehen Sie es sich an, Rufus.«

Das tat er.

»Ist sie hier?«

»Mann, ey, ich schwöre bei meinem ungeborenen Kind, dass ich die Braut noch nie gesehen habe und nicht weiß, wo sie ist.«

»Wenn Sie lügen ...«

»Schluss mit den Drohungen, okay? Das ist ein vermisstes Mädchen, ja? Die Polizei sucht es. Seine Eltern suchen es. Glauben Sie wirklich, dass ich mir solchen Ärger einhandeln will?«

»Hier ist doch auch ein vermisstes Mädchen«, sagte Myron. »Sein Vater setzt Himmel und Hölle in Bewegung, um es zu finden. Und die Polizei ist auch interessiert.«

»Aber das ist doch was ganz anderes«, sagte Rufus flehentlich. »Ich liebe sie. Für Katie würde ich durchs Feuer gehen. Verstehen Sie das nicht? Aber das Mädchen da ... das wäre den Ärger nicht wert. Wenn es hier wäre, würde ich es zurückgeben. Solchen Stress kann ich hier wirklich nicht brauchen.«

Auf traurige und mitleiderregende Weise klang das absolut logisch.

»Aimee Biel hat denselben Geldautomaten benutzt«, wiederholte Myron. »Haben Sie irgendeine Erklärung dafür?«

Beide schüttelten den Kopf.

»Haben Sie irgendwem davon erzählt?«

Katie fragte: »Von dem Geldautomaten?«

»Ja.«

»Ich glaub nicht.«

Myron kniete sich zwischen sie. »Hören Sie, Katie. Ich glaube nicht an Zufälle. Es muss einen Grund dafür geben, dass Aimee gerade diesen Geldautomaten benutzt hat. Es muss eine Verbindung zwischen Ihnen und Aimee geben.«

»Ich hab Aimee kaum gekannt. Na ja, ich bin auf die gleiche Schule gegangen, aber wir haben nie was zusammen gemacht oder so. Ich hab sie auch gelegentlich in der Shopping Mall gesehen, aber da haben wir uns nicht mal begrüßt. In der Schule hat sie dauernd mit ihrem Freund rumgehangen.«

»Randy Wolf.«

»Ja.«

»Kennen Sie ihn?«

»Klar. Er ist der Goldjunge der Schule. Mit einem reichen Vater, der ihn rausgehauen hat, als er in der Bredouille war. Kennen Sie Randys Spitznamen?«

Myron erinnerte sich, dass er auf dem Parkplatz der Schule etwas gehört hatte. »Farmboy, oder so.«

»Pharm, nicht Farm. Mit PH, nicht mit F. Wissen Sie, woher er den hat?«

»Nein.«

»Es kommt von *Pharmazeutika*. Randy ist der größte Dealer an der Livingston High.« Katie lächelte. »Moment, Sie wollten doch wissen, welche Verbindungen ich zu Aimee Biel habe? Die einzige, die mir einfällt: Ihr Freund hat mir Dope verkauft.«

»Moment.« Myron hatte das Gefühl, dass das Zimmer anfing sich zu drehen. »Sie hatten gerade was über seinen Vater gesagt.«

»Big Jake Wolf. Eine große Nummer in der Stadt.«

Myron nickte, hatte aber fast Angst, sich noch mehr zu be-

wegen. »Sie haben gesagt, er hätte Randy aus der Bredouille geholt.« Seine eigene Stimme schien sehr weit weg zu sein.

»Das war nur ein Gerücht.«

»Erzählen Sie es mir.«

»Was meinen Sie? Ein Lehrer hat Randy auf dem Schulgelände beim Dealen erwischt. Er hat ihn bei der Polizei angezeigt. Sein Dad soll die Polizei bestochen haben. Und den Lehrer auch, oder so. Die haben dann alle in sich reingegrinst und erzählt, dass sie dem Star-Quarterback nicht seine blendende Zukunft verbauen wollen.«

Myron nickte weiter. »Wer war der Lehrer?«

»Keine Ahnung.«

»Gab es irgendwelche Gerüchte?«

»Nein.«

Myron hatte schon eine Ahnung, wer das gewesen sein könnte.

Er stellte noch ein paar Fragen. Aber mehr war hier nicht zu holen. Randy und Big Jake Wolf. Die beiden tauchten immer wieder auf. Dazu der Lehrer/Studienberater Harry Davis und der Musiker/Lehrer/Neglige-Käufer Drew Van Dyne. Und die Stadt Livingston, mit der rebellierenden Jugend und dem Erfolgsdruck, der auf diesen Kindern lastete, spielte auch eine Rolle.

Myron sah Rufus an. »Lassen Sie uns einen Moment allein.«

»Ist nicht drin.«

Aber Katie hatte ihre Sicherheit zurückgewonnen. »Mach dir keine Sorgen, Rufus, das geht schon.«

Er stand auf. »Ich warte direkt hinter der Tür«, sagte Rufus zu Myron. »Mit meinen Mitarbeitern. Alles klar?«

Myron verkniff sich die Antwort und wartete, bis sie allein waren. Er dachte an Dominick Rochester, der seine Tochter suchte und vielleicht sogar wusste, dass sich Katie an einem solchen Ort mit einem Mann wie Rufus befand. Plötzlich kam Myron Dominick Rochester's Überreaktion - dieser unbezähmbare Wunsch, seine Tochter zu finden — nachvollziehbar vor.

Myron beugte sich zu ihr herab und flüsterte. »Ich kann Sie hier rausholen.«

Sie lehnte sich zurück und zog eine Grimasse. »Worüber reden Sie?«

»Ich weiß, dass Sie von Ihrem Vater wegwollen, aber dieser Typ ist nicht der Richtige.«

»Woher wollen Sie wissen, wer für mich der Richtige ist?«

»Er leitet ein Bordell, verdammt noch mal. Er hätte Sie beinah geschlagen.«

»Rufus liebt mich.«

»Ich kann Sie hier rausholen.«

»Ich würde nicht mitgehen«, sagte sie. »Ich würde lieber sterben, als ohne Rufus weiterzuleben. Hab ich mich klar genug ausgedrückt?«

»Katie«

»Machen Sie, dass Sie hier rauskommen.«

Myron stand auf.

»Wissen Sie was?«, sagte sie. »Vielleicht ist Aimee mir ähnlicher, als Sie denken.«

»Wieso?«

»Vielleicht braucht sie auch niemanden, der sie rettet.«

Oder, dachte Myron, vielleicht braucht ihr beide jemanden.

44

Big Cyndi blieb noch da und zeigte Aimees Foto in der Nachbarschaft herum. Für alle Fälle. Wer in diesen zwielichtigen Branchen arbeitete, sprach zwar nicht mit der Polizei oder Myron, mit Big Cyndi aber schon. Es war gut, sie mit im Boot zu haben.

Myron und Win gingen zurück zu ihren Wagen.

»Kommst du mit zum Apartment?«, fragte Win.

Myron schüttelte den Kopf. »Ich hab noch was zu tun.«

»Ich löse Zorra ab.«

»Danke.« Dann sah Myron noch einmal zurück zum Lagerhaus und sagte: »Ich lass sie nicht gerne hier.«

»Katie Rochester ist eine erwachsene Frau.«

»Sie ist achtzehn.«

»Genau.«

»Was willst du dann damit sagen? Sobald man achtzehn ist, muss man alleine zusehen, wie man in der Welt zurechtkommt? Wir retten doch nur Erwachsene.«

»Nein«, sagte Win. »Wir retten diejenigen, die wir retten können. Wir retten Leute, die in Schwierigkeiten stecken. Wir retten Menschen, die unsere Hilfe brauchen und uns darum bitten. Wir retten nicht - ich wiederhole, *nicht* - diejenigen, die sich für einen Weg entscheiden, der nicht unseren Vorstellungen entspricht. Falsche Entscheidungen gehören zum Leben.«

Sie gingen weiter. Myron sagte: »Du weißt doch, dass ich gern bei Starbucks Zeitung lese, ja?«

Win nickte.

»Alle Teenager, die da rumhängen, rauchen. Ausnahmslos. Ich sitze dann also da und sehe zu, wie sie sich einfach so ganz beiläufig ihre Zigaretten anzünden, und denke mir: »Myron, da müsstest du was sagen.« Ich überlege, ob ich nicht zu ihnen gehen, mich für die Störung entschuldigen und sie bitten sollte, sofort mit dem Rauchen aufzuhören, weil es später nur noch schwieriger wird. Ich will sie schütteln und ihnen erklären, wie dumm sie sich verhalten. Ich will ihnen von den vielen Menschen erzählen, die ich gekannt habe, Menschen, die wunderbar und glücklich gelebt haben, wie zum Beispiel Peter Jennings, der nach allem, was ich so gehört habe, ein prima Kerl gewesen ist und ein tolles Leben geführt hat, das aber dann ein frühes Ende genommen hat, weil er so jung mit dem Rauchen angefangen hatte. Ich will ihnen die ganze Litanei von Gesundheitsproblemen ins Gesicht schreien, die ihnen bevorstehen, weil sie sich gerade so lässig eine Zigarette angesteckt haben.«

Win sagte nichts. Er sah geradeaus und ging einfach weiter.

»Aber dann denke ich, das würde sowieso nichts helfen, und ich sollte mich um meinen eigenen Kram kümmern. Die Raucher wollen das nicht hören. Und von mir schon gar nicht. Schließlich bin ich nur irgendein Fremder, der sie vom Rauchen abhalten will. Ich bin nicht wichtig genug, sie zum Aufhören zu bringen. Wahrscheinlich würden sie mich auffordern, mich zu verpissen. Also sage ich nichts. Ich achte nicht weiter drauf und konzentriere mich auf meine Zeitung und meinen Kaffee, während diese Kids neben mir sitzen und langsamem Selbstmord begehen. Und ich lasse sie einfach machen.«

»Wir entscheiden, in welchen Kampf wir ziehen«, sagte Win.
»Bei dem stünden wir von vornherein auf verlorenem Posten.«

»Ich weiß, aber es gibt noch einen anderen Aspekt dabei: Wenn ich jedem Jugendlichen immer, wenn ich mitkriege, wie sich einer eine ansteckt, etwas sagen würde, könnte ich meine Anti-Zigaretten-Predigt mit der Zeit verbessern. Und dann könnte ich womöglich zu einem von den Jugendlichen durchdringen. Und damit würde vielleicht einer mit dem Rauchen aufhören. Und so könnte meine Hartnäckigkeit ein Leben retten. Es wäre vielleicht nur ein einziges, aber trotzdem frage ich mich, ob Schweigen die richtige Entscheidung ist - oder ob ich nur den Weg des geringsten Widerstands gehe.«

»Und wie geht's dann weiter?«, fragte Win.

»Was meinst du damit?«

»Setzt du dich in den nächsten McDonald's und beschimpfst die Leute, die Big Macs essen? Wenn du siehst, wie eine Mutter ihren übergewichtigen Sohn anspornt, seine zweite Riesenportion Pommes zu essen, warnst du sie dann vor der harten Zukunft, die sie ihrem Sohn damit beschert?«

»Nein.«

Win zuckte die Achseln.

»Okay, vergiss es«, sagte Myron. »Aber in diesem Fall sitzt eine schwangere Frau nur ein paar Meter von uns entfernt in diesem Puff ...«

»... die erwachsen ist und ihre eigene Entscheidung getroffen hat«, beendete Win den Satz.

Sie gingen weiter.

»Es passt zu dem, was Dr. Skylar mir erzählt hat.«

»Wer?«, fragte Win.

»Die Frau, die Katie in der Nähe der U-Bahn gesehen hat. Dr. Edna Skylar. Sie hat erzählt, dass sie die unschuldigen Patienten bevorzugt. Nicht in dem Sinne, dass sie den hippokratischen Eid missachtet, aber wenn's hart auf hart geht, behandelt sie lieber die Patienten, die es verdient haben.«

»Lieg in der Natur des Menschen«, sagte Win. »Ich gehe aber davon aus, dass dir ihre Einstellung nicht unbedingt gefallen hat?«

»Überhaupt nicht.«

»Aber Dr. Skylar ist nicht die Einzige, die so handelt. Du machst das genauso, Myron. Wenn wir den Schuldkomplex, den Claire dir aufgeladen hat, mal außer Acht lassen, willst du Aimee doch helfen, weil du sie für unschuldig hältst. Würdest du nach einem männlichen Teenager, der schon seit Jahren an der Nadel hängt, auch so intensiv suchen? Natürlich nicht. Wir alle treffen solche Entscheidungen, ob es dir gefällt oder nicht.«

»Das ist nicht alles.«

»Wieso?«

»Wie wichtig ist es, auf welche Universität man geht?«

»Was hat denn das damit zu tun?«

»Wir hatten Glück«, sagte Myron. »Wir waren auf der Duke.«

»Und was heißt das?«

»Ich habe Aimee da reingelotst. Ich hab ein Empfehlungsschreiben geschickt und Wheat Manson angerufen. Ich zweifle, dass sie ohne meine Hilfe angenommen worden wäre.«

»Na und?«

»Die Frage ist, wo ziehe ich die Grenze? Maxine Chang hat

mir klargemacht, dass sie einen Bewerber ablehnen, wenn sie einen anderen annehmen.«

Win verzog das Gesicht. »So läuft das im Leben.«

»Das macht's nicht besser.«

»Irgendjemand muss doch eine Entscheidung treffen. Und die beruht immer auf mehr oder weniger subjektiv festgelegten Kriterien.« Win zuckte die Achseln. »Warum sollst du nicht das Zünglein an der Waage sein?«

Myron schüttelte den Kopf. »Ich bin überzeugt davon, dass es irgendwas mit Aimees Verschwinden zu tun hat.«

»Ihre Zulassung in Duke?«

Myron nickte.

»Inwiefern?«

»Das weiß ich noch nicht.«

Sie verabschiedeten sich. Myron ging zu seinem Wagen und sah auf dem Handy nach. Eine neue Nachricht auf der Mailbox. Er hörte sie ab.

»Myron? Hier ist Gail Berruti. Der Anruf, nach dem du gefragt hast, der bei Erik Biel ...« Hinter ihr wurde es laut. »Was? Mist. Einen Moment mal eben.«

Myron wartete. Es ging um den Anruf mit der Computer-Stimme, in dem Claire mitgeteilt wurde, dass es Aimee gut ginge. Nach ein paar Sekunden war Berruti wieder da.

»Entschuldige. Wo war ich? Ach ja, hier steht's. Der Anruf kam aus einer Telefonzelle in New York City. Um genau zu sein, von einer Reihe Münztelefone im U-Bahnhof an der 23rd Street. Ich hoffe, das hilft dir weiter.«

Klick.

Myron dachte darüber nach. Genau da, wo Katie Rochester gesehen worden war. Das war wohl irgendwie logisch. Oder, wenn man berücksichtigte, was er gerade erfahren hatte, vielleicht auch absolut unlogisch.

Wieder summte sein Handy. Es war Wheat Manson von Duke. Er klang nicht glücklich.

»Was zum Teufel geht hier vor?«, fragte Wheat.

»Was hast du rausgekriegt?«

»Die Einstufung von dem Chang-Jungen, die du mir gegeben hast, stimmt mit unseren Unterlagen überein.«

»Er ist Vierterbester seiner Klassenstufe und wurde nicht genommen?«

»Willst du darauf raus, Myron?«

»Nein, Wheat. Was ist mit Aimees Einstufung?«

»Die ist das Problem.«

Myron fragte noch nach ein paar Einzelheiten, bevor er wieder auflegte.

Langsam fügten sich die Einzelteile zu einem Bild zusammen.

Eine halbe Stunde später war Myron bei Ali Wilder, der ersten Frau seit sieben Jahren, der er gesagt hatte, dass er sie liebte. Er hielt vor ihrem Haus, stellte den Motor aus und blieb noch einen Moment im Wagen sitzen. Zu viele Gedanken wirbelten in seinem Kopf herum. Er dachte an Kevin, ihren verstorbenen Mann. Dieses Haus hatten sie gemeinsam gekauft. Vor seinem inneren Auge sah Myron, wie Kevin und Ali in Begleitung des Maklers vorfuhren, sich das Haus ansahen und dieses als das Gebäude auswählten, in dem sie die nächsten Jahrzehnte verbringen und ihre Kinder großziehen wollten. Waren sie Hand in Hand durch ihre zukünftige Wohnung gegangen? Was hatte Kevin angesprochen, oder hatte ihn eher die Begeisterung seiner geliebten Frau zum Kauf verführt? Und warum dachte Myron eigentlich über solche Dinge nach?

Er hatte Ali gesagt, dass er sie liebte.

Hätte er das auch getan - hätte er einfach so »Ich liebe dich« gesagt -, wenn Jessica ihn gestern Nacht nicht besucht hätte?

Ja. *Bist du dir sicher, Myron?*

Sein Handy klingelte. »Hallo?«

»Hast du vor, die ganze Nacht im Wagen sitzen zu bleiben?«

Sein Herz machte einen Freudensprung, als er Alis Stimme hörte. »Entschuldige, ich hab nur nachgedacht.«

»Über mich?«

»Ja.«

»Darüber, was du mit mir machen willst?«

»Na ja, nicht direkt«, sagte er. »Aber wenn du willst, kann ich jetzt damit anfangen.«

»Lass gut sein. Ich habe schon alles bis ins Detail geplant. Du bringst nur alles durcheinander.«

»Erzähl.«

»Ich würd's dir lieber zeigen. Komm zur Tür. Klopfnicht. Sag nichts. Jack schläft, und Erin sitzt oben an ihrem Computer.«

Myron legte auf. Er sah sein Spiegelbild - dämlich grinsend - im Rückspiegel. Er versuchte, nicht zur Tür zu rennen, konnte sich aber einen schnellen, beschwingten Gang nicht verkneifen. Die Haustür wurde geöffnet. Ali trug die Haare offen. Ihre leuchtend rote Bluse saß eng. Sie spannte über der Brust und wartete nur darauf, aufgeknöpft zu werden.

Ali legte den Finger über die Lippen. »Pst.«

Sie küsste ihn. Hart und intensiv. Es ging ihm bis in die Fingerspitzen. Sein Körper jubilierte. Sie flüsterte ihm ins Ohr: »Die Kinder sind oben.«

»Das hast du schon gesagt.«

»Ich steh nicht auf Risiko«, sagte sie. Dann leckte sie ihm übers Ohr. Myrons ganzer Körper zuckte vor Lust. »Aber ich will dich wirklich.«

Sie küssten sich noch einmal. Sie ergriff seine Hand und führte ihn schnell den Flur entlang. Sie schloss die Küchentür. Sie gingen durchs Wohnzimmer. Sie schloss noch eine Tür.

»Was hältst du von der Couch?«, fragte sie.

»Mir egal, ob wir's auf einem Nagelbrett oder an der Mittellinie im Madison Square Garden machen.«

Sie ließen sich auf die Couch fallen. »Zwei geschlossene Türen«, sagte Ali schwer atmend. Wieder küssten sie sich. Ihre Hände fingen an, den Körper des anderen zu erkunden. »Da kann sich keiner heimlich anschleichen.«

»Meine Güte, was für eine Planung«, sagte Myron.

»Dafür habe ich fast den ganzen Tag gebraucht.«

»Ist es aber auch wert«, sagte er.

Sie wackelte mit den Augenbrauen. »Dann warte mal ab, wie's weitergeht.«

Sie hatten die Kleidung anbehalten. Das war das Faszinierendste. Natürlich waren Knöpfe geöffnet und Reißverschlüsse heruntergezogen worden. Aber sie hatten sich nicht ausgezogen. Und jetzt, wo sie einander völlig erschöpft und keuchend in den Armen lagen, sagte Myron das, was er bei Ali hinterher immer gesagt hatte.

»Wow.«

»Du findest für alles die richtigen Worte.«

»Man soll keine großen Worte bemühen, wenn die kleinen genügen.«

»Ich könnte jetzt einen Witz machen, aber das lass ich lieber.«

»Danke«, sagte er. Dann: »Darf ich dich was fragen?«

Ali kuschelte sich enger an ihn. »Was du willst.«

»Sind wir uns treu?«

Sie sah ihn an. »Ist das dein Ernst?«

»Ich glaub schon.«

»Das klingt fast so, als würdest du fragen, ob ich fest mit dir gehen will.«

»Klar, wieso nicht?«

»Ich würde »Ja, toll!« rufen. Und dich dann fragen, ob ich deinen Namen überall in mein Heft schreiben und deine Schulturnschirts-Jacke tragen darf.«

Er lächelte.

Ali fragte: »Besteht zwischen dieser Frage und dem Austausch von Liebesbekundungen irgendein Zusammenhang?«

»Ich glaube nicht.«

Schweigen.

»Wir sind erwachsen, Myron. Du kannst ins Bett gehen, mit wem du willst.«

»Ich will ja gar nicht mit jemand anders ins Bett gehen.«

»Und warum fragst du mich das jetzt?«

»Weil, äh, vorhin. Ich, äh, irgendwie kann ich nicht klar denken, wenn ich in so einem Zustand ... du weißt schon.« Er gestikulierte. Ali verdrehte die Augen.

»Männer. Nein, ich meine, warum heute Nacht? Warum stellst du gerade jetzt die Frage nach der Treue?«

Er überlegte, was er sagen sollte. Er war zwar immer für Ehrlichkeit, aber sollte er wirklich von Jessicas nächtlichem Besuch erzählen? »Ich wollte nur wissen, wo wir stehen.«

Plötzlich donnerten Schritte die Treppe herunter.

»Mom!«

Es war Erin. Eine Tür - die erste von zweien - wurde aufgerissen.

Myron und Ali bewegten sich mit einer Geschwindigkeit, die NASCAR Respekt eingeflößt hätte. Sie waren zwar angezogen, sorgten aber wie ein paar Teenager dafür, dass alle Verschlüsse geschlossen waren und ordentlich saßen, bis der zweite Türknauf gedreht wurde. Myron hüpfte zur anderen Seite der Couch, als Erin die Tür aufwarf. Beide versuchten mehr oder weniger erfolgreich, den schuldbewussten Ausdruck aus ihrem Gesicht zu tilgen.

Erin stürmte ins Zimmer. Sie sah Myron an. »Gut, dass du da bist.«

Ali zupfte noch ihr Hemd zurecht. »Was ist los, Schatz?«

»Kommt mal schnell mit rauf«, sagte Erin.

»Warum, was ist los?«

»Ich war am Rechner und hab mit meinen Freundinnen gechattet. Und gerade - also vor dreißig Sekunden oder so - hat Aimee Biel sich eingeloggt und mich begrüßt.«

45

Sie rannten die Treppe hinauf zu Erins Zimmer.

Myron nahm immer drei Stufen auf einmal. Das Haus bebte. Es war ihm egal. Als er in Erins Zimmer kam, fiel ihm als Erstes auf, wie sehr es dem von Aimee ähnelte. Die Gitarren, die Fotos auf dem Spiegel, der Computer auf dem Schreibtisch. Die Farben waren anders, es gab mehr Kissen und Stofftiere, aber man sah sofort, dass in beiden Zimmern Mädchen im High-School-Alter wohnten, die auch sonst viel gemeinsam hatten.

Myron ging zum Computer. Erin folgte ihm, Ali kam als Letzte. Erin setzte sich und deutete auf ein Wort:

GuitarLovurCHC.

»CHC heißt Crazy Hat Care«, sagte Erin. »Das ist der Name der Band, die wir gerade gründen.«

Myron sagte: »Frag Aimee, wo sie ist.«

Erin tippte: WO BIST DU? Dann drückte sie die Return-Taste.

Zehn Sekunden vergingen. Myron fiel das Icon in Aimees Profil auf. Die Band Green Day. Ihr Bildschirmhintergrund zeigte die New York Rangers. Bei ihrer Antwort wurden ein paar Takte ihres »Buddy-Sounds« eingespielt. Es war aus einem Stück von Usher.

KANN ICH NICHT SAGEN. ABER MIR GEHT'S GUT. MACH DIR KEINE SORGEN.

»Sag ihr, dass ihre Eltern am Boden zerstört sind. Sie soll sie anrufen.«

Erin tippte: DEINE ELTERN FLIPPEN AUS. DU MUSST SIE ANRUFEN.

ICH WEISS. ABER ICH BIN BALD WIEDER ZU HAUSE. DANN ERKLAER ICH ALLES.

Myron überlegte, wie er weiter vorgehen sollte. »Schreib ihr, dass ich hier bin.«

Erin tippte: MYRON IST HIER.

Lange Pause. Der Cursor blinkte.

ICH DACHTE, DU WAERST ALLEIN.

ENTSCHULDIGE. ER STEHT HIER NEBEN MIR.

*ICH WEISS, DASS ICH MYRON IN SCHWIERIGKEITEN
GEBRACHT HABE. SAG IHM, ES TUT MIR LEID. ABER MIR
GEHT'S GUT.*

Myron überlegte. »Erin, frag sie was, das nur sie wissen kann.«

»Zum Beispiel?«

»Ihr habt euch doch bestimmt über persönliche Dinge unterhalten, ja? Geheimnisse ausgetauscht?«

»Klar.«

»Ich bin nicht davon überzeugt, dass das Aimee ist. Frag sie was, das nur ihr beide wisst.«

Erin überlegte einen Moment lang. Dann tippte sie: WIE HEISST DER TYP, IN DEN ICH VERKNALLT BIN?

Der Cursor blinkte. Sie würde nicht antworten. Myron war sich ziemlich sicher. Dann antwortete GuitarLovurCHC:

HAT ER DICH ENDLICH EINGELADEN?!?

Myron sagte: »Besteh darauf, dass sie den Namen nennt.«

»Bin schon dabei«, sagte Erin. Sie tippte: WIE HEISST ER?
ICH MUSS LOS.

Erin brauchte keine Aufforderung: DU BIST NICHT AIMEE. AIMEE KENNT DEN NAMEN.

Lange Pause. Die längste bisher. Myron drehte sich zu Ali um. Sie starzte auf den Monitor. Myron hörte seine eigenen Atemzüge, als hielte er sich eine Muschel ans Ohr. Dann erschien schließlich eine Antwort.

MARK COOPER.

Der Name verschwand vom Monitor. GuitarLovurCHC war verschwunden.

Einen Moment lang bewegte sich niemand. Myron und Ali sahen Erin an. Sie erstarrte.

»Erin?«

Etwas geschah in ihrem Gesicht. Der Mundwinkel fing leicht an zu zittern. Dann breitete sich das Zittern aus.

»Oh Gott«, sagte Erin.

»Was ist los?«

»Wer ist denn dieser Mark Cooper?«

»War es Aimee oder nicht?«

Erin nickte. »Es war Aimee. Aber ...«

Als sie weitersprach, schien es im Zimmer mindestens zehn Grad kälter zu werden.

»Aber was?«, sagte Myron.

»Mark Cooper ist nicht der Typ, in den ich verknallt bin.«

Myron und Ali waren verwirrt.

Ali fragte: »Wer ist er dann?«

Erin schluckte. Sie sah erst Myron, dann ihre Mutter an. »Mark Cooper war der unheimliche Typ, der mit in meinem Sommer-Camp war. Ich hab Aimee von ihm erzählt. Er hatte so einen lästernen Blick und ist ein paar Mädchen nachgelaufen und so. Immer wenn er vorbeigekommen ist, haben wir gelacht und uns was zugeflüstert...« Ihre Stimme erstarb, kam dann wieder, allerdings etwas leiser. »Wir haben geflüstert: »Es gibt Ärger. ««

Alle sahen jetzt auf den Monitor und hofften, dass Guitar LovurCHC sich wieder einloggte. Aber nichts geschah. Aimee blieb verschwunden. Sie hatte ihre Nachricht übermittelt. Und jetzt war sie wieder verschwunden.

46

Claire war innerhalb weniger Sekunden am Telefon. Sie rief Myrons Handy an. Als er sich meldete, sagte sie: »Aimee war gerade online! Zwei Freundinnen von ihr haben angerufen!«

Erik Biel saß am Tisch und hörte zu. Er hatte die Hände zusammengelegt. Den größten Teil des letzten Tages hatte er im Inter-

net verbracht und Myrons Weisung gemäß versucht herauszufinden, wer in der Umgebung der Sackgasse wohnte. Jetzt wusste er, dass es reine Zeitverschwendung gewesen war. Myron hatte noch vor Ort ein Auto mit einem Aufkleber der Livingston High School entdeckt. Er hatte es direkt zu einem Harry Davis, einem von Aimees Lehrern, zurückverfolgen können.

Myron hatte nur verhindern wollen, dass Erik ihm in die Quere kam.

Also hatte er ihm eine Beschäftigung gegeben.

Claire hörte zu und stieß dann einen kurzen Schrei aus. »Oh nein. Mein Gott!«

»Was ist?«, fragte Erik.

Sie brachte ihn mit einer kurzen Geste zum Schweigen.

Wieder stieg der Zorn in Erik auf. Nicht auf Myron. Nicht einmal auf Claire. Auf sich selbst. Er starre das Monogramm auf seinem Manschettenknopf an. Seine Kleidung war maßgeschneidert. Na toll. Wem wollte er hier etwas beweisen? Er sah seine Frau an. In Bezug auf seine Leidenschaft hatte er Myron belogen. Er sehnte sich immer noch nach ihr und ihren Berührungen. Mehr als alles andere wünschte er sich, Claire würde ihn wieder so ansehen, wie sie es früher getan hatte. Vielleicht hatte Myron Recht gehabt. Vielleicht hatte Claire ihn wirklich geliebt. Aber wirklich respektiert hatte sie ihn nie. Sie brauchte ihn nicht.

Sie glaubte nicht an ihn.

Als ihre Familie in eine Krise geraten war, hatte Claire sich an Myron gewandt. Sie hatte Erik ausgeschlossen. Und er hatte sich natürlich nicht mal dagegen gewehrt.

Das hatte Erik Biel sein Leben lang so gehalten. Er hatte sich fast alles gefallen lassen. Seine Freundin, eine graue Maus aus dem Büro, wurde sonst kaum beachtet und behandelte ihn wie einen König. Bei ihr fühlte er sich wie ein Mann. Claire gab ihm nicht dieses Gefühl. So einfach war das. Einfach erbärmlich.

»Was ist?«, wiederholte Erik seine Frage.

Sie beachtete ihn nicht. Er wartete. Schließlich bat Claire Myron, einen Moment zu warten. »Myron sagt, er hat sie auch im Internet gesehen. Er hat Erin gebeten, ihr eine Frage zu stellen. Sie hat auf eine Art geantwortet ... Sie war's, aber sie steckt in Schwierigkeiten.«

»Was hat sie gesagt?«

»Ich hab jetzt keine Zeit, dir die Einzelheiten zu erklären.« Claire hob das Telefon wieder ans Ohr und sagte zu Myron - zu Myron!: »Wir müssen was unternehmen.«

Was unternehmen.

Tatsächlich war Erik Biel wirklich kein richtiger Mann. Das war ihm schon lange klar. Mit vierzehn hatte er sich vor einem Kampf gedrückt. Die ganze Schule war dabei gewesen. Der Rowdy hatte gerade zuschlagen wollen. Erik hatte sich umgedreht und war gegangen. Seine Mutter hatte das als vernünftig bezeichnet. In den Medien hieß es immer, es sei eine »mutige« Entscheidung, einem Streit aus dem Weg zu gehen. Was für ein Blödsinn! Keine Tracht Prügel, kein Krankenhausaufenthalt, keine Gehirnerschütterung und kein Knochenbruch hätte Erik Biel mehr verletzen können als diese Entscheidung, sich nicht dem Kampf zu stellen. Er hatte das nie vergessen, er war nie darüber hinweggekommen. Er hatte sich vor einem Kampf gedrückt. Und nach diesem Muster war es auch weitergegangen. Er hatte seine Kumpel im Stich gelassen, als sie bei einer Verbindungs-party angegriffen worden waren. Bei einem Spiel der New York Jets hatte er nicht eingegriffen, als ein Mann seine Freundin mit Bier bespritzt hatte. Wenn man ihn streng ansah, wandte Erik Biel immer als Erster den Blick ab.

Man konnte es im psychologischen Jargon der modernen Zivilisation ausdrücken - der Quatsch von wegen Stärke komme von innen heraus und Gewalt sei noch nie eine Lösung gewesen - aber das waren nur Ausflüchte. Man konnte sich dahinter verstecken - zumindest für eine ganze Weile. Doch in einer echten Krise, einer Krise wie dieser, merkte man, wer man wirklich

war und dass edle Anzüge, schicke Autos und gebügelte Hosen einem nicht weiterhalfen.

Man war kein richtiger Mann.

Aber dennoch, sogar bei Schwächlingen wie Erik gibt es eine Grenze, die man nicht überschreiten darf. Wenn sie einmal überschritten ist, gibt es kein Zurück mehr. Es hat etwas mit den Kindern zu tun. Ein Mann schützt seine Familie um jeden Preis. Ganz egal, wie groß das Opfer auch sein mag. Ganz egal, wie viel man selbst dabei einstecken muss. Man geht bis ans Ende der Welt und riskiert alles, um Schaden von seiner Familie abzuwenden. Man drückt sich nicht. Niemals. Man kämpft bis zum letzten Atemzug.

Irgendjemand hatte ihm seine kleine Tochter weggenommen.

Das war kein Kampf, den man einfach aussitzen durfte.

Erik Biel holte die Pistole raus.

Er hatte sie von seinem Vater geerbt. Eine 22er Ruger. Sie war alt. Vermutlich war damit seit Jahrzehnten nicht mehr geschossen worden. Vormittags war Erik damit in einem Waffengeschäft gewesen. Er hatte Munition und noch ein paar Kleinigkeiten gekauft. Der Mann hinter dem Tresen hatte die Ruger gereinigt, getestet und den erbärmlichen kleinen Mann vor ihm angewidert angegrinst, der nicht einmal wusste, wie er seine eigene Waffe laden und damit schießen sollte.

Aber jetzt war sie geladen.

Erik Biel hörte zu, wie seine Frau weiter mit Myron sprach. Die beiden überlegten, was sie als Nächstes tun könnten. Erik erfuhr, dass Drew Van Dyne nicht zu Hause war. Die beiden fragten sich, wo Harry Davis sein könnte. Erik lächelte. In dem Punkt war er ihnen voraus. Er hatte die Rufnummernübermittlung ausgeschaltet und den Lehrer angerufen. Er hatte sich als Wertpapierhändler ausgegeben. Davis war ans Telefon gegangen und hatte gesagt, dass er kein Interesse hätte.

Das war vor einer halben Stunde gewesen.

Erik ging zum Wagen. Die Pistole steckte in seiner Tasche.

»Erik? Wohin gehst du?«

Er antwortete nicht. Myron Bolitar hatte Harry Davis in der Schule zur Rede gestellt. Der Lehrer hatte sich geweigert, mit Myron zu sprechen. So oder so, mit Erik Biel würde er jetzt auf jeden Fall sprechen.

Myron hörte, wie Claire sagte: »Erik? Wo gehst du hin?«

Sein Telefon klickte.

»Claire, da ist jemand auf der anderen Leitung. Ich ruf gleich zurück.« Myron nahm das zweite Gespräch an.

»Spreche ich mit Myron Bolitar?«

Die Stimme kam ihm bekannt vor. »Ja.«

»Hier spricht Detective Lance Banner vom Livingston Police Department. Wir sind uns gestern begegnet.«

War das erst gestern gewesen? »Natürlich, Detective. Was kann ich für Sie tun?«

»Wie weit sind Sie vom St. Barnabas Hospital entfernt?«

»Eine Viertelstunde, vielleicht zwanzig Minuten, warum?«

»Joan Rochester ist gerade in den OP geschoben worden.«

47

Myron raste zum Krankenhaus. Nach zehn Minuten war er da. Lance Banner erwartete ihn: »Joan Rochester wird noch operiert.«

»Was ist passiert?«

»Wollen Sie seine Version hören oder ihre?«

»Beide.«

»Dominick Rochester sagt, sie wäre die Treppe runtergefallen. Die beiden waren schon öfter hier. Sie fällt öfter mal die Treppe runter, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Schon. Aber Sie sagten was von seiner und ihrer Version.«

»Stimmt. Bisher hat sie seine Version immer gestützt.«

»Und dieses Mal?«

»Dieses Mal sagt sie, er hätte sie verprügelt«, sagte Banner.
»Sie will ihn anzeigen.«

»Das dürfte ihn überrascht haben. Wie schlimm ist sie verletzt?«

»Ziemlich schlimm«, sagte Banner. »Mehrere Rippen sind gebrochen. Ein Arm auch. Außerdem muss er mächtig auf die Nieren eingeschlagen haben, der Arzt überlegt nämlich, ob er eine entfernen muss.«

»Herrgott.«

»Aber im Gesicht ist natürlich nichts zu sehen. Der Kerl ist gut.«

»Das macht die Übung«, sagte Myron. »Ist er auch hier?«

»Dominick Rochester? Ja. Aber wir haben ihn in Gewahrsam genommen.«

»Wie lange halten Sie ihn fest?«

Lance Banner zuckte die Achseln. »Sie kennen das doch.«
Kurz gesagt: nicht sehr lange.

»Warum haben Sie mich angerufen?«, fragte Myron.

»Bei ihrer Einlieferung war Joan Rochester bei Bewusstsein.
Sie wollte Sie warnen. Sie sollen vorsichtig sein.«

»Was noch?«

»Das ist alles. Es grenzt schon an ein Wunder, dass sie das überhaupt rausgekriegt hat.«

Wut und Schuld nagten an Myron. Er hatte gedacht, Joan Rochester würde schon mit ihrem Mann zurechtkommen. Sie war schließlich schon lange mit ihm zusammen. Es war ihre eigene Entscheidung. Herrgott, was würden ihm noch für Rechtfertigungen eifallen, damit er ihr nicht zu helfen brauchte - sie hatte es ja nicht anders gewollt?

»Verraten Sie mir, in welcher Beziehung Sie zu den Rochesters stehen?«, fragte Banner.

»Aimee Biel ist nicht ausgerissen. Sie steckt in Schwierigkeiten.«

Er fasste die Vorgeschichte so kurz wie möglich zusammen. Als er fertig war, sagte Lance Banner: »Wir geben einen Haftbefehl für Drew Van Dyne aus.«

»Und was ist mit Jake Wolf?«

»Ich seh noch nicht ganz, wie er da reinpassen soll.«

»Kennen Sie seinen Sohn?«

»Randy?« Lance Banner zuckte etwas zu beiläufig die Achseln.

»Er ist Quarterback in der High-School-Mannschaft.«

»Hat Randy mal Probleme gehabt?«

»Warum fragen Sie?«

»Weil ich gehört habe, dass sein Vater ein paar von Ihren Leuten bestochen hat, um ihn vor einer Anzeige wegen eines Drogendelikts zu bewahren«, sagte Myron. »Möchten Sie was dazu sagen?«

Banners Blick verfinsterte sich. »Für wen halten Sie sich?«

»Die Empörung können Sie sich sparen, Lance. Zwei Ihrer Kollegen haben mich auf Jake Wolfs Anweisung in die Mangel genommen. Sie haben mir verboten, mit Randy Wolf zu sprechen. Einer hat mich in den Unterleib geschlagen, als ich mit Handschellen gefesselt war.«

»Das ist völliger Scheiß, was Sie da erzählen.«

Myron sah ihn nur an.

»Wer waren die beiden?«, fragte Banner. »Ich will ihre Namen, verdammt.«

»Einer war ungefähr so groß wie ich und hager. Der andere hatte einen buschigen Schnurrbart und sah aus wie John Oates von *Hall and Oates*.«

Jetzt verfinsterte sich Banners ganzes Gesicht. Er versuchte, sich zu beherrschen.

»Sie wissen, wen ich meine.«

Banner versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Er sagte: »Erzählen Sie mir genau, was passiert ist.«

»Dafür haben wir jetzt keine Zeit. Verraten Sie mir einfach, welchen Deal Sie mit Randy Wolf gemacht haben.«

»Niemand ist bestochen worden.«

Myron wartete. Eine Frau im Rollstuhl näherte sich. Banner trat zur Seite und ließ sie vorbei. Er rieb sich übers Gesicht.

»Vor einem halben Jahr hat ein Lehrer behauptet, er hätte Randy Wolf beim Marihuanaverkaufen erwischt. Er hat den Jungen gefilzt und zwei kleine Tüten bei ihm gefunden. Kinderkram.«

»Der Lehrer?«, fragte Myron. »Wer war das?«

»Er hat uns gebeten, seinen Namen aus der Sache rauszuhalten.«

»Ist es zufällig Harry Davis gewesen?«

Lance Banner nickte zwar nicht, hätte das aber ebenso gut tun können.

»Und wie ging es dann weiter?«

»Der Lehrer hat uns angerufen. Ich hatte zwei Leute auf den Fall angesetzt. Hildebrand und Peterson. Ihre Beschreibung, äh, passt auf die beiden. Randy Wolf hat behauptet, man hätte ihm das Gras untergeschoben.«

Myron runzelte die Stirn. »Und das haben Sie ihm abgenommen?«

»Nein. Aber wir hatten nicht viel gegen ihn in der Hand. Es war ziemlich fragwürdig, ob die Durchsuchung rechtmäßig war. Es ging nur um sehr kleine Mengen. Außerdem ist Randy Wolf ein anständiger Junge. Er hatte sich vorher nichts zuschulden kommen lassen.«

»Sie wollten ihn nicht in Schwierigkeiten bringen«, sagte Myron.

»Das wollte keiner von uns.«

»Sagen Sie, Lance, wenn Sie einen schwarzen Jungen aus Newark beim Drogenverkauf an der Livingston High School erwischt hätten, wären Sie dann auch so zartfühlend vorgegangen?«

»Kommen Sie mir nicht mit solchem hypothetischen Scheiß. Die Anklage hätte von Anfang an auf tönernen Füßen gestanden, und am nächsten Tag hat Harry Davis meinen Leuten auch

noch gesagt, dass er keine Aussage machen wird. Einfach so. Er hat sich gedrückt. Damit war die Sache dann gelaufen. Meine Leute hatten keine Wahl.«

»Hey, das hat sich ja schön ergeben«, sagte Myron. »Und? Hat das Football-Team eine gute Saison gespielt?«

»Wir hatten nichts in der Hand. Der Junge hat eine strahlende Zukunft vor sich. Er geht nach Dartmouth.«

»Das hör ich von allen hier«, sagte Myron. »Ich frag mich aber, ob das wirklich stimmt.«

Dann rief jemand: »Bolitar!«

Myron drehte sich um. Am Ende des Flurs stand Dominick Rochester. Seine Hände waren mit Handschellen hinter dem Rücken gefesselt. Sein Gesicht war puterrot. Rechts und links von ihm stand ein Polizist. Myron stürmte auf ihn zu. Lance Banner rannte ihm nach und rief leise warnend:

»Myron ...?«

»Ich rühr ihn nicht an, Lance. Ich will nur mit ihm reden.«

Myron blieb gut einen halben Meter vor Dominick Rochester stehen. Der sah ihn mit stechendem Blick an. »Wo ist meine Tochter?«

»Sind Sie stolz auf sich, Dominick?«

»Sie«, sagte Rochester. »Sie wissen was über Katie.«

»Hat Ihre Frau Ihnen das gesagt?«

»Nein.« Er grinste. Es war ein furchteinflößende]- Anblick. »Ganz im Gegenteil.«

»Wie meinen Sie das?«

Dominick beugte sich vor und flüsterte: »Ganz egal, was ich ihr getan habe und wie sie gelitten hat, meine liebe Frau hat nichts gesagt. Und genau deshalb bin ich sicher, dass Sie was wissen. Nicht weil sie geredet hat - sondern gerade weil sie nichts gesagt hat, obwohl ich ihr so zugesetzt habe.«

Myron saß wieder in seinem Wagen, als Erin Wilder ihn anrief.

»Ich weiß, wo Randy Wolf ist.«

»Wo?«

»Die Abschlussklasse feiert eine Party bei Sam Harlow zu Hause.«

»Sie feiern? Machen Aimees Freunde sich keine Sorgen um sie?«

»Alle glauben, sie ist ausgerissen«, sagte Erin. »Ein paar haben sie vorhin im Internet gesehen, und seitdem sind sie noch mehr davon überzeugt.«

»Halt, wenn sie auf einer Party sind, wie konnten sie Aimee dann im Internet sehen?«

»Sie haben BlackBerrys. Sie können über ihre Handys Messages empfangen und senden.«

Die Technik, dachte er. Sie verbindet die Menschen, indem sie ihnen erlaubt, sich zu trennen. Erin nannte ihm die Adresse. Myron kannte die Gegend. Er legte auf und machte sich auf den Weg. Er brauchte nicht lange.

Vor dem Haus der Harlows standen viele Autos auf der Straße. Hinten im Garten war ein großes Zelt aufgebaut. Das war eine richtige Party mit geladenen Gästen, nicht nur ein paar Jugendliche, die gemeinsam rumhingen und sich dafür irgendwo Bier besorgt hatten. Myron stellte den Wagen ab und ging in den Garten.

Es waren auch ein paar Eltern da - als Aufpasser, vermutete Myron. Das verkomplizierte die ganze Angelegenheit. Aber er hatte keine Zeit, sich darum Sorgen zu machen. Die Polizei fing zwar auch an, sich um die Sache zu kümmern, aber die hatten kein Interesse am Gesamtbild. Vor Myrons innerem Auge entstand langsam ein Bild. Und Randy Wolf war eine der Schlüsselfiguren.

Die Festlichkeiten waren sorgsam aufgeteilt. Die Eltern standen auf der Veranda herum. Myron sah sie im Dämmerlicht. Die Stimmung war gut. Außerdem hatten sie eine Bier-Zapfanlage. Die Männer trugen lange Shorts mit Mokassins und rauchten Zigarren. Die Frauen präsentierten sich in hellen Lilly-Pulitzer-Röcken und Flipflops.

Die Schüler hatten sich auf der Rückseite des Zelts versammelt - also so weit wie möglich von den Erwachsenen entfernt. Die Tanzfläche war leer. Der DJ hatte ein Stück von den *Killers* aufgelegt, in dem es um eine Freundin ging, die genauso aussah wie ein Freund, den irgendwer im Februar gehabt hatte. Myron ging direkt zu Randy und legte dem Jungen eine Hand auf die Schulter.

Randy schüttelte Myrons Hand ab. »Lassen Sie mich los.«

»Wir müssen reden.«

»Mein Vater hat gesagt...«

»Ich weiß, was Ihr Vater gesagt hat. Wir müssen trotzdem reden.«

Randy Wolf war von sechs Männern umgeben. Ein paar von ihnen waren riesig. Der Quarterback und seine Angriffsreihe, dachte Myron.

»Belästigt das Arschgesicht dich, Pharm?«

Der Sprecher war der Größte in der Gruppe. Er grinste Myron zu. Er hatte kurze, abstehende blonde Haare, aber als Erstes fiel einem unweigerlich auf, dass er kein Hemd trug. Sie waren auf einer Party. Hier waren Mädchen, es gab Punsch und Musik, es wurde getanzt, und es waren sogar Eltern da. Und der Kerl trug kein Hemd.

Randy sagte nichts.

Hemdlos hatte Stacheldraht-Tätowierungen auf seinem aufgeblähten Bizeps. Myron runzelte die Stirn. Die Tätowierungen hätten ihn nicht besser als Möchtegern kennzeichnen können, sofern man nicht direkt Möchtegern hineintätowierte. Der Typ bestand nur aus Muskeln. Seine Brust war so glatt, als hätte man sie mit einem Sandstrahlgerät behandelt. Er spannte die Muskeln an. Seine Stirn war flach. Die Augen waren rot, was darauf hindeutete, dass zumindest ein Teil des Biers den Weg zu den Minderjährigen gefunden hatte. Er trug wadenlange Hosen, vielleicht eine Caprihose, wobei Myron nicht wusste, ob Männer die trugen.

»Was gibt's da zu gucken, Arschgesicht?«

Myron sagte: »Absolut - und das meine ich wörtlich - absolut gar nichts.«

Ein paar Schüler schnappten nach Luft. Einer sagte: »Oh Mann, der alte Knacker kriegt aber gleich auf die Mütze, was?«

Ein anderer sagte: »Zeig's ihm, Crush!«

Hemdlos, auch bekannt als Crush, setzte seine beste Harter-Typ-Miene auf. »Pharm redet nicht mit dir, verstanden, Arschgesicht?«

Damit erntete er ein paar Lacher von seinen Freunden.

»Arschgesicht«, wiederholte Myron. »Jetzt, wo du es zum dritten Mal sagst, ist es sogar noch komischer.« Er trat einen Schritt näher an den Burschen heran. Crush rührte sich nicht. »Die Sache geht dich nichts an.«

»Ich entscheide, was mich was angeht.«

Myron wartete. Dann sagte er: »Meintest du nicht: »Ich entscheide, was mich was angeht, Arschgesicht«?«

Wieder wurde nach Luft geschnappt. Einer der Jungs sagte: »Hey, Mister, gehen Sie mal lieber in Deckung. So redet keiner mit Crush.«

Myron sah Randy an. »Wir müssen jetzt reden. Bevor das Ganze außer Kontrolle gerät.«

Crush lächelte, spannte die Brustmuskulatur und trat vor. »Es ist schon außer Kontrolle geraten.«

Myron wollte keinen Schüler k.o. schlagen, besonders, wo die Eltern in der Nähe waren. Das zog einfach zu viele Probleme nach sich.

»Ich will keinen Ärger«, sagte Myron.

»Den hast du schon, Arschgesicht.«

Ein paar Jungs stöhnten vor Wonne. Crush verschränkte seine kräftigen Arme vor der Brust. Eine dumme Geste. Myron musste das Ganze schnell hinter sich bringen, bevor den Eltern etwas auffiel. Aber Crushs Freunde sahen zu. Crush war der harte Bursche der Schule. Er konnte nicht zurückweichen.

Die Arme über der Brust verschränkt. Wie machohaft. Wie dumm.

Myron machte den nächsten Schritt. Will man jemanden mit möglichst wenig Aufwand und Chaos aus dem Verkehr ziehen, ist das eine der effektivsten Techniken. Die Bewegung der Hände beginnt neben dem Körper - aus einer normalen, entspannten Haltung heraus. Das ist der Schlüssel. Man klappt die Handgelenke nicht zurück. Man holt nicht aus. Man geht nicht in die Knie oder ballt eine Faust. Die kürzeste Entfernung zwischen zwei Punkten ist eine Gerade. Das darf man nicht vergessen. Myron profitierte von der natürlichen Schnelligkeit seiner Hände und dem Überraschungsmoment. Seine Hand schoss in dieser geraden Bewegung vom Ruhepunkt in Hüftnähe auf Crushs Kehle zu.

Er traf ihn nicht hart. Myron nutzte die Handkante unterhalb des kleinen Fingers und traf den weichen Punkt am Hals. Es gibt nur wenige Punkte am Körper des Menschen, die verletzlicher sind. Wenn man jemand auf die Kehle schlägt, tut das weh. Der Getroffene schnappt nach Luft, hustet und erstarrt. Aber man muss wissen, was man tut. Schlägt man zu hart zu, kann man bleibende Schäden hinterlassen. Myrons Hand schoss vor wie eine Kobra.

Crushs Augen wölbten sich hervor. Ein Würgen blieb ihm in der Kehle stecken. Mit fast beiläufiger Leichtigkeit trat Myron Crush die Beine weg. Crush ging zu Boden. Myron wartete nicht. Er packte Randy beim Kragen und zog ihn hinter sich her. Die Jugendlichen, die sich bewegten, bedachte er mit einem so finsternen Blick, dass sie erstarrten, bis er Randy in den Nachbar-garten gezerrt hatte.

Randy sagte: »Au, lassen Sie mich los!«

Scheiß drauf. Randy war schließlich achtzehn, also ein erwachsener Mann, oder? Es gab keinen Grund, sanft mit ihm umzugehen, weil er noch ein Kind war. Myron zog ihn zwei Häuser weiter hinter eine Garage. Als Myron ihn losließ, rieb er sich den Nacken.

»Was haben Sie für ein Problem, Mann?«

»Aimee steckt in Schwierigkeiten, Randy.«

»Sie ist abgehauen. Das sagen alle. Ein paar haben sie heute im Chat getroffen.«

»Warum habt ihr euch getrennt?«

»Was?«

»Ich hab gefragt ...«

»Ich hab's schon verstanden.« Randy dachte darüber nach und zuckte die Achseln. »Wir haben uns einfach auseinandergelebt. Wir gehen beide demnächst auf die Uni. Es war Zeit für was Neues.«

»Letzte Woche seid ihr noch zusammen auf dem Abschlussball gewesen.«

»Ja und? Das hatten wir schon das ganze Jahr geplant. Der Smoking, das Kleid, wir hatten zusammen mit ein paar Freunden einen Stretch-Hummer gemietet. Wir wollten nicht allen den Spaß verderben. Also sind wir zusammen hingegangen.«

»Warum habt ihr euch getrennt, Randy?«

»Hab ich doch gesagt.«

»Hat Aimee mitgekriegt, dass du mit Drogen handelst?«

Randy lächelte. Er war ein attraktiver Junge mit einem verdammt hübschen Lächeln. »Bei Ihnen klingt das, als würde ich in Harlem rumhängen und die Kids mit Heroin anfixen.«

»Wir können gern bei Gelegenheit eine Diskussion über Moral führen, Randy, aber momentan bin ich etwas unter Zeitdruck.«

»Natürlich hat Aimee davon gewusst. Sie hat sogar mitgemacht. Und mehr als einmal. Das war keine große Sache. Ich hab nur für ein paar Freunde was besorgt.«

»Hat Katie Rochester zu diesen Freunden gehört?«

Er zuckte die Achseln. »Sie hat ein paar Mal nachgefragt. Da hab ich ihr was mitgebracht.«

»Also noch mal, Randy. Warum habt ihr euch getrennt?«

Wieder zuckte er die Achseln. Er war jetzt etwas ruhiger. »Das müssen Sie Aimee fragen.«

»Sie hat sich von Ihnen getrennt?«

»Aimee hat sich verändert.«

»Wie hat sie sich verändert?«

»Warum fragen Sie nicht ihren alten Herrn?«

Das bremste Myron. »Erik?« Er runzelte die Stirn. »Was hat Erik damit zu tun?«

Er bekam keine Antwort.

»Randy?«

»Aimee hat mitgekriegt, dass ihr Vater fremdgeht.« Er zuckte die Achseln. »Dadurch hat sie sich verändert.«

»Wieso?«

»Weiß ich nicht. Vielleicht wollte sie ihn ärgern oder so was. Ihr Dad mochte mich. Und da mochte sie mich plötzlich nicht mehr.«

Myron überlegte. Er dachte an das, was Erik ihm am vorigen Abend in der Sackgasse erzählt hatte. Das passte zusammen.

»Ich hab Aimee wirklich gemocht, Mann«, fuhr Randy fort. »Sie haben ja keine Ahnung, was ich mir für Mühe gegeben habe, sie zurückzugewinnen, aber das ist gründlich nach hinten losgegangen. Ich bin jetzt drüber weg. Aimee gehört nicht mehr zu meinem Leben.«

Myron hörte, wie die Partygäste sich zusammenrotteten. Er wollte Randy wieder am Kragen packen und weiter hinter sich herziehen, aber Randy wich aus. »Alles klar!«, rief Randy seinen näher kommenden Freunden zu. »Wir unterhalten uns nur.«

Randy wandte sich wieder Myron zu. Plötzlich waren seine Augen klar. »Los doch. Was wollen Sie sonst noch wissen?«

»Ihr Vater hat Aimee als Flittchen bezeichnet.«

»Stimmt.«

»Wieso?«

»Was glauben Sie?«

»Weil sie einen anderen Freund hatte?«

Randy nickte.

»War das Drew Van Dyne?«

»Ist doch jetzt egal.«

»Ist es nicht.«

»Doch, eigentlich schon. Bei allem Respekt, aber so wichtig ist das alles nicht. Die High School ist vorbei. Ich geh nach Dartmouth. Aimee geht auf die Duke. Meine Mom hat mir was gesagt. Sie meinte, die High School ist nicht so wichtig. Diejenigen, die in der High School am glücklichsten sind, werden als Erwachsene oft unglücklich. Ich bin glücklich. Das ist mir klar. Und mir ist auch klar, dass das nicht so bleibt, wenn ich jetzt nicht den nächsten Schritt mache. Ich dachte ... wir haben drüber geredet. Ich dachte, Aimee hätte das auch verstanden. Wie wichtig der nächste Schritt ist und so. Und im Endeffekt haben wir beide gekriegt, was wir wollten. Wir sind beide an den Unis zugelassen worden, die wir als erste Wahl angegeben hatten.«

»Sie ist in Gefahr, Randy.«

»Ich kann Ihnen nicht helfen.«

»Und sie ist schwanger.«

Er schloss die Augen.

»Randy?«

»Ich weiß nicht, wo sie ist.«

»Sie haben gesagt, Sie hätten versucht, sie zurückzugewinnen, das wäre aber nach hinten losgegangen. Was haben Sie gemacht, Randy?«

Randy schüttelte den Kopf. Er würde es nicht verraten. Aber Myron hatte einen Verdacht. Er gab ihm seine Karte. »Wenn Ihnen noch was einfällt...«

»Yeah.«

Dann wandte Randy sich ab. Er ging zurück zur Party. Die Musik lief. Die Eltern lachten. Und Aimee steckte immer noch in Schwierigkeiten.

48

Als Myron zu seinem Wagen kam, wartete Claire dort auf ihn.

»Es geht um Erik«, sagte sie.

»Was ist mit ihm?«

»Er ist vorhin abgehauen. Mit der alten Pistole von seinem Vater.«

»Hast du ihn auf dem Handy angerufen?«

»Er geht nicht ran«, sagte Claire.

»Hast du eine Ahnung, wo er hingefahren sein könnte?«

»Vor ein paar Jahren«, sagte Claire, »hab ich für eine Firma namens *KnowWhere* gearbeitet. Hast du schon mal von denen gehört?«

»Nein.«

»Die machen so was Ähnliches wie *OnStar* oder *LoJack*. Sie bauen einen GPS-Sender für Notfälle in den Wagen. Wir haben uns damals jedenfalls einen in jeden Wagen einbauen lassen. Ich habe den Besitzer gerade angerufen und ihn angefleht, mir zu sagen, wo der Wagen ist.«

»Und?«

»Eriks Wagen steht vor dem Haus von Harry Davis.«

»Herrgott.«

Myron sprang in den Wagen. Claire setzte sich auf den Beifahrersitz. Er wollte sie nicht dabeihaben, aber für einen Streit war jetzt keine Zeit.

»Ruf bei Harry Davis an«, sagte er.

»Hab ich versucht«, sagte Claire. »Da geht niemand ran.«

Eriks Wagen stand tatsächlich direkt vor dem Haus von Harry Davis. Falls niemand wissen sollte, dass er hier war, hatte er sich nicht gerade klug angestellt.

Myron hielt an. Er nahm seine Pistole aus dem Handschuhfach.

Claire sagte: »Was willst du denn damit?«

»Bleib einfach hier.«

»Ich hab gefragt ...«

»Jetzt nicht, Claire. Bleib hier. Wenn ich dich brauche, melde ich mich.«

Sein Tonfall erlaubte keinen Widerspruch, und so ließ Claire ihn ohne weitere Diskussion gehen. In gebückter Haltung lief er den Pfad entlang. Die Haustür stand einen Spaltbreit offen. Das gefiel Myron gar nicht. Er ging in die Hocke und horchte.

Er hörte etwas, konnte aber nicht feststellen, was es war.

Mit dem Pistolenlauf stieß er die Tür auf. Im Windfang war niemand. Die Geräusche kamen von links. Myron schlich ins Haus. Er sah um die Ecke, und dort lag eine Frau, von der er annahm, dass es Mrs Davis war.

Sie war geknebelt. Ihre Hände waren hinter dem Rücken gefesselt. Sie sah ihn mit vor Angst weit aufgerissenen Augen an. Myron legte einen Finger über die Lippen. Sie sah nach rechts, blickte Myron an, dann wieder nach rechts.

Wieder hörte er etwas.

Da waren noch mehr Leute im Zimmer. Rechts von ihr.

Myron überlegte, was er als Nächstes tun sollte. Sich zurückziehen und die Polizei rufen? Die hätte das Haus umstellen und mit Erik reden können. Aber dann war es womöglich schon zu spät.

Er hörte ein Klatschen. Dann einen Schrei. Mrs Davis kniff die Augen zu.

Er hatte keine Wahl. Myron hatte die Pistole im Anschlag. Er wollte reinplatzen und mit einer schnellen Drehung die Waffe in die Richtung halten, in die Mrs Davis geschaut hatte. Er ging in die Knie. Dann stoppte er.

War es wirklich ein guter Plan, hier mit der Pistole im Anschlag reinuplatzen?

Erik war bewaffnet. Gut möglich, dass er sich ergab. Aber vielleicht eröffnete er auch vor Schreck das Feuer .

Fifty-fifty.

Myron versuchte es anders.

»Erik?«

Schweigen.

»Erik, ich bin's, Myron.«

»Komm rein, Myron.«

Die Stimme klang ruhig. Fast ein bisschen fröhlich. Myron trat in die Tür. Erik stand auf der anderen Seite des Zimmers. Er hatte eine Pistole in der Hand. Er trug keine Krawatte. Sein Oberhemd war voller Blutspritzer.

Als er Myron sah, lächelte Erik. »Mr Davis ist jetzt bereit zu reden.«

»Leg die Waffe weg, Erik.«

»Das werde ich nicht tun.«

»Ich hab gesagt ...«

»Was? Willst du auf mich schießen?«

»Hier schießt niemand auf irgendwen. Leg einfach die Waffe weg.«

Erik schüttelte den Kopf. Er lächelte immer noch. »Komm doch ganz rein.«

Myron trat ins Zimmer. Er hatte die Pistole immer noch in der Hand. Jetzt sah er Harry Davis auf einem Stuhl. Er saß mit dem Rücken zu Myron. Seine Hände waren mit Kabelbindern hinter dem Rücken gefesselt. Sein Kopf hing schlaff herab.

Myron ging um ihn herum und sah ihn von vorne an.

»Oh Mann.«

Davis war geschlagen worden. Sein Gesicht war blutüberströmt. Ein Zahn fehlte. Er lag auf dem Boden. Myron sah Erik an. Seine Körperhaltung war anders als sonst. Er stand nicht so stocksteif da. Er wirkte nicht nervös oder aufgereggt. Myron hatte ihn eigentlich noch nie so entspannt gesehen.

»Er braucht einen Arzt«, sagte Myron.

»Der kommt schon klar.«

Myron sah Erik in die Augen. Sie waren wie ruhige dunkle Teiche.

»So geht das nicht, Erik.«

»Doch, sicher.«

»Hör zu, Erik«

»Nein. Dieses Mal nicht. Du bist zweifellos gut in solchen Dingen, Myron, keine Frage. Aber man muss sich an gewisse Regeln halten. An einen gewissen Kodex. Wenn dein Kind in Gefahr ist, sind solche Nettigkeiten zum Fenster rausgeschmissen.«

Myron dachte an Dominick Rochester, der im Haus der Seidens etwas ganz Ähnliches gesagt hatte. Man konnte kaum unterschiedlichere Typen finden als Erik Biel und Dominick Rochester. Aus Angst und Verzweiflung waren sie zu der gleichen Ansicht gekommen.

Harry Davis hob den blutverschmierten Kopf. »Ich weiß nicht, wo Aimee ist. Ich schwöre es.«

Bevor Myron etwas tun konnte, richtete Erik seine Pistole auf den Boden und drückte ab. Der Knall hallte laut durch das kleine Zimmer. Harry Davis schrie. Die geknebelte Mrs Davis stöhnte.

Myrons Augen weiteten sich, als er Davis' Schuh sah.

Er hatte ein Loch.

Es klaffte neben dem großen Zeh. Blut strömte heraus. Myron hob seine Pistole und richtete sie auf Eriks Kopf. »Leg sofort die Waffe weg.«

»Nein.«

Das sagte er einfach. Erik sah Harry Davis an. Der Mann hatte Schmerzen, hielt den Kopf aber jetzt hoch und sah abwechselnd Erik und Myron an.

»Haben Sie mit meiner Tochter geschlafen?«, fragte Erik.

»Niemals!«

»Er sagt die Wahrheit, Erik.«

Erik sah Myron an. »Woher weißt du das?«

»Es war ein anderer Lehrer. Er heißt Drew Van Dyne. Er arbeitet in dem Musikgeschäft, in dem Aimee ihre CDs und Gitarren kauft.«

Erik wirkte verwirrt. »Aber als du Aimee abgesetzt hast, ist sie doch hierher gekommen?«

»Ja.«

»Warum?«

Beide sahen Harry Davis an. Sein Schuh war jetzt auch blutig. Das Blut quoll langsam aus dem Loch. Myron fragte sich, ob die Nachbarn den Schuss gehört hatten und die Polizei rufen würden. Er bezweifelte es. Hier draußen gingen die Leute davon aus, dass es sich um die Fehlzündung eines Autos oder einen Feuerwerkskörper handelte, wenn sie einen Knall hörten. Sie suchten nach einer alltäglichen Erklärung.

»Es ist nicht so, wie Sie denken«, sagte Harry Davis.

»Was?«

Und dann sah Harry Davis kurz zu seiner Frau. Myron begriff. Er nahm Erik zur Seite. »Du hast ihn geknackt«, sagte Myron. »Er ist bereit zu reden.«

»Und?«

»Aber er wird nichts sagen, solange seine Frau dabei ist. Und wenn er Aimee was getan hat, wird er auch in deiner Gegenwart nichts sagen.«

Ein schwaches Lächeln umspielte Eriks Mundwinkel. »Du willst übernehmen.«

»Darum geht es überhaupt nicht«, sagte Myron. »Es geht darum, die Informationen zu bekommen.«

Erik überraschte Myron. Er nickte. »Du hast Recht.«

Myron sah ihn nur an, als warte er auf die Pointe.

»Du glaubst, es geht mir nur um mich«, sagte Erik. »Aber das stimmt nicht. Es geht um meine Tochter. Die Frage ist, was ich tun würde, um sie zu retten. Ich würde den Mann sofort umbringen. Seine Frau auch. Scheiße, ich würde sogar dich umbringen, Myron. Aber das hilft alles nichts. Du hast Recht. Ich hab ihn geknackt. Aber damit er frei reden kann, müssen seine Frau und ich das Zimmer verlassen.«

Erik ging zu Mrs Davis. Sie zuckte zusammen.

Harry Davis rief: »Lassen Sie sie in Ruhe!«

Erik beachtete ihn nicht. Er beugte sich zu Mrs Davis hinunter und half ihr auf. Dann sah Erik Harry an. »Ihre Frau und ich warten nebenan.«

Sie gingen in die Küche und schlossen die Tür hinter sich. Myron wollte Davis' Fesseln lösen, aber die Kabelbinder ließen sich von Hand nur schwer öffnen. Er nahm eine Decke und versuchte, die Blutung am Fuß zu stillen.

»Es tut nicht besonders weh«, sagte Davis.

Seine Stimme driftete ab, schien aus weiter Ferne zu kommen. Seltsamerweise sah auch er entspannter aus. Myron kannte das Phänomen. Eine Beichte ist tatsächlich gut für die Seele. Der Mann hatte schwer zu tragen an seinen Geheimnissen. Wenn er sein Herz ausgeschüttet hatte, würde er sich besser fühlen - zumindest für eine Weile.

»Ich unterrichte jetzt seit zweiundzwanzig Jahren an der High School«, fing Davis an, ohne dass Myron ihn dazu auffordern musste. »Ich liebe meine Arbeit. Ich weiß, dass sie nicht gut bezahlt wird. Ich weiß, dass es kein besonders angesehener Job ist. Aber ich mag die Schüler. Ich unterrichte wirklich gerne. Ich möchte ihnen helfen, sich zu bilden, es im Leben zu was zu bringen. Und ich freue mich, wenn sie mich hinterher besuchen kommen.«

Davis brach ab.

»Warum ist Aimee vorgestern Nacht hierher gekommen?«, fragte Myron.

Er schien ihn nicht zu hören. »Überlegen Sie doch mal, Mr Bolitar. Über zwanzig Jahre. In der High School. Da geht es nicht um Schulkinder. Viele von ihnen sind keine Kinder mehr. Sie sind sechzehn, siebzehn oder sogar achtzehn Jahre alt. Alt genug, um zum Militär zu gehen oder zu wählen. Und wenn man nicht blind ist, sieht man auch, dass die Mädchen schon Frauen sind. Haben Sie sich je die Bademoden-Ausgabe der *Sports Illustrated* angesehen? Oder die Models auf den Laufstegen bei einer

Modenschau? Die sind genauso alt wie die hübschen Mädchen mit frischen Gesichtern, die ich fünf Tage die Woche und zehn Monate im Jahr um mich herum habe. Frauen, Mr Bolitar, nicht Mädchen. Es geht hier nicht um krankhafte Neigungen oder Pädophilie.«

Myron sagte: »Ich hoffe, das wird keine Rechtfertigung für irgendwelche sexuellen Affären mit Schülerinnen.«

Davis schüttelte den Kopf. »Ich will das, was ich zu erzählen habe, nur in den richtigen Kontext stellen.«

»Der Kontext interessiert mich nicht, Harry.«

Harry Davis lachte beinahe. »Ich glaube, Sie verstehen das besser, als Sie zugeben wollen. Die Sache ist die: Ich bin ein normaler Mann - damit meine ich, ein normaler Heterosexueller mit normalen Bedürfnissen und Sehnsüchten. Ich bin das ganze Jahr von umwerfend schönen Frauen in engen Klamotten und Hüft-jeans, Frauen mit tiefen Ausschnitten und freien Bauchnabeln umgeben. Jeden Tag, Mr Bolitar. Die Mädchen lächeln mich an. Sie flirten mit mir. Und wir Lehrer sollen stark sein und den Verlockungen Tag für Tag widerstehen.«

»Soll ich raten?«, fragte Myron. »Sie haben aufgehört zu widerstehen.«

»Ich will Sie nicht auf meine Seite ziehen. Ich will Ihnen nur klarmachen, dass wir uns in einer äußerst unnatürlichen Umgebung bewegen. Wenn man eine Siebzehnjährige die Straße entlanggehen sieht, dreht man sich nach ihr um. Man begehrt sie. Vielleicht träumt man sogar von ihr.«

»Aber«, sagte Myron, »man tut nichts.«

»Aber warum tut man nichts? Weil es falsch ist - oder weil man eigentlich keine Chance hat? Jetzt stellen Sie sich vor, Hunderte solcher Mädchen täglich zu sehen, und das jahrelang. Der Mensch hat von Anfang an nach Macht und Wohlstand gestrebt. Warum? Die meisten Ethnologen werden Ihnen sagen, lass es dazu diente, mehr und bessere Frauen anzulocken. Das ist die Natur. Nicht hinsehen, nicht begehren, sich nicht angezo-

gen fühlen - das macht einen zum Monstrum, finden Sie nicht auch?«

»Ich hab keine Zeit für so was, Harry. Sie wissen, dass es falsch ist.«

»Ja, ich weiß«, sagte er. »Und ich habe auch zwanzig Jahre lang gegen diesen Impuls angekämpft. Ich bin beim Gucken, beim Träumen, beim Fantasieren geblieben.«

»Und dann?«

»Vor zwei Jahren hatte ich eine wunderbare, talentierte, schöne Schülerin. Nein, es war nicht Aimee. Ich werde Ihnen den Namen nicht verraten. Er tut nichts zur Sache. Sie saß vorne im Klassenzimmer, dieses fantastische Wesen. Sie hat mich angesehen, als wäre ich ein Gott. Sie hatte die oberen beiden Knöpfe ihrer Bluse immer geöffnet ...«

Davis schloss die Augen.

»Und da haben Sie Ihren natürlichen Bedürfnissen freien Lauf gelassen«, sagte Myron.

»Ich kenne nicht viele Männer, die da hätten widerstehen können.«

»Und was hat das mit Aimee Biel zu tun?«

»Nichts. Zumindest nicht direkt. Ich hatte mit dieser jungen Dame eine Affäre. Auf die Einzelheiten werde ich nicht näher eingehen.«

»Danke.«

»Aber irgendwann hat man uns erwischt. Wie Sie sich vorstellen können, war es eine Katastrophe. Ihre Eltern sind durchgedreht. Sie haben meiner Frau davon erzählt. Sie hat mir nicht vergeben. Immer noch nicht. Aber Donnas Familie hat Geld. Wir haben die Eltern ausgezahlt. Sie wollten auch nicht, dass die Sache an die Öffentlichkeit kommt. Sie haben sich um den Ruf ihrer Tochter Sorgen gemacht. Wir haben uns darauf geeinigt, niemandem etwas davon zu erzählen. Das Mädchen ist dann au die Universität gegangen. Und ich habe weiter unterrichtet. Ich hatte meine Lektion gelernt.«

»Und?«

»Und ich habe das Ganze hinter mir gelassen. Ich weiß, dass Sie mich jetzt als Monstrum sehen wollen, aber das bin ich nicht. Ich hatte viel Zeit, darüber nachzudenken. Ich weiß, dass Sie glauben, dass ich mich nur rechtfertigen will, aber es steckt mehr dahinter. Ich bin ein guter Lehrer. Sie haben selbst gesagt, dass Sie wissen, wie schwierig es ist, zum Lehrer des Jahres gewählt zu werden - und ich war das häufiger als jeder andere Lehrer in der Geschichte der Schule. Das liegt daran, dass mir das Wohlergehen der Schüler am Herzen liegt. Das ist kein Widerspruch - diese Sehnsüchte zu haben und sich um das Wohlergehen der Schüler zu kümmern. Und Sie wissen, wie scharfsichtig Teenager sein können. Sie erkennen einen Heuchler kilometerweit gegen den Wind. Aber sie haben mich gewählt und kommen zu mir, wenn sie ein Problem haben, weil sie wissen, dass sie mir wirklich was bedeuten.«

Myron wollte sich übergeben, obwohl er wusste, dass die Argumente durchaus einer perversen Logik folgten. »Also haben Sie weiter unterrichtet«, sagte er, um ihn wieder aufs Thema zu bringen. »Sie haben das hinter sich gelassen und ...«

»Und dann habe ich den zweiten Fehler gemacht«, sagte Davis. Wieder lächelte er. Er hatte Blut auf den Zähnen. »Nein, nicht das, was Sie denken. Nicht noch eine Affäre.«

»Was dann?«

»Ich habe einen Schüler beim Verkaufen von Marihuana erwischt. Und das habe ich sowohl dem Rektor als auch der Polizei gemeldet.«

»Randy Wolf«, sagte Myron.

Davis nickte.

»Was ist passiert?«

»Sein Vater - kennen Sie den Mann?«

»Wir sind uns mal begegnet.«

»Er hat angefangen, Nachforschungen anzustellen. Es gab Gerüchte über mein Verhältnis mit einer Schülerin. Er hat einen

Privatdetektiv angeheuert. Außerdem hat er einen anderen Lehrer, einen Mann namens Drew Van Dyne, dazu gebracht, ihm zu helfen. Van Dyne war Randys Drogenlieferant.«

»Das heißt, wenn Randy verurteilt worden wäre«, sagte Myron, »hätte auch Van Dyne in höchster Gefahr geschwebt.«

»Ja.«

»Lassen Sie mich raten. Jake Wolf hat von Ihrer Affäre erfahren.«

Davis nickte.

»Und er hat Sie erpresst, damit Sie schweigen.«

»Ach, das war noch lange nicht alles.«

Myron sah auf den Fuß des Mannes herab. Die Blutung hatte nachgelassen. Myron musste ihn in ein Krankenhaus bringen, das war ihm klar, aber er wollte auch den Schwung nicht verlieren. Das Seltsame war, dass Davis kaum zu leiden schien. Er wollte reden. Wahrscheinlich hatte er jahrelang über diese wirren Rechtfertigungen nachgedacht, war sie im Kopf immer wieder durchgegangen, und jetzt hatte er endlich die Möglichkeit, sie vorzutragen.

»Damit hatte Jake Wolf mich in der Hand«, fuhr Davis fort. »Wenn man erst mal in so einer Erpressungsgeschichte drinsteckt, kommt man da nicht wieder raus. Ja, er hat mir Geld angeboten. Und ich habe es genommen.«

Myron dachte an das, was Wheat Manson ihm am Telefon erzählt hatte. »Sie waren nicht nur irgendein Lehrer, sondern auch Studienberater.«

»Ja.«

»Sie hatten Zugang zu den Bewerbungsunterlagen. Ich habe gesehen, wie weit die Eltern in dieser Stadt gehen, damit ihre Kinder auf die richtige Universität kommen.«

»Es ist unvorstellbar«, sagte Davis.

»Nein, ist es nicht. So ganz anders war das auch früher nicht als ich zur Schule gegangen bin. Also hat Jake Wolf Sie aufgefordert, die Noten seines Sohns zu ändern.«

»Fast. Ich habe die Noten in den Bewerbungsunterlagen ausgetauscht. Randy wollte nach Dartmouth. Dartmouth wollte Randy, weil er so gut Football spielt. Aber sie konnten ihn nur nehmen, wenn er zu den besten zehn Prozent des Jahrgangs gehörte. Der Jahrgang bestand aus vierhundert Schülern. Randy war auf Platz dreiundfünfzig - nicht schlecht, aber nicht innerhalb der besten zehn Prozent. Ein anderer Schüler, ein kluger Bursche namens Ray Clarke, war Fünfter des Jahrgangs. Clark war in einem Vorabverfahren in Georgetown aufgenommen worden. Daher wusste ich, dass er sich nicht noch woanders bewirbt ...«

»Also haben Sie Randys Zensuren gegen die von diesem Clarke ausgetauscht.«

»Ja.«

Jetzt fiel Myron noch etwas ein: Randy hatte ihm erzählt, er hätte versucht, Aimee zurückzugewinnen, das wäre aber nach hinten losgegangen, obwohl er dachte, sie hätten beide das gleiche Ziel. »Und für Aimee Biel haben Sie das auch gemacht. Um sicherzustellen, dass sie die Zulassung in Duke bekommt. Randy hatte Sie darum gebeten, stimmt's?«

»Ja.«

»Und als Randy Aimee von seinem Coup erzählt hat, rechnete er mit Dankbarkeit. Aber sie hat ganz anders reagiert. Sie ist der Sache auf den Grund gegangen. Sie hat versucht, sich Zugang zum Schulcomputer zu verschaffen, um festzustellen, was passiert ist. Sie hat Roger Chang angerufen, den Viertbesten des Jahrgangs, um zu fragen, welche Noten er hatte und was er an Hobbys und sonstigen Aktivitäten angegeben hatte, Sie wollte wissen, was Sie da gemacht haben.«

»Davon weiß ich nichts«, sagte Davis. Der Adrenalinstrom ließ nach. Er wand sich jetzt vor Schmerzen »Mit Aimee habe ich nicht darüber gesprochen. Ich weiß nicht, was Randy ihr gesagt hat - das hatte ich ihn gefragt, als sie uns auf dem Schulparkplatz gesehen haben. Er hat gesagt, dass er meinen Namen nicht

erwähnt hat. Er hat ihr nur gesagt, dass er ihr dabei hilft, nach Duke zu kommen.«

»Aber Aimee hat sich das Ganze zusammengereimt. Zumindest war sie drauf und dran.«

»Schon möglich.«

Wieder zuckte er vor Schmerz zusammen. Myron interessierte das nicht.

»Jetzt kommen wir also zur entscheidenden Nacht, Harry. Warum hat Aimee sich hier von mir absetzen lassen?«

Die Küchentür wurde geöffnet. Erik steckte den Kopf ins Zimmer. »Wie läuft's denn so?«

»Ganz okay«, sagte Myron.

Myron erwartete, dass es Streit gab, aber Erik verschwand einfach wieder in der Küche.

»Er ist verrückt«, sagte Davis.

»Sie haben doch auch zwei Töchter, oder?«

»Ja.« Dann nickte er, als hätte er es plötzlich verstanden.

»Das ist reine Zettverschwendung, Harry. Ihr Fuß blutet. Sie müssen zum Arzt.«

»Das interessiert mich nicht.«

»Wir sind schon ganz schön weit. Bringen wir's hinter uns. Wo ist Aimee?«

»Ich weiß es nicht.«

»Was wollte sie hier?«

Er schloss die Augen.

»Harry?«

Er sprach leise. »Gott möge mir vergeben, aber ich weiß es nicht.«

»Würden Sie mir das erklären?«

»Sie hat geklopft. Es war furchtbar spät. Zwei oder drei Uhr nachts. Ich weiß es nicht genau. Donna und ich haben geschlafen. Sie hat uns zu Tode erschreckt. Wir sind zum Fenster gegangen. Wir haben sie beide gesehen. Ich habe mich zu meiner Frau umgedreht. Sie hätten ihre Miene sehen müssen. Sie war sc

verletzt. Das ganze Misstrauen, das ich ihr auszureden versucht hatte, brach sofort wieder auf. Sie hat angefangen zu weinen.«

»Und was haben Sie dann getan?«

»Ich habe Aimee weggeschickt.«

Schweigen.

»Ich hab das Fenster aufgemacht. Hab ihr gesagt, dass es spät ist und dass ich am Montag mit ihr rede.«

»Was hat Aimee gemacht?«

»Sie hat mich nur angestarrt. Sie hat kein Wort gesagt. Ich habe ihr die Enttäuschung angesehen.« Davis presste die Augenlider zusammen. »Aber ich hatte auch Angst, dass sie wütend sein könnte.«

»Sie ist dann einfach gegangen?«

»Ja.«

»Und jetzt wird sie vermisst«, sagte Myron. »Bevor sie irgendjemand davon berichten konnte, was sie entdeckt hat. Bevor sie Sie zerstören konnte. Und wenn der Zeugnisbetrug aufgedeckt wird, passiert das, was ich Ihnen bei unserem ersten Gespräch schon gesagt habe. Sie sind erledigt. Es kommt alles raus.«

»Ich weiß. Das habe ich auch gedacht.«

Er brach ab. Tränen liefen über seine Wangen.

»Was ist?«

»Mein dritter großer Fehler«, sagte er leise.

Myron lief ein Schauer über den Rücken. »Was haben Sie getan?«

»Ich habe ihr nichts getan. Das ist mir nicht mal in den Sinn gekommen. Ich mochte sie.«

»Was haben Sie getan, Harry?«

»Ich war verwirrt. Ich wusste nicht, woran ich war. Also hab ich es mit der Angst zu tun gekriegt, als sie da draußen stand. Ich wusste, was das bedeuten konnte - wie Sie schon sagten. Alles könnte rauskommen. Alles. Da bin ich in Panik geraten.«

»Was haben Sie getan?«, wiederholte Myron.

»Ich habe jemanden angerufen. Gleich nachdem sie weg war.

Ich habe jemanden angerufen, von dem ich dachte, dass er mit der Situation umgehen kann.«

»Wen haben Sie angerufen, Harry?«

»Jake Wolf«, sagte er. »Ich habe Jake Wolf angerufen und ihm gesagt, dass Aimee Biel bei mir vor der Tür steht.«

49

Als sie aus dem Haus liefen, kam Claire ihnen entgegen.

»Was war da drinnen los?«

Erik ließ sich nicht aufhalten. »Fahr nach Hause, Claire. Falls Aimee anruft.«

Claire sah Myron an, als wollte sie ihn um Hilfe bitten. Myron bot ihr keine an. Erik saß auf dem Fahrersitz, buchstäblich, aber auch im übertragenen Sinn. Myron sprang schnell auf den Beifahrersitz, bevor Erik losfahren konnte.

»Kennst du den Weg zu den Wolfs?«, fragte Myron.

»Ich habe meine Tochter da oft genug hingefahren.«

Er gab Gas. Myron sah ihn von der Seite an. Normalerweise drückte Eriks Miene vor allem Geringschätzung aus. Er runzelte die Augenbrauen und legte die Stirn in missbilligende Falten. Davon war jetzt nichts zu sehen. Sein Gesicht war glatt und ruhig. Myron hatte fast den Eindruck, er wolle gleich das Radio anstellen und mitpfeifen.

»Die werden dich verhaften«, sagte Myron.

»Das glaub ich nicht.«

»Du denkst, dass Davis nichts sagt?«

»Wahrscheinlich.«

»Das Krankenhaus muss die Schussverletzung melden.«

Erik zuckte die Achseln. »Selbst wenn einer von den beiden redet, was sollen sie schon sagen? Ich habe das Recht, vor eine Jury aus Personen meiner gesellschaftlichen Gruppe gestellt zu werden. Das heißt, es sind auf jeden Fall ein paar Eltern mit Kindern

im Teenageralter drin. Ich gehe in den Zeugenstand. Ich erzähle ihnen von meiner vermissten Tochter, und dass mein Opfer ein Lehrer ist, der eine Schülerin verführt und außerdem Geld für das Fälschen von Abschlusszeugnissen genommen hat ...«

Seine Stimme erstarb, als wäre das Urteil zu eindeutig, um überhaupt noch erwähnt werden zu müssen. Myron wusste nicht recht, was er sagen sollte. Also lehnte er sich zurück.

»Myron?«

»Was ist?«

»Ich bin schuld, oder? Meine Affäre war der Auslöser für die ganze Sache.«

»Ich glaub nicht, dass das so einfach ist«, sagte Myron. »Aimee hat einen ziemlich starken Willen. Die Affäre könnte dazu beigetragen haben, aber auf eine verrückte Art passt das alles zusammen. Van Dyne ist Musiklehrer und arbeitet in ihrem Lieblings-Musikgeschäft. Das ist natürlich schon mal ein gewisser Anreiz. Wahrscheinlich haben Aimee und Randy sich einfach auseinandergelebt. Aimee war immer ein braves Kind, stimmt's?«

»Absolut«, sagte er leise.

»Wahrscheinlich musste sie dann einfach mal rebellieren. Das ist doch ganz normal, oder? Und da ist ihr Van Dyne gerade recht gekommen. Naja, ich weiß natürlich nicht, ob es so gelaufen ist. Aber ich würde nicht die ganze Verantwortung auf dich abwälzen.«

Erik nickte, schien es ihm aber nicht abzunehmen. Andererseits hatte Myron auch nicht gerade alles darangesetzt, ihn zu überzeugen. Myron überlegte, ob er die Polizei anrufen sollte, aber was hätte er da sagen sollen? Und was hätten die getan? Außerdem hatte Jake Wolf womöglich die ganze örtliche Polizei in der Tasche. Vielleicht hätte man ihn sogar gewarnt. Auf jeden Fall musste die Polizei seine Rechte beachten. Darüber brauchte Erik und er sich keine Sorgen zu machen.

»Und wie ist die ganze Geschichte deiner Ansicht nach abgeufen?«, fragte Erik.

»Wir haben jetzt noch zwei Verdächtige«, sagte Myron. »Drew Van Dyne und Jake Wolf.«

Erik schüttelte den Kopf. »Es ist Wolf.«

»Wieso bist du dir so sicher?«

Er legte den Kopf schräg. »Du begreifst die Sache mit der Elternbindung immer noch nicht, oder, Myron?«

»Ich habe einen Sohn, Erik.«

»Er ist drüben im Irak, stimmt's?«

Myron sagte nichts.

»Und was würdest du tun, um ihn zu retten?«

»Weißt du ja.«

»Klar. Dasselbe wie ich. Und dasselbe wie Jake Wolf. Er hat schon bewiesen, wie weit er gehen würde.«

»Es ist ein großer Unterschied, ob man einen Lehrer dafür bezahlt, Zeugnisse auszutauschen oder ...«

»... einen Mord begeht«, vervollständigte Erik den Satz für ihn. »Wahrscheinlich hat es ganz harmlos angefangen. Man redet mit ihr, versucht, ihr die eigene Position zu erklären. Man erwähnt beiläufig, dass sie auch Arger kriegen kann und dass ihre Zulassung für Duke in Gefahr sein könnte. Aber sie bleibt hart. Und plötzlich ist alles klar: Es ist das klassische Wir-oder-sie-Szenario. Sie hat die Zukunft deines Sohns in der Hand. Entweder sie schafft es oder dein Sohn. Für wen entscheidest du dich?«

»Das ist reine Spekulation«, sagte Myron.

»Schon möglich.«

»Du darfst die Hoffnung nicht aufgeben.«

»Wieso nicht?«

Myron sah ihn an.

»Sie ist tot. Das wissen wir doch beide.«

»Nein, wissen wir nicht.«

»Gestern Nacht in der Sackgasse, weißt du noch, was du gesagt hast?«

»Ich hab viel gesagt.«

»Du hast gesagt, du glaubst nicht, dass sie das zufällige Opfer eines verrückten Entführers geworden ist.«

»Das glaub ich immer noch nicht.«

»Dann überleg doch mal. Es war jemand, den sie kannte - Wolf, Davis, Van Dyne, du kannst dir einen aussuchen - warum hätten die sie entführen sollen?«

Myron sagte nichts.

»Alle haben ihre Gründe, sie zum Schweigen zu bringen. Aber jetzt überleg weiter. Du hast gemeint, es könnte Van Dyne oder Wolf sein. Ich würde auf Wolf tippen. Aber beide hatten Angst davor, dass Aimee was verraten könnte, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Wenn man einen Verrat verhindern will, entführt: man keinen Menschen. Man bringt ihn um.«

Er sagte das ganz ruhig, ohne die Hände vom Lenkrad zu nehmen. Myron wusste nicht, wie er damit umgehen sollte. Erik hatte die Situation ziemlich klar analysiert. Wenn es um Schweigen ging, entführte man niemanden. Das brachte nichts. Auch Myron hatte diese Angst mit sich herumgetragen. Er hatte versucht, sie zu unterdrücken, sie nicht herauszulassen, aber jetzt hatte sie genau der Mann in Worte gefasst, der das größte Interesse daran hatte, das Ganze durch eine rosarote Brille zu betrachten.

»Und im Moment«, fuhr Erik fort, »geht's mir gut. Verstehst du? Ich kämpfe, ich versuche, rauszubekommen, was passiert ist. Wenn wir sie finden, und sie ist tot, ist alles vorbei. Mit mir, meine ich. Dann bin ich erledigt. Ich werde mich hinter einer Fassade verstecken. Meinen anderen Kindern zuliebe werde ich weitermachen. Das ist der einzige Grund, nicht einfach alles hinzuschmeißen und zu sterben. Meine anderen Kinder. Aber eins kannst du mir glauben: Mein Leben ist vorbei. Man könnte mich genauso gut mit Aimee begraben. Darum geht es. Ich bin un toter Mann, Myron. Aber ich gehe nicht als Feigling.«

»Mach mal halblang«, sagte Myron. »Bisher wissen wir noch nichts.«

Dann fiel Myron noch etwas ein. Aimee war heute Abend im Internet gewesen. Er wollte Erik daran erinnern, ihm etwas Hoffnung geben, entschloss sich aber, sich das Ganze noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen. Da stimmte etwas nicht. Erik hatte einen interessanten Punkt aufgeworfen. Nach allem, was sie wussten, gab es keinen vernünftigen Grund dafür, Aimee zu entführen - es gab nur Gründe dafür, sie umzubringen.

War das im Internet wirklich Aimee gewesen? Hatte sie Erin diese Warnung geschickt?

Irgendetwas stimmte da nicht.

Sie bogen so schnell von der Route 280 ab, dass der Wagen nur noch auf zwei Rädern fuhr. Erik wurde erst langsamer, als sie die Straße erreichten, in der die Wolfs wohnten. Er fuhr den Berg hinauf. Zwei Häuser vor dem Haus der Wolfs hielt er an.

»Und was machen wir jetzt?«, fragte Erik.

»Wir klingeln und gucken, ob er zu Hause ist.«

Beide stiegen aus und gingen die Einfahrt hinauf. Myron übernahm die Führung. Erik überließ sie ihm. Myron drückte den Klingelknopf. Ein prätentiöses, viel zu langes Trillern ertönte. Erik trat ein paar Schritte zurück ins Dunkel. Myron wusste, dass Erik die Pistole hatte. Er fragte sich, wie er damit umgehen sollte. Schließlich hatte Erik heute Abend schon einmal auf einen Menschen geschossen. Er schien nicht abgeneigt, das zu wiederholen.

Lorraine Wolfs Stimme erklang aus der Gegensprechanlage.
»Wer ist da?«

»Hier ist Myron Bolitar, Mrs Wolf.«

»Es ist schon sehr spät. Was wollen Sie?«

Myron dachte an das kurze, weiße Tenniskleid und die zweideutige Stimme. Davon war nichts zu hören. Die Stimme klang knallhart.

»Ich muss Ihren Mann sprechen.«

»Der ist nicht da.«

»Mrs Wolf, würden Sie bitte die Tür aufmachen?«

»Bitte gehen Sie.«

Myron überlegte, wie er weiter vorgehen sollte. »Ich habe Randy vorhin getroffen.«

Schweigen.

»Er war auf einer Party. Wir haben über Aimee gesprochen. Dann habe ich mich mit Harry Davis unterhaken. Ich weiß alles, Mrs Wolf.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»Entweder Sie machen die Tür auf, oder ich gehe zur Polizei.«

Wieder Schweigen. Myron drehte sich um und sah Erik an. Der war immer noch ruhig. Das gefiel Myron ganz und gar nicht.

»Mrs Wolf?«

»Mein Mann ist in einer Stunde wieder da. Kommen Sie dann wieder.«

Jetzt übernahm Erik Biel. »Nein, wir kommen jetzt rein.«

Er zog die Pistole, hielt sie kurz vor das Türschloss und drückte ab. Die Tür flog auf. Erik stürzte mit gezogener Waffe hinein. Myron zog seine Pistole aus der Tasche und folgte ihm.

Lorraine Wolf schrie.

Erik und Myron liefen in die Richtung des Schreis. Als sie ins Wohnzimmer kamen, blieben sie stehen.

Lorraine Wolf war allein.

Einen Augenblick lang rührte sich niemand. Myron versuchte zu begreifen, was er hier sah. Lorraine Wolf stand mitten im Zimmer. Sie trug Gummihandschuhe. Das fiel ihm zuerst auf. Hell-gelbe Gummihandschuhe. Dann sah er sich die Hände genauer an. In einer, der rechten, hielt sie einen Schwamm. In der anderen - der linken - trug sie einen gelben Eimer.

Auf dem Teppich war ein feuchter Fleck. Offenbar hatte sie dort gerade den Teppich gereinigt.

Myron und Erik traten einen Schritt vor. Jetzt sahen sie das Wasser im Eimer. Es hatte einen schrecklichen rosa-farbenen Stich.

Erik sagte: »Oh nein ...«

Myron wollte sich umdrehen und ihn festhalten, aber es war schon zu spät. Hinter Eriks Augen explodierte etwas. Er stieß ein Geheul aus und stürmte auf die Frau zu. Lorraine Wolf schrie. Der Eimer fiel um. Die rosaarbene Flüssigkeit ergoss sich über den Fußboden.

Erik warf sich mit so viel Schwung auf Lorraine, dass beide hinten über die Couch stürzten. Myron war direkt hinter ihm, wusste aber nicht recht, was er tun sollte. Wenn er zu aggressiv vorging, drückte Erik womöglich einfach ab. Aber wenn er gar nichts tat ...

Erik hatte Lorraine Wolf gepackt. Er drückte ihr den Pistolenlauf auf die Schläfe. Sie schrie, umklammerte seine Hand und versuchte, sie wegzudrücken. Erik bewegte sich nicht.

»Was haben Sie mit meiner Tochter gemacht?«

»Nichts!«

Myron sagte: »Nicht, Erik.«

Aber Erik hörte ihm nicht zu. Myron hob seine Pistole. Er richtete sie auf Erik. Erik sah das, aber es war ihm offenbar egal.

»Wenn du sie umbringst ...«, fing Myron an.

»Was soll dann sein?«, rief Erik. »Was haben wir noch zu verlieren, Myron? Guck dir das doch an. Aimee ist tot.«

Lorraine Wolf schrie: »Nein!«

»Und wo ist sie dann, Lorraine?«, fragte Myron.

Sie presste die Lippen zusammen.

»Lorraine, wo ist Aimee?«

»Ich weiß es nicht.«

Erik hob die Pistole. Er wollte sie mit dem Griff schlagen.

»Nicht, Erik.«

Er zögerte. Lorraine blickte auf und sah Erik an. Sie hatte Angst, aber Myron sah, dass sie sich zusammenriss und sich auf den Schlag vorbereitete.

»Nicht«, sagte Myron noch einmal. Er trat näher an die beiden heran.

»Sie weiß was.«

»Und wir werden herauskriegen, was, okay?«

Erik sah ihn an. »Was würdest du tun? Wenn's um jemand ginge, den du liebst?«

Langsam trat Myron noch einen Schritt näher. »Ich liebe Aimee.«

»Nicht so wie ein Vater.«

»Nein, so nicht. Aber ich kenne die Situation. Ich habe auch einmal zu viel Druck gemacht. Das bringt nichts.«

»Bei Harry Davis hat's was gebracht.«

»Ich weiß, aber ...«

»Sie ist eine Frau. Das ist der einzige Unterschied. Ich hab ihn in den Fuß geschossen, und du hast ihn bluten lassen und Fragen gestellt, jetzt haben wir jemanden vor uns, der dabei ist, Blut wegzuschen, und plötzlich kriegst du Gewissensbisse?«

Selbst in dieser verfahrenen, irren Situation erkannte Myron noch, worauf er hinauswollte. Es war wieder diese Männer-Frauen-Geschichte. Wenn Aimee ein Junge gewesen wäre. Wenn Harry Davis eine hübsche, kokette Frau gewesen wäre.

Erik drückte ihr den Pistolenlauf wieder auf die Schläfe. »Wo ist meine Tochter?«

»Ich weiß es nicht«, sagte sie.

»Wessen Blut haben Sie da aufgewischt?«

Erik zielte auf ihren Fuß. Aber er hatte sich nicht mehr unter Kontrolle, das war unübersehbar. Tränen rannen ihm übers Gesicht. Seine Hand zitterte.

»Wenn du auf sie schießt«, sagte Myron, »verunreinigt das die Beweise. Das Blut vermischt sich. Man wird nie mehr feststellen können, was hier wirklich passiert ist.«

Das ergab zwar keinen Sinn, reichte aber, um Erik zu bremsen. Seine Gesichtszüge entgleisten. Er weinte, hielt aber die Pistole immer noch fest. Er hatte sie weiter auf ihren Fuß gerichtet.

»jetzt atme mal tief durch«, sagte Myron.

Erik schüttelte den Kopf. »Nein.«

Die Luft war ganz still. Nichts rührte sich. Erik sah Lorraine Wolf an. Sie hielt seinem Blick stand. Myron sah Eriks Finger am Abzug.

Er hatte keine Wahl.

Myron musste etwas tun.

Und dann summte Myrons Handy.

Alle erstarren. Erik nahm den Finger vom Abzug und wischte sich mit dem Ärmel übers Gesicht. »Geh ran«, sagte er.

Myron warf einen kurzen Blick aufs Display. Es war Win. Er drückte die Annehmen-Taste und hielt sich das Handy ans Ohr.

»Was gibt's?«

»Drew Van Dynes Wagen ist gerade vor seinem Haus vorgefahren«, sagte Win.

50

Loren Muse, Inspektorin der Staatsanwaltschaft, arbeitete an dem neuen Doppelmord in East Orange, als ihr Telefon klingelte. Es war spät, aber Muse war nicht überrascht. Sie war oft lange im Büro. Das wussten ihre Kollegen.

»Muse.«

Die Stimme klang dumpf, aber weiblich. »Ich habe Informationen für Sie.«

»Wer sind Sie?«

»Es geht um das vermisste Mädchen.«

»Welches vermisste Mädchen?«

»Aimee Biel.«

Erik hatte die Pistole immer noch auf Lorraine Wolf gerichtet.

»Was ist?«, fragte er Myron.

»Drew Van Dyne ist nach Hause gekommen.«

»Was heißt das?«

»Wir müssen mit ihm reden.«

Erik wedelte mit der Pistole. »Wir können sie nicht einfach hierlassen.«

» Einverstanden.«

Das Klügste wäre, dachte Myron, wenn Erik hierbleiben und auf Lorraine Wolf aufpassen würde, damit sie niemanden warnen oder irgendwelche Spuren wegputzen konnte. Aber er wollte sie nicht mit Erik allein lassen. Jetzt nicht. Nicht in seinem Zustand.

»Wir nehmen sie mit«, sagte Myron.

Wieder drückte Erik ihr den Lauf an den Kopf. »Stehen Sie auf«, sagte er. Sie gehorchte. Sie führten sie nach draußen. Myron rief Detective Lance Banner an, als sie zum Wagen gingen.

»Banner.«

»Schicken Sie Ihre besten Leute von der Spurensicherung rüber in Jake Wolfs Haus«, sagte Myron. »Ich hab im Moment keine Zeit für genauere Erklärungen.«

Er legte auf. Unter anderen Umständen hätte er ihn vielleicht um Unterstützung gebeten. Aber Win wartete vor Drew Van Dynes Haus. Also brauchten sie keine Hilfe.

Myron fuhr. Erik saß mit Lorraine Wolf hinten. Er hielt die ganze Zeit die Pistole auf sie gerichtet. Bei einem Blick in den Rückspiegel merkte Myron, dass sie ihn ansah.

»Wo ist Ihr Mann?«, fragte Myron und bog rechts ab.

»Unterwegs.«

»Wohin?«

Sie antwortete nicht.

»Sie haben vorgestern Nacht einen Anruf bekommen«, sagte Myron. »Um drei Uhr morgens.«

Wieder trafen sich ihre Blicke im Rückspiegel. Sie nickte nicht, er glaubte aber, eine Bestätigung zu erkennen.

»Der Anrufer war Harry Davis. Sind Sie ans Telefon gegangen oder Ihr Mann?«

Sie sprach leise. »Jake.«

»Davis hat ihm gesagt, dass Aimee gerade bei ihm gewesen ist und er sich Sorgen macht. Und dann ist Jake zum Wagen gegangen.«

»Nein.«

Myron überlegte, was das heißen sollte. »Was hat er denn gemacht?«

Lorraine rutschte etwas nach hinten und sah Erik in die Augen. »Wir mochten Aimee sehr gern. Hören Sie, Erik, sie war die letzten zwei Jahre lang Randys Freundin.«

»Aber dann hat sie sich von ihm getrennt«, sagte Myron.

»Ja.«

»Wie hat Randy darauf reagiert?«

»Es hat ihm das Herz gebrochen. Sie hat ihm viel bedeutet. Aber Sie glauben doch nicht...« Ihre Stimme erstarb.

»Ich frage noch einmal, Mrs Wolf. Was hat Ihr Mann nach dem Anruf von Harry Davis getan?«

Sie zuckte die Achseln. »Was hätte er schon tun sollen?«

Myron schwieg.

»Wie stellen Sie sich das vor? Dass Jake hingefahren ist und sie entführt hat? Ach, kommen Sie. Selbst bei leeren Straßen braucht man von Livingston nach Ridgewood mindestens eine halbe Stunde. Meinen Sie, Aimee hätte einfach draußen gestanden und darauf gewartet, dass Jake sie abholt?«

Myron öffnete den Mund, schloss ihn aber sofort wieder. Er versuchte, sich Aimees Lage vor Augen zu führen. Harry Davis hatte sie gerader abgewiesen. Wäre sie einfach eine halbe Stunde oder noch länger auf der dunklen Straße stehen geblieben? Es klang eigentlich ziemlich abwegig.

»Und was ist dann passiert?«, fragte Myron.

Sie antwortete nicht.

»Sie haben den Anruf von Harry Davis bekommen. Er ist in Panik wegen Aimee. Was haben Jake und Sie dann getan?«

Myron bog nach links ab. Sie waren jetzt auf der Northfield Avenue, einer der Hauptstraßen in Livingston. Er gab Gas.

»Was hätten Sie denn getan?«, fragte sie zurück.

Myron und Erik antworteten nicht. Lorraine sah Myron wieder durch den Rückspiegel in die Augen.

»Stellen Sie sich vor, es wäre Ihr Sohn«, fuhr sie fort. »Seine ganze Zukunft steht auf dem Spiel. Er hatte eine Freundin. Eine wunderbare, tolle Freundin. Irgendwas ist mit ihr passiert. Sie hat sich verändert. Warum, weiß ich nicht.«

Erik wand sich, hielt die Pistole aber weiter auf sie gerichtet.

»Und auf einmal will sie nichts mehr mit ihm zu tun haben. Sie hat eine Affäre mit einem Lehrer. Sie klopft um drei Uhr morgens bei relativ fremden Menschen an die Tür. Sie ist extrem sprunghaft. Wenn sie alles erzählt, kann sie Ihr ganzes Leben und das von Ihrem Sohn zerstören. Was hätten Sie da getan, Mr Bolitar?« Sie sah Erik an. »Oder Sie, Erik? Wenn es umgekehrt gewesen wäre - wenn Randy Aimee sitzen gelassen und angefangen hätte, sich so zu verhalten, wenn er gedroht hätte, ihre Zukunft zu zerstören -, was hätten Sie dann getan, Erik?«

»Ich hätte ihn nicht umgebracht«, sagte Erik.

»Wir haben sie nicht umgebracht. Wir haben bloß ... Wir haben uns Sorgen gemacht. Jake und ich haben uns hingesetzt und geredet. Wir wussten nicht, was wir tun sollten. Wir haben versucht, einen Plan zu machen. Zuerst sollte Harry Davis die Änderungen im Computer wieder rückgängig machen, wenn das noch ging. So dass es wie eine Computerpanne aussah oder so. Vielleicht hätten die Leute Verdacht geschöpft, aber solange keiner was beweisen konnte, waren wir ja noch in Sicherheit. Wir haben auch über andere Szenarien nachgedacht. Ich weiß, dass Sie Randy als Drogenhändler bezeichnet haben, aber er war nur eine Kontakterson. Davon gibt es in jeder Schule ein paar. Ich will das nicht verteidigen. Ich war auf der High School in Middlebury. Ich werde keine Namen nennen, aber unser damaliger Kontaktmann ist heute einer unserer führenden Politiker. So was ist mit dem Abschlusszeugnis vergessen und vorbei. Aber wir mussten erst mal sicherstellen, dass Randys Fehlverhalten nicht

an die große Glocke gehängt wird. Und natürlich haben wir versucht, Aimee zu erreichen. Wir wollten Sie schon anrufen, Erik. Wir haben gedacht, dass Sie Aimee vielleicht überzeugen können. Schließlich ging es nicht nur um Randys Zukunft, sondern auch um ihre eigene.«

Sie näherten sich Van Dynes Haus.

»Das ist eine hübsche Geschichte, Mrs Wolf«, sagte Myron.

»Aber Sie haben da was ausgelassen.«

Sie schloss die Augen.

»Wessen Blut war das auf Ihrem Teppich?«

Keine Antwort.

»Sie haben gehört, wie ich die Polizei angerufen habe. Die Spezialisten von der Spurensicherung sind schon unterwegs. Die werden Tests machen. Auf die DNA und alles. Die kriegen das sowieso raus.«

Lorraine Wolf sagte immer noch nichts. Sie waren jetzt in der Straße, in der Drew Van Dyne wohnte. Die Häuser waren kleiner und älter. Der Rasen in den Vorgärten war nicht ganz so grün. Die Zweige der Sträucher hingen lang herab. Win hatte Myron genau erklärt, wo er sich versteckt hatte, sonst hätte Myron ihn auch nicht entdeckt. Sie hielten, und Myron sah Erik an.

»Wartet hier einen Moment.«

Myron stieg aus, trat hinter einen Baum und fand Win am beschriebenen Ort.

Myron sagte: »Ich seh Van Dynes Wagen nicht.«

»Er ist in der Garage.«

»Wie lange ist er schon da?«

»Wann habe ich angerufen?«

»Vor zehn Minuten.«

Win nickte. »Da hast du's.«

Myron betrachtete das Haus. »Es brennt kein Licht.«

»Ist mir auch aufgefallen.«

»Er ist vor zehn Minuten in die Garage gefahren und noch nicht ins Haus gegangen?«

Win zuckte die Achseln.

Sie hörten ein Quietschen. Das Garagentor öffnete sich. Scheinwerfer strahlten ihnen ins Gesicht. Der Wagen schoss heraus. Win zog seine Pistole und zielte. Myron legte seinem Freund die Hand auf den Arm.

»Aimee könnte im Wagen sein.«

Win nickte.

Der Wagen raste die Einfahrt entlang und bog nach rechts auf die Straße ein. Er passierte das geparkte Auto, in dem Erik Biel und Lorraine Wolf saßen. Van Dynes Toyota schien einen Moment lang zu zögern, beschleunigte dann jedoch.

Myron und Win rannten zum Wagen zurück. Myron setzte sich auf den Fahrersitz, Win auf den des Beifahrers. Hinten hatte Erik Biel die Pistole immer noch auf Lorraine Wolf gerichtet.

Win drehte sich um und lächelte Erik zu. »Hi«, sagte er.

Win griff nach hinten, als wollte er Erik die Hand schütteln. Stattdessen griff er nach Eriks Pistole und nahm sie ihm ab. Einfach so.

Myron fuhr los, als Van Dynes Wagen um die Ecke verschwand. Win betrachtete die Pistole, runzelte die Stirn und entlud sie.

Die große Jagd hatte begonnen. Aber sie sollte nicht lange dauern.

51

Drew Van Dyne saß nicht am Steuer seines Wagens.

Da saß Jake Wolf.

Jake fuhr schnell. Er bog ein paar Mal ab, hielt aber nach nicht einmal zwei Kilometern schon wieder an. Sein Vorsprung war groß genug. Er kam zur Roosevelt Mall, raste zur Rückseite und parkte. Er ging über die dunklen Fußballfelder in Richtung Livingston High School. Er nahm zwar an, dass Myron Bolitar ihm folgen würde, glaubte jedoch, noch etwas Zeit zu haben.

Er hörte die Party. Kurz darauf sah er auch den Lichtschein. Die laue Nachluft war angenehm in der Lunge. Jake betrachtete die Bäume, die Häuser, die Autos und die Einfahrten. Er hing an dieser Stadt. Er hing an seinem Leben hier.

Als er näher kam, hörte er das Lachen der Gäste. Er dachte darüber nach, was er eigentlich hier wollte. Er schluckte und stellte sich hinter eine Pinienreihe im Nachbargarten. Durch eine Lücke zwischen zwei Bäumen betrachtete er das Zelt.

Jake Wolf fand seinen Sohn auf den ersten Blick.

So war das mit Randy schon immer gewesen. Er war nicht zu übersehen. Er ragte heraus - in jeder Beziehung. Jake erinnerte sich noch an Randys erstes Fußball-Turnier. Es hatte in der ersten Klasse stattgefunden. Drei- oder vierhundert Kinder waren planlos wie heiße Gasmoleküle herumgehüpft. Jake war etwas später gekommen, hatte aber nur Sekunden gebraucht, um seinen freudestrahlenden Jungen in der Masse ähnlich aussehender Kinder zu entdecken. Es war fast, als wäre ein Scheinwerfer auf ihn gerichtet, der jede seiner Bewegungen perfekt ausleuchtete.

Jake Wolf sah nur zu. Sein Sohn sprach mit ein paar Kumpeln. Alle lachten über etwas, das Randy gesagt hatte. Jake starrte hinüber und spürte, wie sich Tränen in seinen Augen sammelten. Viele Leute trugen eine Mitschuld, dachte er. Er überlegte, wie das Ganze angefangen hatte. Vielleicht bei Dr. Crowley. So ein beschissener Geschichtslehrer, der einen Doktortitel führt. Was sollte so ein prätentiöser Mist?

Crowley war ein kleiner, unbedeutender Mann mit hängenden Schultern, der sich die Haare über die Glatze kämmte. Er hasste Sportler. Man sah ihm schon von weitem an, wie neidisch er war. Wenn Crowley einem gutaussehenden und sportlichen Kerl wie Randy gegenübertrat, wurde ihm jedes Mal klar, was ihm in seiner Jugend alles versagt geblieben war.

So hatte das Ganze angefangen.

Randy hatte für Crowleys Geschichtskurs einen wunderbaren Essay über die Tet-Offensive im Vietnamkrieg geschrieben.

Crowley hatte ihm ein C minus gegeben. Ein beschissenes C minus. Ein Freund von Randy, Joel Fisher, hatte ein A bekommen. Jake hatte beide Essays gelesen. Randys war besser gewesen. Und nicht nur Jake Wolf hatte das so gesehen. Er hatte beide Essays mehreren Personen zum Lesen gegeben. Er hatte ihnen nicht gesagt, welcher Essay von seinem Sohn und welcher von Joel war.

»Welcher ist besser?«, hatte er hinterher gefragt.

Und fast alle hatten seine Meinung geteilt. Randys Aufsatz - der mit dem C minus - war der bessere.

Es schien eine Kleinigkeit zu sein, aber es war keine. Dieser Schein machte drei Viertel der Geschichtszensur aus. Dr. Crowley hatte Randy ein C gegeben. Dadurch hatte Randy in diesem Semester keine Auszeichnung für herausragende Leistungen bekommen, viel wichtiger war aber noch, dass Randy aus den besten zehn Prozent seines Jahrgangs herausgerutscht war. Dartmouth hatte sich ganz klar ausgedrückt. Mit den Ergebnissen, die Randy in den Zulassungstests erreicht hatte, musste er unter den besten zehn Prozent seines Jahrgangs sein. Wenn dieses C ein B gewesen wäre, hätten sie Randy genommen.

Das war der Unterschied.

Jake und Lorraine hatten mit Dr. Crowley gesprochen. Sie hatten ihm die Situation erklärt. Crowley hatte keinen Millimeter nachgegeben. Er hatte abweisend reagiert und sich an seiner Macht hochgezogen, so dass Jake all seine Willenskraft zusammennehmen musste, um den Mann nicht aus dem Fenster zu werfen. Aber Jake hatte nicht so schnell aufgegeben. Er hatte einen Privatdetektiv angestellt, der die Vergangenheit des Mannes durchforsten sollte. Aber Crowley hatte ein erbärmliches Leben geführt, in dem nichts, aber auch gar nichts Erwähnenswertes passiert war - besonders im Vergleich zu Randys Leben ... Er hatte nichts gefunden, was er gegen den Mann hätte verwenden können.

Wenn Jake sich also an die Regeln gehalten hätte, wäre das das Ende der Fahnenstange gewesen. Seinem Sohn wäre ein

Studium an einer Ivy-League-Universität verwehrt geblieben - durch die Laune eines Nichts wie Crowley.

Nein. Keine Chance.

Und so hatte alles angefangen.

Jake schluckte und starre auf die Schülerparty. Sein Sohn stand mittendrin - wie eine Sonne, die von unzähligen Planeten umkreist wurde. Er hielt einen Becher in der Hand. Bei Randy sah alles so lässig aus. Er strahlte bei allem, was er tat, eine unglaubliche Ruhe und Gelassenheit aus. Jake Wolf stand im Schatten und überlegte, ob es irgendeine Möglichkeit gab, die Lage doch noch zu retten. Er glaubte nicht daran. Es war, als versuche man, Wasser in den Händen zu halten. Lorraine gegenüber hatte er sich selbstbewusst gegeben. Er hatte gehofft, sie könnten die Leiche in Drew Van Dynes Haus schaffen. Lorraine sollte den Fleck entfernen. Mit etwas Glück hätte es noch klappen können.

Aber dann war Myron Bolitar aufgetaucht. Jake hatte ihn von Van Dynes Garage aus gesehen. Er saß in der Falle. Er hatte noch versucht, die beiden zu überraschen, war einfach losgerast und hatte gehofft, dass er sie abhängen und die Leiche irgendwo anders entsorgen konnte. Doch nach der ersten Kurve hatte er Lorraine auf dem Rücksitz eines Mercedes gesehen, und spätestens da war ihm klar gewesen, dass alles vorbei war.

Er würde sich einen guten Anwalt nehmen. Den besten. Er kannte jemanden in der Stadt. Lenny Marcus. Ein fantastischer Strafverteidiger. Er würde ihn anrufen und fragen, was da zu machen war. Aber tief im Innersten wusste Jake Wolf, dass es vorbei war. Zum mindesten für ihn.

Darum stand er jetzt hier. Im Schatten. Um seinen tollen, perfekten Sohn zu beobachten. Randy war das Einzige, was er je richtig hingekriegt hatte. Sein Junge. Sein geliebter Sohn. Aber das reichte ihm. Jake war ihm sofort verfallen gewesen, seit er das Baby im Krankenhaus zum ersten Mal gesehen hatte. Er war zum Training gegangen, sooft er nur konnte. Er war zu jedem Spiel

gegangen. Und nicht nur, um Randy zu unterstützen - beim Training hatte Jake Wolf sich oft halb hinter einen Baum gestellt, sich fast schon versteckt, so wie er es auch jetzt machte. Er betrachtete seinen Sohn einfach gerne. Besonders beim Sport. Das war alles. Diese ganz schlichten Momente bereiteten ihm große Freude. Und manchmal fand er es schier unglaublich, wie viel Glück er gehabt hatte, dass er, Jake Wolf, der, wenn man es recht bedachte, eigentlich auch ein Nichts war, dazu beigetragen haben sollte, ein so wunderbares Wesen zu erzeugen. Die Welt war ein grausamer und furchtbarer Ort, und man musste alles Erdenkliche tun, um nicht unter die Räder zu kommen, aber wenn er Randy ansah, wurde ihm manchmal bewusst, dass es noch mehr gab als den ewigen Kampf von jedem gegen jeden, dass es irgendwo noch etwas Besseres geben musste, eine höhere Instanz, weil er solche Perfektion und Schönheit vor Augen hatte.

»Hi, Jake.«

Er drehte sich um. »Hi, Jacques.«

Jacques Harlow stand vor ihm, der Vater eines der besten Freunde von Randy und gleichzeitig der Gastgeber. Jacques stellte sich zu ihm. Beide betrachteten die Party und ihre Söhne, sahen fast eine ganze Minute lang versunken zu, ohne ein Wort zu sprechen.

»Unglaublich, wie schnell das vorbeigegangen ist, was?«, sagte Harlow.

Jake schüttelte nur den Kopf, fürchtete sich davor, etwas zu sagen. Er ließ seinen Sohn nicht einen Moment aus den Augen.

»Hey, willst du nicht auf einen Drink mit rüberkommen?«

»Ich kann nicht. Ich musste nur kurz was für Randy vorbeibringen. Danke.«

Harlow klopfte ihm auf die Schulter. »Alles klar.« Er ging zurück auf die Veranda.

Es dauerte noch fünf Minuten, und Jake genoss jede einzelne Sekunde. Dann hörte er die Schritte hinter sich. Er drehte sich um und sah Myron Bolitar. Er hatte eine Pistole in der Hand.

Jake Wolf lächelte, drehte sich wieder um und sah weiter seinen Sohn an.

»Was tun Sie hier, Jake?«

»Wonach sieht's denn aus?«

Jake Wolf wollte noch nicht gehen, wusste aber, dass es an der Zeit war. Er saugte diesen letzten Eindruck seines Sohnes formlich auf. Wenigstens kam es ihm so vor. Es war das letzte Mal, dass er ihn so sah. Er wollte ihm noch etwas sagen, ihm ein paar weise Worte mit auf den Weg geben, aber mit Worten konnte Jake nicht gut umgehen.

Also drehte er sich um und hob die Hände.

»Im Kofferraum«, sagte Jake Wolf. »Die Leiche ist im Kofferraum.«

52

Win stand ein paar Meter hinter Myron. Zur Sicherheit. Er merkte aber sofort, dass Jake Wolf sich nicht wehren würde. Big Jake Wolf hatte aufgegeben. Zumaldest für den Moment. Später kam vielleicht noch etwas nach. Win hatte oft mit solchen Männern zu tun gehabt. Die glaubten nie, dass wirklich alles vorbei war. Sie suchten immer noch nach einem Ausweg, einem Schlupfloch, einer Fluchtmöglichkeit, einem juristischen Trick - irgendetwas.

Ein paar Minuten zuvor hatten sie Van Dynes Wagen auf dem Parkplatz der Roosevelt Mall entdeckt. Myron und Win waren vorgelaufen und hatten Lorraine Wolf und Erik Biel im Auto zurückgelassen. Erik hatte noch ein paar von den Kabelbindern übrig, die er mit der Munition zusammen gekauft hatte. Also hatten sie Lorraine die Hände hinter dem Rücken gefesselt und gehofft, dass Erik keine Dummheiten mache.

Kurz nachdem Myron und Win in der Dunkelheit verschwunden waren, stieg Erik aus. Er ging zu Van Dynes Wagen. Er öffnete

die Fahrertür. Er wusste nicht genau, was er hier wollte, aber er konnte nicht einfach untätig herumsitzen. Er setzte sich auf den Fahrersitz. Auf dem Boden lagen Gitarrenplektren. Er dachte an die Plektren-Sammlung seiner Tochter, die ganz vernarrt darin war, und daran, wie Aimee beim Stimmen der Gitarre die Augen schloss. Er dachte an Aimees erste Gitarre, ein billiges Ding, das er in einem Spielzeuggeschäft für zehn Dollar gekauft hatte. Sie war erst vier Jahre alt gewesen. Sie hatte darauf eingeschlagen und eine wunderbare Fassung von *Santo Claus Is Coming To Town* gesungen. Das Ganze hatte eher an Bruce Springsteen erinnert als an etwas, das man von einem Kind im Vorschulalter erwartete. Als sie fertig war, hatten Claire und er wie wild geklatscht.

»Aimee rockt«, hatte Claire verkündet.

Sie hatten alle gelächelt. Sie waren so glücklich gewesen.

Durch die Windschutzscheibe betrachtete Erik Lorraine Wolf in seinem Mercedes. Ihre Blicke trafen sich. Er hatte Lorraine vor zwei Jahren kennen gelernt, kurz nachdem Aimee zum ersten Mal mit Randy ausgegangen war. Er mochte sie. Er musste sogar zugeben, dass er sie in ein paar seiner erotischen Fantasien eingebaut hatte. Selbstverständlich hatte er nie etwas unternommen, um diese Fantasien in die Tat umzusetzen. So einer war er nicht. Es war nur ein harmloser Tagtraum mit einer hübschen Frau. Ganz normales Zeug.

Er drehte sich um. Auf dem Rücksitz lagen ein paar handgeschriebene Notenblätter. Er erstarrte. Dann streckte er langsam die Hand danach aus. Er hatte die Handschrift erkannt. Es war Aimees. Er ergriff ein Blatt, zog es vorsichtig zu sich heran und hielt es behutsam fest, als bestünde es aus hauchdüninem Porzellan.

Das hatte Aimee geschrieben.

Er hatte einen Frosch im Hals. Seine Fingerspitzen glitten langsam über die Wörter und Noten. Seine Tochter hatte dieses Blatt Papier in der Hand gehalten. Sie hatte die Stirn in Falten

gelegt, wie sie es immer machte, wenn ihre Lebenserfahrung gefordert war, und hatte dieses kleine Werk geschaffen. Eigentlich war das ein sehr schlichter Gedanke, aber er bedeutete Erik auf einmal sehr viel. Seine Wut war verflogen. Er wusste, dass sie zurückkommen würde. Doch im Moment war sein Herz schwer. Er empfand keinen Zorn mehr. Nur noch Schmerz.

Dann beschloss Erik, den Kofferraum zu öffnen.

Er sah zu Lorraine Wolf hinüber. Ihre Miene veränderte sich. Er wusste nicht, warum. Er öffnete die Wagentür und stieg aus. Er ging zum Kofferraum, griff mit einer Hand nach der Haube, drückte mit der anderen den Knopf zum Entriegeln und zog sie hoch. Hinter ihm auf dem Sportplatz raschelte es. Erik drehte sich um und sah, dass Myron auf ihn zu stürzte.

»Erik, warte ...«

Erik öffnete den Kofferraum.

Schwarze Plane. Das sah er als Erstes. Schwarze Plane, in die etwas eingewickelt war. Er bekam weiche Knie, hielt sich aber auf den Beinen. Myron kam näher, aber Erik streckte ihm eine ausgestreckte Hand entgegen, zum Zeichen, dass er zurückbleiben sollte. Er versuchte, ein Loch in die Plane zu reißen. Sie war zu stabil. Er riss und zerrte hektisch daran herum. Die Plane hielt stand. Erik geriet in Panik. Er keuchte. Er verschluckte sich.

Er zog seinen Schlüsselbund aus der Tasche und drückte einen spitzen Schlüssel in die Plane. Sie riss auf. Erik sah Blut. Er schlitzte die Plane mit dem Schlüssel weiter auf und griff mit beiden Händen hinein. Es war nass und klebrig. Verzweifelt zerrte Erik an der Plane, als wäre er selbst darin gefangen und bekäme keine Luft.

Er sah das Gesicht der Leiche und richtete sich auf.

Myron stand jetzt direkt neben ihm.

»Oh mein Gott«, sagte Erik. Er sackte in sich zusammen. »Oh, ich danke dir ...«

Es war nicht seine Tochter. Es war Drew Van Dyne.

Lorraine Wolf sagte: »Ich habe ihn aus Notwehr erschossen.«

Myron hörte die Sirenen in der Ferne. Er stand neben Erik Biel und Lorraine Wolf am Kofferraum. Er hatte die Polizei gerufen. Sie musste jeden Moment hier sein. Er ließ den Blick über den Fußballplatz streifen. Win und Jake Wolf kamen aus der Dunkelheit auf sie zu. Myron war vorgelaufen, während Win sich um ihren Verdächtigen gekümmert hatte.

»Drew Van Dyne war bei uns«, fuhr sie fort. »Er hat Jake mit einer Pistole bedroht. Ich hab das zufällig mitbekriegt. Dabei hat er jede Menge verrücktes Zeug über Aimee gebrüllt.«

»Was für Zeug?«

»Dass sie Jake nichts bedeutet. Dass sie für ihn nur ein dämmliches Flittchen ist. Dass sie schwanger ist. Er hat getobt.«

»Und was haben Sie dann gemacht?«

»Wir haben ein paar Gewehre im Haus. Jake ist nämlich Jäger. Also habe ich mir eine Flinte geholt. Ich habe auf Drew Van Dyne angelegt. Dann habe ich ihm gesagt, dass er die Pistole fallen lassen soll. Das wollte er nicht. Ich hab das gleich gesehen. Also ...«

»Nein!« Jake Wolf hatte sie gehört. »Ich hab Van Dyne erschossen! «

Alle sahen ihn an. Die Sirenen wurden lauter.

»Ich hab ihn aus Notwehr erschossen«, bekräftigte Jake Wolf noch einmal. »Er hatte mich mit einer Pistole bedroht.«

»Und warum haben Sie die Leiche dann in den Wagen geladen und versucht, sie zu verstecken?«, fragte Myron.

»Aus Angst, dass man mir nicht glaubt. Ich wollte ihn zu seinem Hause bringen und da hinlegen. Mir ist erst unterwegs klar geworden, wie dummm das ist.«

»Wann ist Ihnen das klar geworden?«, fragte Myron. »Als Sie uns gesehen haben?«

»Ich will einen Anwalt«, sagte Jake Wolf. »Lorraine, sag jetzt nichts mehr.«

Erik Biel trat vor. »Mich interessiert das alles überhaupt nicht. Meine Tochter. Wo ist meine Tochter?«

Keiner rührte sich. Keiner sagte etwas. Abgesehen vom Heulen der Sirenen war es still.

Lance Banner war der erste Polizist auf dem Parkplatz des Einkaufszentrums, kurz nach ihm trafen aber viele andere Polizeiwagen ein. Die Blaulichter blieben an. Alle Gesichter wurden abwechselnd rot und blau. Ein schwindelerregender Effekt.

»Aimee«, sagte Erik leise. »Wo ist Aimee?«

Myron versuchte, Ruhe zu bewahren und sich zu konzentrieren. Er stand mit Win zusammen etwas abseits. Wins Miene war, wie immer, gelassen.

»Und was sagt uns das?«, fragte Win.

»Harry Davis hat sie nicht entführt«, sagte Myron. »Das haben wir überprüft. Und wie's aussieht, war es auch nicht Drew Van Dyne. Er hat Jake Wolf mit einer Waffe bedroht, weil er dachte, dass der sie entführt hätte. Und die Wolfs haben uns sehr überzeugend versichert, dass sie Aimee auch nicht entführt haben.«

»Haben wir noch andere Verdächtige?«

»Mir fällt keiner ein.«

Win sagte: »Dann müssen wir uns die Vorhandenen noch einmal genauer ansehen.«

»Erik glaubt, dass Aimee tot ist.«

Win nickte. »Das meinte ich, als ich sagte, wir müssten sie uns noch einmal genauer ansehen.«

»Du glaubst, jemand hat sie umgebracht und die Leiche versteckt?«

Win hielt es nicht für nötig, darauf zu antworten.

»Mein Gott«, sagte Myron. Er sah Erik an. »Waren wir von Anfang an auf der falschen Fährte?«

»Wieso?«

Myrons Handy surrte. Ein Blick aufs Display verriet ihm, dass die Nummer unterdrückt war.

»Hallo?«

»Hier ist Inspector Muse. Wissen Sie noch, wer ich bin?«

»Selbstverständlich.«

»Ich habe gerade einen anonymen Anruf bekommen«, sagte sie. »Die Anruferin hat behauptet, sie hätte Aimee Biel gestern gesehen.«

»Wo?«

»Auf der Livingston Avenue. Aimee hätte auf dem Beifahrersitz eines Toyota Corolla gesessen. Und die Beschreibung des Fahrers passt fast perfekt auf Drew Van Dyne.«

Myron runzelte die Stirn. »Sind Sie sicher?«

»Sie hat ihn so beschrieben.«

»Er ist tot, Muse.«

»Wer?«

»Drew Van Dyne.«

Erik stellte sich neben Myron.

Und da geschah es.

Eriks Handy klingelte.

Er sah aufs Display. Als er die Nummer sah, schrie er fast:

»Mein Gott ...«

Er riss das Handy ans Ohr. Tränen schossen ihm in die Augen. Seine Hand zitterte so stark, dass er die falsche Taste drückte. Er probierte es noch einmal und hielt das Handy wieder ans Ohr. Dann rief er fast panisch: »Hallo?«

Myron beugte sich so weit zu ihm hinüber, dass er mithören konnte. Es knisterte kurz. Dann sagte eine Stimme, eine erschöpfte, ihm wohlbekannte Stimme: »Daddy?«

Myron blieb fast das Herz stehen.

Eriks Gesichtsausdruck entgleiste, seine Stimme klang aber absolut väterlich: »Wo bist du, Schatz? Ist alles in Ordnung?«

»Ich weiß nicht ... aber ich glaub, mir geht's gut, Daddy.«

»Ist schon okay, Schatz. Ich kümmer mich drum. Sag mir einfach, wo du bist.«
Und das tat sie.

54

Myron fuhr. Erik saß auf dem Beifahrersitz.

Es war nicht weit.

Aimee hatte gesagt, sie sei hinter dem *Little Park* in der Nähe der High School - das war derselbe Park, in den Claire mit ihr gegangen war, als sie drei Jahre alt war. Erik hatte darauf bestanden, dass sie am Apparat blieb. »Alles wird gut«, sagte er immer wieder. »Daddy holt dich ab.«

Zur Abkürzung nahm Myron den Kreisel in entgegengesetzter Richtung. Er fuhr über zwei Kantsteine. Ihm war das egal. Erik auch. Sie wollten so schnell wie möglich bei ihr sein. Der Parkplatz war leer. Die Scheinwerferkegel durchschnitten die Nacht, und dann, als der Wagen um die letzte Kurve kam, erfassten sie eine einzelne Gestalt.

Myron trat auf die Bremse.

Erik sagte: »Oh mein Gott, oh du lieber, guter Gott, ich danke ...«

Er sprang aus dem Wagen. Myron folgte ihm. Beide rannten los. Doch dann blieb Myron zurück. Erik übernahm die Führung. Das war auch richtig so. Erik umarmte seine Tochter und hielt sie fest umklammert. Dann betrachtete er ihr Gesicht, als fürchtete er, es wäre alles nur ein Traum, ein Trugbild, das sich jederzeit in Luft auflösen könnte.

Myron blieb stehen und beobachtete sie. Dann nahm er sein Handy und rief Claire an.

»Myron? Was zum Teufel ist da los?«

»Es geht ihr gut«, sagte er.

»Was?«

»Aimee ist in Sicherheit. Wir kommen jetzt mit ihr zu dir nach Hause.«

Als sie im Wagen saßen, war Aimee ziemlich benommen.

»Was ist passiert?«, fragte Myron.

»Ich glaube«, setzte Aimee an, brach dann aber sofort wieder ab. Ihre Augen waren weit aufgerissen, ihre Pupillen riesig. »Ich glaube, die haben mich unter Drogen gesetzt.«

»Wer?«

»Weiß ich nicht.«

»Du weißt nicht, wer dich entführt hat?«

Sie schüttelte den Kopf.

Erik saß mit Aimee auf dem Rücksitz. Er hielt sie fest. Er streichelte ihr übers Haar. Er sagte immer wieder, dass alles okay war.

Myron sagte: »Vielleicht sollten wir mit ihr zum Arzt fahren?«

»Nein«, sagte Erik. »Erst mal kommt sie mit nach Hause.«

»Was ist passiert, Aimee?«

»Sie hat die Hölle durchgemacht, Myron«, sagte Erik. »Lass ihr ein bisschen Zeit, damit sie wieder zu sich kommt.«

»Schon gut, Daddy.«

»Was hast du in New York gemacht?«

»Ich sollte mich da mit jemandem treffen.«

»Mit wem?«

»Es ging darum ...« Ihre Stimme erstarb. »Das ist jetzt zu schwer, darüber zu reden.«

»Wir wissen von Drew Van Dyne«, sagte Myron. »Und auch, dass du schwanger bist.«

Sie schloss die Augen.

»Aimee, was ist passiert?«

»Ich wollte es wegmachen lassen.«

»Das Baby?«

Sie nickte. »Ich bin zur Ecke 52nd Street und 6th Avenue ge-

fahren. Das hatten die mir so gesagt. Sie wollten mir helfen. Sie sind in einem schwarzen Wagen vorgefahren. Ich sollte Geld aus dem Automaten abheben.«

»Wer war das?«

»Ich hab sie nicht gesehen«, sagte Aimee. »Die Scheiben waren dunkel getönt. Außerdem waren sie immer verkleidet, wenn ich sie gesehen habe.«

»Verkleidet?«

»Ja.«

»Sie? War das mehr als einer?«

»Ich weiß nicht. Ich weiß nur, dass eine Frauenstimme dabei war. Da bin ich mir sicher.«

»Warum bist du nicht einfach ins St. Barnabas gegangen?«

Aimee zögerte. »Ich bin so müde.«

»Aimee?«

»Da war ich erst«, sagte sie. »Dann hat mich jemand von da angerufen. Eine Frau. Sie hat gesagt, wenn ich es da machen lasse, erfahren es meine Eltern. Sie hat was von Jugendschutzgesetzen und so erzählt. Ich wollte ... Ich hatte so viele Fehler gemacht, ich wollte das Baby ... Aber dann bin ich doch unsicher geworden. Ich hab das Geld abgehoben und wollte in den Wagen steigen. Aber dann bin ich irgendwie in Panik geraten. Das war, als ich bei dir angerufen habe, Myron. Ich wollte mit jemandem reden. Eigentlich mit dir, aber ... ich weiß nicht ... du hast es versucht, aber dann wollte ich doch lieber mit jemand anders reden.«

»Mit Harry Davis?«

Aimee nickte. »Eine Freundin von mir aus der Schule«, fuhr sie fort, »ist schwanger geworden von ihrem Freund. Sie hat gesagt, dass Mr D ihr sehr geholfen hat.«

»Das reicht jetzt«, sagte Erik.

Sie waren fast am Haus der Biels. Myron war nicht bereit, die Geschichte so hinzunehmen. Noch nicht.

»Und was ist dann passiert?«

»Daran kann ich mich nur ganz verschwommen erinnern«, sagte Aimee.

»Verschwommen?«

»Ich weiß noch, dass ich da dann in den Wagen gestiegen bin.«

»In was für einen Wagen?«

»Ich glaube, das war derselbe, der in New York auf mich gewartet hat. Als Mr D mich weggeschickt hatte, war ich wahnsinnig enttäuscht. Und da dachte ich, dann kann ich auch mit denen mitfahren. Die ganze Sache hinter mich bringen. Aber ...«

»Aber was?«

»Danach ist alles verschwommen.«

Myron runzelte die Stirn. »Das versteh ich nicht.«

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Die müssen mich die ganze Zeit mit Medikamenten ruhiggestellt haben. Ich war höchstens mal für ein paar Minuten am Stück wach. Die hatten mich in einer Art Blockhütte eingesperrt. Mehr weiß ich nicht. Da war ein Kamin aus weißen und braunen Steinen drin. Und dann stand ich plötzlich auf dem Feld hinter dem Spielplatz. Da hab ich dich angerufen, Daddy. Ich weiß gar nicht ... wie lange war ich denn weg?«

Dann fing sie an zu weinen. Erik nahm sie beschützend in den Arm.

»Schon gut«, sagte Erik. »Ganz egal, was passiert ist, es ist vorbei. Du bist in Sicherheit.«

Claire stand im Vorgarten. Sie rannte auf den Wagen zu. Es gelang Aimee, aus dem Wagen auszusteigen, sie konnte sich aber kaum auf den Beinen halten. Claire stieß einen Urschrei aus und drückte ihre Tochter an sich.

Alle drei umarmten und küssten sich weinend. Myron kam sich vor wie ein Eindringling. Dann gingen sie zur Tür. Myron wartete. Auf der Schwelle drehte Claire sich um. Sie sah Myrons Blick. Sie lief zu ihm zurück.

Claire gab ihm einen Kuss. »Danke.«

»Wahrscheinlich wird die Polizei noch mit ihr sprechen wollen.«

»Du hast dein Versprechen gehalten.«

Er sagte nichts.

»Du hast sie wieder nach Hause gebracht.«

Dann lief sie zurück ins Haus.

Myron blieb stehen und sah ihnen nach, als sie die Tür hinter sich schlossen. Er wollte feiern. Aimee war wieder da. Sie war gesund.

Aber er war nicht in der richtigen Stimmung.

Er fuhr wieder zu dem Friedhof mit Blick auf das Schulgelände. Das Tor stand offen. Er ging zu Brendas Grab und setzte sich daneben. Er hörte das Summen der Autos auf dem Highway. Er dachte an das, was gerade passiert war. Er dachte an das, was Aimee gesagt hatte. Er dachte daran, dass Aimee jetzt sicher zu Hause im Kreis ihrer Familie saß, während Brenda hier begraben lag.

Myron blieb sitzen, bis noch ein Wagen vorfuhr. Er hätte fast gelächelt, als er Win sah. Win wartete noch etwas. Dann kam er langsam auf das Grab zu. Er blickte darauf hinab.

»Ist doch schön, wenn man auch mal wieder gewonnen hat, was?«, sagte Win.

»Da bin ich mir nicht sicher.«

»Warum nicht?«

»Ich weiß immer noch nicht, was eigentlich passiert ist.«

»Sie lebt. Und sie ist zu Hause.«

»Aber irgendwie reicht mir das nicht.«

Win deutete auf den Grabstein. »Wenn du die Zeit zurückdrehen könntest, würdest du wissen wollen, was passiert ist? Oder würde es dir reichen, wenn sie zu Hause und am Leben wäre?«

Myron schloss die Augen und versuchte, sich nicht von dem Gedanken überwältigen zu lassen. »Es würde reichen, wenn sie zu Hause und am Leben wäre.«

Win lächelte. »Da siehst du. Was will man denn mehr?«

Myron stand auf. Er wusste keine Antwort auf diese Frage. Er wusste nur, dass er erst einmal genug Zeit mit den Geistern der Toten verbracht hatte.

55

Die Polizei nahm Myrons Aussage auf. Sie stellten ihm ihre Fragen und gaben ihm keine Antworten auf die seinen. Die Nacht verbrachte Myron dann in seinem Haus in Livingston. Win blieb bei ihm. Das machte er nur sehr selten. Beide wachten früh auf. Sie aßen Frühstücksflocken und sahen sich dabei im Fernsehen Sports Desk an.

Myron fand es extrem normal und wunderbar.

Win sagte: »Ich habe über deine Beziehung mit Ms Wilder nachgedacht.«

»Lass es.«

»Nein, nein. Ich denke, ich muss mich bei dir entschuldigen«, fuhr Win fort. »Ich habe sie falsch eingeschätzt. Man muss sich an ihr Aussehen erst ein wenig gewöhnen. Ich glaube, ihr Hinterteil ist von besserer Qualität, als ich ursprünglich dachte.«

»Win?«

»Was ist?«

»Was du darüber denkst, interessiert mich eigentlich nicht.«

»Doch, mein Freund, es interessiert dich wohl.«

Um acht Uhr morgens ging Myron zu den Biels. Er ging davon aus, dass sie um die Zeit wach waren. Er klopfte leise. Claire öffnete. Sie trug einen Bademantel. Ihre Haare waren ungekämmt. Sie trat vor die Tür und schloss sie hinter sich.

»Aimee schläft noch«, sagte sie. »Das Mittel, das die Entführer ihr gegeben haben, hat sie offenbar echt umgehauen.«

»Vielleicht solltest du mit ihr doch ins Krankenhaus gehen.«

»Ein Freund von uns, David Gold - kennst du den nicht

auch? - war gestern Abend noch hier und hat sie sich angesehen. Er meinte, wenn die Wirkung der Medikamente nachlässt, wird das wieder.«

»Was waren das für Medikamente?«

Claire zuckte die Achseln. »Keine Ahnung.« Beide standen sich eine Weile schweigend gegenüber. Claire atmete tief durch und sah die Straße hinauf und hinab. Dann sagte sie: »Myron?«

»Ja.«

»Ich möchte, dass du die weiteren Ermittlungen der Polizei überlässt.«

Er antwortete nicht.

»Ich will nicht, dass du Aimee fragst, was da passiert ist.«

Sie sagte das gerade scharf genug. Myron wartete ab, ob sie noch etwas hinzufügte. Das tat sie. »Erik und ich wollen, dass die Geschichte so schnell wie möglich zu Ende ist. Wir haben uns gestern einen Anwalt genommen.«

»Warum?«

»Wir sind Aimees Eltern. Wir wissen, wie wir unsere Tochter beschützen müssen.«

Woraus man schließen durfte, dass Myron das nicht wusste. Sie hätte die erste Nacht nicht noch einmal erwähnen müssen, die Nacht, in der Myron Aimee abgesetzt und nicht weiter auf sie aufgepasst hatte. Aber genau das hatte sie gerade getan.

»Ich weiß, wie du bist, Myron.«

»Und wie bin ich?«

»Du suchst nach Antworten auf offene Fragen.«

»Du nicht?«

»Ich will, dass meine Tochter gesund und zufrieden ist. Das ist mir wichtiger als die Antworten.«

»Und der Täter soll nicht zur Rechenschaft gezogen werden?«

»Wahrscheinlich war es Drew Van Dyne. Und der ist tot. Was soll das jetzt noch bringen? Wir wollen nur, dass Aimee so schnell wie möglich drüber wegkommt. Sie geht in ein paar Monaten auf die Universität.«

»Alle reden von der Universität, als wäre das der ganz große Neuanfang«, sagte Myron. »Ihr tut ja alle so, als würden die ersten achtzehn Lebensjahre überhaupt nicht zählen.«

»In gewisser Weise ist das ja auch so.«

»Das ist doch Quatsch, Claire. Und was ist mit dem Baby?«

Claire ging wieder zur Tür. »Bei allem Respekt - und vollkommen unabhängig davon, was du von unseren Entscheidungen hältst -, aber das geht dich nichts an.«

Myron nickte. Sie hatte ihn erwischt.

»Für dich ist das Ganze damit erledigt«, sagte sie, und wieder hörte er die Schärfe in ihrer Stimme. »Danke für alles, was du getan hast. Ich muss jetzt zurück zu meiner Tochter.«

Und dann machte Claire ihm die Tür vor der Nase zu.

56

Eine Woche später saß Myron mit Lance Banner von der Polizei in Livingston und Loren Muse von der Staatsanwaltschaft Essex County im Baumgart's. Myron hatte sich Hähnchen King Pao bestellt, Banner eine chinesische Fischspezialität und Muse ein überbackenes Käse-Sandwich.

»Überbackener Käse in einem chinesischen Restaurant?«, sagte Myron.

Loren Muse zuckte beim Abbeißen die Achseln.

Banner aß mit Stäbchen. »Jake Wolf behauptet, er hätte in Notwehr gehandelt«, sagte er. »Drew Van Dyne soll eine Pistole auf ihn gerichtet und wüste Drohungen ausgestoßen haben.«

»Was für Drohungen?«

»Van Dyne soll geschimpft haben, dass Jake Wolf Aimee Biel etwas antun würde. So in der Art. Einzelheiten nennen die beiden nicht.«

»Beide?«

»Jake Wolf und seine Starzeugin, seine Frau Lorraine.«

»Lorraine hat uns an dem Abend noch erzählt«, sagte Myron, »dass sie auf Van Dyne geschossen hat.«

»Das dürfte wohl stimmen. Wir haben an Jake Wolfs Hand einen Test auf Pulverrickstände durchgeführt. Wir haben nichts gefunden.«

»Haben Sie das bei Lorraine auch gemacht?«

»Sie hat den Test verweigert«, sagte Banner. »Jake Wolf hat es ihr verboten.«

»Also nimmt er die Schuld auf sich, um seine Frau zu schützen?«

Banner sah Loren Muse an. Er nickte langsam.

»Was ist?«, fragte Myron.

»Dazu kommen wir noch.«

»Wozu kommen wir noch?«

»Passen Sie auf, Myron, ich glaube, Sie haben Recht«, sagte Banner. »Jake Wolf versucht, seine ganze Familie zu schützen, indem er die ganze Schuld auf sich nimmt. Einerseits behauptet er, dass er in Notwehr gehandelt hat. Einige Hinweise sprechen auch dafür. Van Dyne hat eine interessante Vorgeschichte. Und er hatte eine Waffe bei sich, die auf seinen Namen angemeldet ist. Andererseits ist Jake Wolf auch bereit, für ein paar Jahre ins Gefängnis zu gehen, wenn seine Frau und sein Sohn ungescho-ren davonkommen.«

»Sein Sohn?«

»Wir sollen ihm garantieren, dass sein Sohn trotzdem nach Dartmouth gehen kann und dass alle weiteren Anschuldigun- gen gegen Randy zurückgezogen werden, insbesondere die, die in Verbindung mit der Schießerei, dem Zeugnis-Skandal und Randys möglicher Verbindung zu Van Dyne und dem Marihu-ana stehen.«

»Tja«, sagte Myron. Aber das schien alles zusammenzupassen. Jake Wolf war zwar ein Arschloch, aber Myron hatte gesehen, wie er seinen Sohn bei der Abschlussparty angesehen hatte. »Er will immer noch Randys Zukunft retten.«

»Genau.«

»Und, schafft er das?«

»Kann ich nicht beurteilen«, sagte Banner. »Dartmouth liegt nicht im Zuständigkeitsbereich der Staatsanwaltschaft. Wenn die seine Zulassung zurücknehmen, können wir nichts dagegen machen - und ich glaube schon, dass die darüber nachdenken.«

»Was Jake da tut«, sagte Myron, »ist schon fast wieder bewundernswert.«

»Wenn nicht sogar ein bisschen verrückt«, ergänzte Banner.

Myron sah Loren Muse an. »Sie sagen ja gar nichts.«

»Weil ich glaube, dass Banner mit seiner Einschätzung danebenliegt.«

Banner runzelte die Stirn. »Ich liege nicht daneben.«

Loren wischte sich die Hände ab. »Erstens steckst du die falsche Person in den Knast. Der Pulverrückstandstest beweist, dass Jake Wolf Drew Van Dyne nicht erschossen haben kann.«

»Er behauptet, er hätte Handschuhe getragen.«

Jetzt runzelte Loren Muse die Stirn.

Myron sagte: »Da hat sie Recht.«

»Wow, Myron. Danke.«

»Hey, ich bin auf Ihrer Seite. Lorraine Wolf hat mir erzählt, sie hätte Drew Van Dyne erschossen. Sollte sie nicht; vor Gericht kommen?«

Loren Muse sah ihn an. »Ich habe allerdings nie behauptet, dass ich Lorraine Wolf für die Täterin halte.«

Myron schüttelte den Kopf. »Jetzt kann ich Ihnen nicht mehr folgen.«

»Dann gehen wir doch noch etwas weiter zurück«, sagte Loren Muse.

»Wie weit?«

»Zu Edna Skylar auf den Straßen Manhattans.«

»Okay.«

»Vielleicht haben wir schon die ganze Zeit danebengelegen. Schon seit sie uns angerufen hat.«

»Ich kann Ihnen immer noch nicht folgen.«

»Edna Skylar hat uns bestätigt, was wir bereits wussten: Katie Rochester ist von zu Hause ausgerissen. Und das haben wir zu Anfang auch von Aimee Biel gedacht, stimmt's?«

»Na und?«

Loren Muse sagte nichts.

»Moment mal. Wollen Sie etwa behaupten, dass Aimee Biel auch ausgerissen ist?«

»Es gibt noch eine Menge ungeklärter Fragen«, sagte Loren.

»Dann stellen Sie sie.«

»Wem?«

»Wie meinen Sie das? Fragen Sie Aimee Biel.«

»Das haben wir versucht.« Loren Muse lächelte. »Aimees Anwalt lässt uns nicht an sie heran.«

Myron lehnte sich zurück.

»Finden Sie das nicht auch ein bisschen seltsam?«

»Ihre Eltern wollen, dass sie die Sache so schnell wie möglich hinter sich lässt.«

»Warum?«

»Weil es ein traumatisches Erlebnis für sie war«, sagte Myron.

Loren Muse sah ihn nur an. Lance Banner auch.

»Die Geschichte, die sie Ihnen erzählt hat«, sagte Loren, »dass sie mit Medikamenten ruhiggestellt und in einer Blockhütte gefangen gehalten wurde.«

»Was ist damit?«

»Die ist ziemlich löchrig.«

Ein kaltes Kribbeln begann an Myrons Nacken und bewegte sich langsam seine Wirbelsäule hinunter. »Was sind das für Löcher?«

»Erst einmal hätten wir da den anonymen Anruf bei mir, in dem die Anruferin behauptet hat, dass sie Aimee mit Drew Van Dyne gesehen hätte. Wie kann das sein, wenn Aimee entführt worden war?«

»Dann hat die Zeugin sich geirrt.«

»Na klar. Sie hat rein zufällig den richtigen Autotyp erraten und eine fast perfekte Beschreibung von Drew Van Dyne gegeben. Aber ansonsten hat sie sich wohl geirrt.«

»Anonymen Quellen kann man nicht trauen«, legte Myron nach.

»Gut, dann kommen wir zum zweiten Loch. Diese ganze nächtliche Abtreibungs-Geschichte. Wir haben das in St. Barnabas überprüft. Da hat ihr keiner erzählt, dass die Eltern benachrichtigt werden. Das stimmt übrigens auch nicht. Die Gesetze ändern sich in dem Bereich zwar ständig, aber in ihrem Fall ...«

»Sie ist achtzehn«, unterbrach Myron. Achtzehn. Volljährig. Wieder dieses Alter.

»Genau. Und es geht noch weiter.«

Myron wartete.

»Loch Nummer drei: Wir haben Aimees Fingerabdrücke in Drew Van Dynes Haus entdeckt.«

»Sie hatten eine Affäre. Natürlich finden Sie in seinem Haus Fingerabdrücke von **ihr**. Die können ein paar Wochen alt sein.«

»Wir haben Fingerabdrücke von ihr auf einer Getränkedose gefunden, die noch auf dem Küchentisch stand.«

Myron sagte nichts, er spürte aber, wie etwas tief in seinem Innersten nachgab.

»Und wir haben alle Ihre Verdächtigen gründlich überprüft - Harry Davis, Jake Wolf, Drew Van Dyne. Von denen hätte keiner die vermeintliche Entführung durchführen können.« Loren Muse breitete die Arme aus. »Also müssen wir den alten Grundsatz umdrehen. Wenn man alle anderen Möglichkeiten ausgeschlossen hat, muss man auf die erste, offensichtlichste Lösung zurückkommen.«

»Sie glauben, dass Aimee ausgerissen ist.«

Loren Muse zuckte die Achseln und rutschte auf ihrem Stuhl vor. »Wir haben es mit einer verwirrten jungen Frau zu tun. Sie bekommt ein Kind von einem Lehrer. Ihr Vater hat eine Affäre.

Sie ist in einen Zeugnis-Betrugsskandal verwickelt. Wahrscheinlich hatte sie das Gefühl, bis zum Hals in Schwierigkeiten zu stecken, oder wie sehen Sie das?«

Myron hätte fast genickt.

»Es gibt kein körperliches Anzeichen dafür - nicht ein einziges -, dass Aimee mit Gewalt verschleppt worden ist. Und überlegen Sie doch mal. Warum hätte man sie überhaupt entführen sollen? Aus welchem Motiv? Die üblichen Motive sind, na ja, erstens sexueller Missbrauch. Wir wissen, dass es den nicht gab. So viel hat uns ihr Arzt immerhin verraten. Keine Verletzungen im Genitalbereich. Warum werden Menschen sonst noch entführt? Um Lösegeld zu erpressen. Aber auch das wurde, wie wir wissen, nicht versucht.«

Myron war sehr still geworden. Das alles hatte auch Erik gesagt. Wenn man Aimee zum Schweigen bringen wollte, würde man sie nicht entführen. Man würde sie umbringen. Aber jetzt lebte sie. Folglich ...

Loren Muse fuhr fort: »Oder fällt Ihnen noch ein mögliches Motiv für diese Entführung ein, Myron?«

»Nein«, sagte er. »Aber was ist mit dem Geldautomaten? Wie passt das dazu?«

»Sie meinen, dass beide Mädchen bei derselben Bank waren?«

»Ja.«

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Vielleicht war es doch einfach nur Zufall?«

»Ach, kommen Sie, Muse.«

»Gut, okay, dann drehen wir die Frage um.« Sie zeigte auf ihn. »Wie passt diese Geldautomaten-Geschichte in ein Entführungs-Szenario? Hat Wolf das gewusst? Davis? Van Dyne?«

Myron erkannte, worauf sie hinauswollte. »Aber es geht noch weiter«, entgegnete er. »Was ist mit dem Anruf von dem Münztelefon im U-Bahnhof? Oder mit der Tatsache, dass sie im Internet war?«

»Wenn wir davon ausgehen, dass sie ausgerissen ist, passt alles zusammen«, sagte Loren. »Wenn Aimee entführt worden wäre, wie sie behauptet, warum sollten die Entführer dann das Risiko eingehen, von einem öffentlichen Telefon aus bei ihr zu Hause anzurufen? Warum sollte man sie ins Internet lassen?«

Myron schüttelte den Kopf. Natürlich waren Loren Muses Argumente logisch. Er weigerte sich dennoch, sie zu akzeptieren. »Und was heißt das? Es war weder Davis noch Wolf oder Van Dyne oder sonst irgendjemand. Aimee Biel ist einfach nur ausgerissen?«

Loren Muse und Lance Banner sahen sich wieder an.

Dann sagte Lance Banner: »Ja, das ist die aktuelle Arbeitshypothese. Und vergessen Sie eins nicht: Es gibt kein Gesetz gegen das, was sie getan hat. Es sind zwar ein paar Menschen verletzt worden oder sogar zu Tode gekommen. Aber das Ausreißen an sich ist nicht gesetzwidrig.«

Wieder schwieg Loren Muse. Myron gefiel das nicht. »Was ist?«, fauchte er sie an.

»Nichts. Alle Hinweise deuten in die Richtung, die Banner gerade aufgezeigt hat. Das würde sogar erklären, warum Aimees Eltern uns nicht mit ihr reden lassen. Sie wollen nicht, dass das rauskommt - die Affäre, die Schwangerschaft -, Scheiße, ob es Ihnen gefällt oder nicht, im Betrugsskandal ist auch ihr Abschlusszeugnis verbessert worden. Also wird das Ganze unter den Teppich gekehrt. Damit sie als Opfer dasteht, nicht wie eine Ausreißerin. Das ist schon alles plausibel.«

»Aber?«

Sie sah Banner an. Er seufzte und schüttelte den Kopf. Loren Muse fing an, mit ihrer Gabel herumzuspielen. »Aber sowohl Jake als auch Lorraine Wolf haben versucht, die Schuld für Drew Van Dynes Tod auf sich zu nehmen.«

»Na und?«

»Finden Sie das nicht seltsam?«

»Nein. Wir haben doch gerade erklärt, warum. Lorraine hat

ihn erschossen. Und Jake nimmt die Schuld auf sich, um sie zu schützen.«

»Und die Tatsache, dass sie die Beweise vernichten und die Leiche wegschaffen wollten?«

Myron zuckte die Achseln. »Das ist eine normale Reaktion.«

»Auch wenn man in Notwehr gehandelt hat?«

»In ihrem Fall schon. Sie haben ja versucht, alles unter den Teppich zu kehren. Wenn man Van Dynes Leiche in ihrem Haus gefunden hätte, wäre die ganze Geschichte mit Randy rausgekommen, auch wenn sie ihn in Notwehr getötet haben. Die Drogen, der Notenbetrug und was sonst noch alles dazugehört.«

Sie nickte. »Das ist die Theorie. Lance sieht das auch so. Und wahrscheinlich ist es auch so oder so ähnlich passiert.«

Myron versuchte, die Ungeduld in seiner Stimme zu zügeln. »Aber?«

»Aber es könnte auch ganz anders abgelaufen sein. Vielleicht sind Jake und Lorraine nach Hause gekommen und haben die Leiche da vorgefunden.«

Myron stockte der Atem. Jeder Mensch hatte seine Grenzen. Man konnte sie etwas ausweiten oder auch mal überschreiten. Aber manchmal spürte man, dass etwas einfach zu weit ging. Wenn man dann nichts unternahm, lief man Gefahr, daran zu zerbrechen. Das merkte man. Myron kannte Aimee schon ihr Leben lang. Und wenn er Loren Muses Andeutungen jetzt richtig interpretierte, ging ihm diese Spekulation deutlich zu weit. »Was soll der Scheiß jetzt?«

»Vielleicht sind die Wolfs nach Hause gekommen und haben die Leiche gefunden. Und vielleicht dachten sie auch, dass Randy ihn umgebracht hat.« Sie beugte sich vor. »Van Dyne war Randys Drogenlieferant. Außerdem hatte er Randy die Freundin ausgespannt. Also sind Mom und Dad, als sie die Leiche entdeckt haben, womöglich davon ausgegangen, dass Randy ihn erschossen hat. Worauf sie in Panik geraten sind und die Leiche in den Wagen geschafft haben.«

»Was jetzt? Glauben Sie, dass Randy Van Dyne umgebracht hat?«

»Nein. Ich habe gesagt, seine *Eltern* hätten das geglaubt. Randy hat ein wasserfestes Alibi.«

»Und worauf wollen Sie jetzt hinaus?«

»Wenn Aimee Biel nicht entführt worden wäre ...«, sagte Muse. »Wenn sie einfach ausgerissen und sich bei Drew Van Dyne versteckt hätte, dann war sie vielleicht mit ihm bei den Wolfs. Und vielleicht, nur ganz vielleicht, wollte Aimee, unser verängstigtes kleines Mädchen, das Ganze wirklich hinter sich lassen. Vielleicht wollte sie auf die Universität gehen und alle Verbindungen zur Schule kappen - aber dieser Kerl, dieser Drew Van Dyne, wollte sie nicht gehen lassen ...«

Myron schloss die Augen. Seine Grenzen wurden sehr stark strapaziert. Er schüttelte den Kopf. »So war das nicht.«

Sie zuckte die Achseln. »Kann schon sein.«

»Ich kenne Aimee seit ihrer Geburt.«

»Ich weiß, Myron. Sie ist ein nettes junges Mädchen. Und nette junge Mädchen können keine Mörderinnen sein, stimmt's?«

Er dachte an Aimee Biel, an die Aimee Biel, die bei ihm im Keller mit einer Freundin über ihn gelacht hatte, an die Aimee Biel, die mit drei Jahren auf dem Spielplatz auf die Klettergerüste geklettert war. Er erinnerte sich daran, wie sie an ihrem Geburtstag die Kerzen ausgeblasen hatte. Er erinnerte sich an ihre Schulaufführung in der achten Klasse. Und während er daran dachte, wuchs der Zorn in ihm.

»So war das nicht«, wiederholte er.

Er wartete gegenüber vom Haus auf dem Gehweg.

Erik kam zuerst heraus. Seine Miene war grimmig und angespannt. Aimee und Claire folgten ihm. Myron blieb stehen und beobachtete sie. Aimee entdeckte ihn zuerst. Sie winkte Myron lächelnd zu. Myron sah sich das Lächeln genau an. Er entdeckte keinen Unterschied. Es war das gleiche Lächeln, das er von frü-

her vom Spielplatz kannte, das gleiche Lächeln, das er vor ein paar Wochen im Keller gesehen hatte.

Es hatte sich nicht verändert.

Trotzdem lief ihm jetzt ein Schauer über den Rücken.

Dann sah er Erik und Claire. In ihren Augen lag Entschlossenheit und Fürsorge. Myron sah aber noch etwas anderes, das über Erschöpfung und Verzweiflung hinausging. Etwas Primitives und Instinktives. Erik und Claire begleiteten ihre Tochter. Aber sie berührten sie nicht. Myron fiel das auf. Aimees Eltern vermeiden es, ihre eigene Tochter zu berühren.

»Hi, Myron!«, rief Aimee.

»Hi.«

Sie lief über die Straße zu ihm. Erik und Claire rührten sich nicht. Myron auch nicht. Aimee stürzte sich so ungebremst auf ihn und umschlang ihn mit ihren Armen, dass sie ihn beinah umgeworfen hätte. Myron versuchte, die Umarmung zu erwidern, aber es gelang ihm nicht richtig. Aimee drückte noch fester.

»Danke«, flüsterte sie.

Er sagte nichts. Die Umarmung fühlte sich an wie früher. Sie war herzlich und kräftig. Nicht anders als vorher.

Trotzdem wollte er, dass sie ihn losließ.

Myron spürte, wie ihm das Herz brach. Gott helfe ihm, er wollte nur noch, dass sie ihn losließ, dass sie ihm nicht so nahe kam. Er wollte, dass dieses Mädchen, das er so lange geliebt hatte, sich von ihm entfernte. Er legte die Hände auf ihre Schultern und schob sie sanft von sich.

Claire war über die Straße gekommen und stand jetzt direkt hinter Aimee. Sie sagte zu Myron: »Wir haben's eilig. Wir melden uns mal, damit wir was zusammen unternehmen können.«

Er nickte. Die beiden Frauen gingen. Erik hatte am Wagen gewartet. Myron behielt die drei im Auge. Claire ging neben ihrer Tochter, berührte sie aber immer noch nicht. Aimee stieg hinten in den Wagen. Erik und Claire sahen sich an. Sie sagten nichts. Sie setzten sich auf die Vordersitze. Das war alles ganz normal,

dachte Myron, trotzdem hatte er den Eindruck, als würden sie Aimee auf Distanz halten, als überlegten sie, ob sie nicht mit einer Fremden zusammenlebten. Vielleicht hatte diese Überlegung aber auch schon zu einem Ergebnis geführt. Claire drehte sich um und sah Myron an.

Sie sind sich sicher, dachte Myron.

Er sah dem Wagen nach. Als er verschwand, wurde ihm etwas klar:

Er hatte sein Versprechen nicht gehalten.

Er hatte Claire ihre kleine Tochter nicht zurückgebracht.

Ihre kleine Tochter war weg.

57

Vier Tage später

Jessica Culver hatte tatsächlich Stone Norman in der Tavern *on the Green* geheiratet.

Myron las es in der Zeitung im Büro. Esperanza und Win waren auch da. Win stand vor dem großen Spiegel und kontrollierte seinen Golfschwung. Das machte er oft. Esperanza sah Myron aufmerksam an.

»Alles klar?«, fragte sie.

»Ja.«

»Dir ist doch klar, dass dir noch nie was Besseres passiert ist, als dass die unter die Haube gekommen ist?«

»Durchaus«, sagte Myron. »Mir ist was klar geworden, das ich mit euch teilen möchte.«

Win brach mitten im Schwung ab. »Mein Arm ist nicht richtig durchgesteckt.«

Esperanza brachte ihn mit einer Geste zum Schweigen. »Und was?«

»Ich habe in den letzten Jahren versucht, vor etwas wegzulaufen, das, wie ich in den letzten Tagen begriffen habe, meinen na-

türlichen Instinkten entspricht«, sagte Myron. »Ihr wisst schon: Ich muss den Helden spielen. Ihr beide habt mir davon abgeraten, und ich habe auf euch gehört. Aber jetzt ist mir was klar geworden. Ich muss das tun. Natürlich habe ich Niederlagen hinnehmen müssen, aber die Siege sind eindeutig in der Überzahl. Ich werde aufhören wegzulaufen. Sonst besteht die Gefahr, dass ich zum Zyniker werde. Und das will ich nicht. Ich will Menschen helfen. Und das werde ich auch.«

Win sah ihn an. »Bist du fertig?«

»Ja.«

Win sah Esperanza an. »Sollen wir applaudieren?«

»Müssen wir wohl.«

Esperanza stand auf und klatschte wild. Win legte seinen Luftschläger zur Seite und verfiel in einen anerkennenden Golf-Applaus.

Myron verbeugte sich und sagte: »Vielen Dank, Sie sind ein fantastisches Publikum, und vergessen Sie bitte nicht, Ihrer Bedienung ein Trinkgeld dazulassen. Und probieren Sie unbedingt das Kalbfleisch.«

Big Cyndi steckte den Kopf durch die Tür. Sie hatte am Morgen etwas zu viel Rouge aufgelegt und sah aus wie eine Ampel.

»Leitung zwei, Mr Bolitar.« Big Cyndi klimperte mit den Augen. Sie sahen aus wie zwei strampelnde Skorpione, die auf den Rücken gefallen waren. Dann fügte sie hinzu: »Ihr neuer Schatz.«

Myron nahm den Hörer ab. »Hi!«

Ali Wilder fragte: »Wann kommst du?«

»Ich müsste so gegen sieben da sein.«

»Wie wär's mit einer Pizza und einer DVD mit den Kids?«

Myron lächelte. »Klingt prima.«

Er legte auf. Er lächelte. Esperanza und Win schauten sich an.

»Was ist?«, fragte Myron.

»Du siehst so unglaublich bekloppt aus, wenn du verliebt bist«, sagte Esperanza.

Myron sah auf die Uhr. »Ich muss los.«

»Viel Glück«, sagte Esperanza.

Myron wandte sich an Win. »Kommst du mit?«

»Nein, mein Freund. Das ist einzig und allein dein Erfolg.«

Myron stand auf. Er gab Esperanza einen Kuss auf die Wange.

Er umarmte Win. Win war von dieser Geste überrascht, er ertrug sie aber mit stoischem Gleichmut. Myron fuhr zurück nach New Jersey. Es war ein wunderschöner Tag. Die Sonne schien wie am ersten Tag. Myron spielte am Sendersuchlauf. Er fand immer wieder eins von seinen Lieblingsstücken.

So ein Tag war das.

Er hielt nicht an Brendas Grab. Sie hätte das verstanden. Schließlich zählten Taten mehr als Worte.

Myron parkte am St. Barnabas Medical Center. Er ging Joan Rochester besuchen. Als er ins Zimmer kam, saß sie abmarschbereit auf der Bettkante.

»Wie geht's Ihnen?«, fragte er.

»Gut«, sagte sie.

»Tut mir wirklich leid, dass Ihnen das passiert ist.«

»Nicht nötig.«

»Gehen Sie wieder nach Hause?«

»Ja.«

»Und Sie zeigen ihn nicht an?«

»So ist es.«

Myron hatte sich das schon gedacht. »Ihre Tochter kann sich nicht ewig verstecken.«

»Ich weiß.«

»Was werden Sie tun?«

»Katie ist gestern Abend nach Hause zurückgekommen.«

So viel zum Happy End, dachte Myron. Er schloss die Augen. Das hatte er nicht hören wollen.

»Katie und Rufus haben sich gestritten. Also ist sie nach Hause gekommen. Dominick hat ihr verziehen. Alles ist wieder in Ordnung.«

Sie sahen sich an. Es war nicht in Ordnung. Er wusste das. Und sie wusste es auch.

»Ich möchte Ihnen helfen«, sagte Myron.

»Das können Sie nicht.«

Vielleicht hatte sie Recht.

Wir retten diejenigen, die wir retten können. Das hatte Win gesagt. Und man hält immer, *immer*, seine Versprechen. Deshalb war er heute hier. Weil er ein Versprechen halten musste.

Er traf Dr. Edna Skylar im Flur vor der Krebsstation. Er hatte gehofft, sie in ihrem Büro zu erwischen, aber es ging auch so.

Edna Skylar lächelte, als sie ihn sah. Sie war sehr dezent geschminkt. Der weiße Kragen war etwas zerknittert. Dieses Mal hatte sie kein Stethoskop um den Hals.

»Hallo, Myron«, sagte sie.

»Hi, Dr. Skylar.«

»Sagen Sie Edna zu mir.«

»Gut.«

»Ich war gerade auf dem Weg nach draußen.« Sie deutete mit dem Daumen auf den Fahrstuhl. »Was machen Sie hier?«

»Ich wollte mit Ihnen reden.«

Edna Skylar hatte sich einen Kugelschreiber hinters Ohr geklemmt. Sie griff danach, markierte etwas auf dem Diagramm und steckte ihn wieder dahinter. »Wirklich?«

»Beim letzten Mal, als ich hier war, habe ich was von Ihnen gelernt«, sagte Myron.

»Und was?«

»Wir haben uns über die anständigen Patienten unterhalten, wissen Sie noch? Über reine und sündige Menschen. Sie haben ehrlich zugegeben, dass Sie lieber mit den Menschen arbeiten, die es verdient haben.«

»Das ist vollkommen richtig«, sagte sie. »Aber ich habe auch einen Eid abgelegt und behandle auch die Menschen, die ich nicht mag.«

»Ja, ich weiß. Aber Sie haben mich zum Nachdenken ge-

bracht. Weil ich der gleichen Ansicht war. Ich wollte Aimee Biel helfen, weil ich dachte, sie wäre ... Ich weiß nicht.«

»Unschuldig?«, fragte Skylar.

»Ich glaub schon.«

»Aber dann ist Ihnen klar geworden, dass sie das nicht ist.«

»Mehr noch«, sagte Myron. »Mir ist klar geworden, dass Sie Unrecht haben.«

»In welcher Beziehung?«

»Wir dürfen die Leute nicht so abstempeln. Sonst werden wir zynisch und gehen immer vom Schlimmsten aus. Und wenn wir das tun, fangen wir an, nur noch die dunklen Seiten zu sehen. Wissen Sie, dass Aimee Biel wieder zu Hause ist?«

»Das habe ich gehört, ja.«

»Alle glauben, sie wäre ausgerissen.«

»Auch das habe ich gehört.«

»Deshalb hört ihr auch niemand richtig zu. Die Leute achten einfach nicht darauf, was sie erzählt. Wissen Sie, als die Vermutung aufkam, dass Aimee ausgerissen sein könnte, hat sie ihren Status als Unschuldige verloren. Selbst ihre Eltern glauben ihr nicht. Natürlich wollen sie ihr Bestes. Und jetzt sind sie so sehr damit beschäftigt, ihre Tochter zu beschützen, dass auch sie die Wahrheit nicht erkennen.«

»Und was ist die Wahrheit?«

»Man ist so lange unschuldig, bis die Schuld gegen jeden berechtigten Zweifel bewiesen ist. Das gilt nicht nur im Gerichtssaal.«

Edna Skylar sah umständlich auf die Uhr. »Ich glaube, ich begreife nicht, worauf Sie hinauswollen.«

»Ich habe Aimee vertraut, seit sie auf der Welt ist. Hatte ich Unrecht? War das eine Lüge? Aber natürlich ist es auch so, wie ihre Eltern es gesagt haben, dass es nicht meine, sondern ihre Aufgabe ist, ihre Tochter zu beschützen. Also konnte ich etwas unvoreingenommener an die Sache herangehen. Ich konnte das Risiko eingehen, nach der Wahrheit zu suchen. Also habe ich ge-

wartet, bis ich Aimee endlich einmal allein erwischt habe. Dann habe ich sie gebeten, mir die ganze Geschichte zu erzählen. Die eine Version war doch zu löchrig - die, nach der sie ausgerissen war und womöglich auch noch ihren Liebhaber ermordet hatte. Dagegen sprach unter anderem die Auswahl des Geldautomaten und auch der Anruf vom Münztelefon. Ich wollte nicht einfach alles unter den Tisch fallen lassen und ihr helfen, das zu vergessen und ihr Leben fortzusetzen, als wäre nichts passiert. Also habe ich mit Aimee gesprochen. Ich habe daran gedacht, wie sehr ich sie geliebt habe und wie wichtig sie mir war. Und dann habe ich etwas ganz Seltsames getan.«

»Was?«

»Ich bin einfach mal davon ausgegangen, dass Aimee die Wahrheit sagt. Und das brachte mir zwei Erkenntnisse. Erstens, dass sie von einer Frau entführt worden ist. Und zweitens, dass die Entführerin gewusst hat, dass Katie Rochester den Geldautomaten an der 52nd Street benutzt hat. Und das passte nur auf drei Menschen. Auf Katie Rochester, aber die war's nicht. Auf Loren Muse. Niemals. Und auf Sie.«

»Auf mich?« Edna Skylar blinzelte. »Ist das Ihr Ernst?«

»Erinnern Sie sich noch, dass ich Sie angerufen und gebeten habe, in Aimees Krankenakte zu schauen?«, fragte Myron. »Um festzustellen, ob sie schwanger ist?«

Wieder sah Edna Skylar auf die Uhr. »Ich habe dafür jetzt wirklich keine Zeit.«

»Da habe ich noch gesagt, es ginge nicht um einen Unschuldigen, sondern um zwei.«

»Und?«

»Bevor ich Sie angerufen habe, hatte ich Ihren Mann um den gleichen Gefallen gebeten. Weil er auf der gynäkologischen Station arbeitet. Ich dachte, für ihn wäre es einfacher. Aber er hat es mir abgeschlagen.«

»Was Regeln angeht, nimmt Stanley es immer ganz genau«, sagte Edna Skylar.

»Ich weiß. Dabei hat er mir aber etwas Interessantes gesagt. Er hat erzählt, dass seit Verabschiedung der neuen HIPAA-Gesetze immer ein Vermerk gemacht wird, wenn sich jemand eine Akte ansieht. Man sieht den Namen des Arztes, der in die Akte geschaut hat, das Datum und die Uhrzeit.«

»Das stimmt.«

»Also habe ich Aimees Akte überprüfen lassen. Raten Sie mal, was dabei rausgekommen ist.«

Ihr Lächeln wurde schwächer.

»Sie, Dr. Skylar, haben sich die Akte schon zwei Wochen, *bevor* ich Sie darum gebeten habe, angesehen. Warum?«

Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Das habe ich nicht.«

»Dann ist das also ein Computerfehler?«

»Stanley vergisst manchmal seinen Code. Wahrscheinlich hat er meinen benutzt.«

»Verstehe. Er vergisst seinen eigenen Code, erinnert sich aber an Ihren.« Myron legte den Kopf schräg und trat näher an sie heran. »Glauben Sie, dass er das unter Eid aussagen würde?«

Edna Skylar antwortete nicht.

»Wissen Sie, was echt clever von Ihnen war?«, fuhr er fort. »Dass Sie mir von Ihrem Sohn erzählt haben. Sie haben gesagt, er hätte vom ersten Tag an Ärger gemacht und wäre ausgerissen, um groß rauszukommen. Und dann haben Sie erzählt, dass mit ihm immer noch nichts los ist. Erinnern Sie sich?«

Sie stieß ein kurzes, schmerzerfülltes Stöhnen aus. Tränen stiegen ihr in die Augen.

»Den Namen Ihres Sohnes haben Sie aber nie erwähnt. Warum auch? Und eigentlich kennt ihn ja auch niemand. Immer noch nicht. In diese Richtung wurden keine Ermittlungen vorgenommen. Und den Namen von Jake Wolfs Mutter kenne ich ja auch nicht. Oder den von Harry Davis' Mutter. Aber nachdem ich gesehen hatte, dass Sie sich Aimees Krankenakte angesehen haben, habe ich mir Ihre Vergangenheit mal genauer angesehen.

Ihr erster Mann, Dr. Skylar, hieß Andrew Van Dyne, stimmt's? Und Ihr Sohn hieß Drew Van Dyne.«

Sie schloss die Augen und atmete ein paar Mal tiefdurch. Als sie sie wieder öffnete, zuckte sie die Achseln. Es sollte nonchalant aussehen, was ihr aber nicht mal im Ansatz gelang. »Und?«

»Komisch, finden Sie nicht? Als ich Sie nach Aimee Biel gefragt habe, haben Sie gar nicht erwähnt, dass Ihr Sohn sie kennt.«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, dass mein Sohn und ich uns nicht sehr nahestehen. Ich wusste nichts von seinem Verhältnis mit Aimee Biel.«

Myron grinste. »Sie haben auf alles eine Antwort, was, Edna?«

»Ich sage nur die Wahrheit.«

»Nein, das tun Sie nicht. Es gab da noch so einen Zufall. Es waren verflixt viele Zufälle, finden Sie nicht auch? Das habe ich am Anfang auch nicht begriffen. Zwei schwangere Mädchen auf derselben High School? Okay, das ist keine große Sache. Aber alles andere - beide Mädchen reißen aus, beide benutzen denselben Geldautomaten und so weiter. Dann nehmen wir doch noch einmal an, Aimee hätte die Wahrheit gesagt. Nehmen wir an, jemand - eine Frau - hätte ihr tatsächlich gesagt, dass sie an der Ecke in Midtown warten soll. Und diese mysteriöse Frau hätte Aimee tatsächlich gesagt, dass sie Geld aus dem Automaten holen soll. Wieso? Warum sollte das jemand tun?«

»Ich weiß es nicht.«

»Natürlich wissen Sie es, Edna. Weil es keine Zufälle waren. Nichts davon war Zufall. Sie haben das alles arrangiert. Es gab nur einen einzigen Grund dafür, dass die beiden Mädchen denselben Geldautomaten benutzt haben. Die Entführerin - Sie, Edna - wollte eine Verbindung zwischen Aimees Verschwinden und dem von Katie Rochester herstellen.«

»Und warum hätte ich das tun sollen?«

»Weil die Polizei bei Katie Rochester davon überzeugt war, dass

sie eine Ausreißerin ist - zum Teil deshalb, weil Sie denen von Ihrem Treffen in der Stadt erzählt haben. Aber bei Aimee Biel sah das anders aus. Die hatte keinen Vater mit Mafia-Kontakten, der seine Frau misshandelt. Wenn sie verschwand, erregte das Aufsehen. Die beste und vielleicht auch einzige Möglichkeit, allzu intensive Ermittlungen schon im Keim zu ersticken, bestand darin, Aimees Verschwinden so zu gestalten, dass es aussah, als wäre auch sie ausgerissen.«

Einen Moment lang standen sie sich einfach gegenüber. Dann trat Edna Skylar nach rechts, als wollte sie an Myron vorbeigehen. Myron folgte ihrer Bewegung und versperrte ihr den Weg. Sie sah zu ihm auf.

»Sind Sie verkabelt, Myron?«

Er hob die Arme. »Filzen Sie mich.«

»Nicht nötig. Das ist sowieso alles Quatsch.«

»Dann reden wir doch noch mal über den Tag in New York. Sie sind mit Stanley in Manhattan unterwegs. Da kommt das Schicksal Ihnen zu Hilfe. Sie sehen Katie Rochester - genau wie Sie es der Polizei erzählt haben. Sie erkennen, dass sie nicht verschleppt worden ist und auch sonst nicht in ernsthaften Schwierigkeiten steckt. Sie ist eine Ausreißerin. Katie fleht sie an, niemandem etwas zu erzählen. Und Sie hören auf sie. Drei Wochen lang sagen Sie nichts. Sie leben einfach ganz normal weiter.« Myron beobachtete ihr Gesicht. »Ist das so weit richtig?«

»So weit ist das richtig.«

»Und warum haben Sie es sich dann plötzlich anders überlegt? Warum haben Sie drei Wochen später Ihren alten Kumpel Ed Steinberg angerufen?«

Sie verschränkte die Arme. »Das werden Sie mir doch sicher gleich verraten.«

»Weil Ihre Situation sich verändert hat. Nicht etwa Katies.«

»In welcher Beziehung?«

»Sie haben gesagt, Ihr Sohn hätte von Anfang an nur Ärger gemacht. Und dass Sie ihn aufgegeben haben.«

»Das stimmt.«

»Vielleicht haben Sie das tatsächlich, das kann ich nicht beurteilen. Aber Sie hatten Kontakt zu Drew. Einen lockeren zumindest. Sie wussten, dass Drew in Aimee Biel verliebt war. Er hat es Ihnen erzählt. Und wahrscheinlich hat er Ihnen auch erzählt, dass sie schwanger ist.«

Sie verschränkte die Arme. »Das können Sie nicht beweisen.«

»Nein, das ist reine Spekulation. Alles andere aber nicht. Sie haben sich Aimees Krankenakte im Computer angeschaut. Das wissen wir. Sie haben gesehen, dass sie tatsächlich schwanger war. Aber vor allem haben sie gesehen, dass sie das Kind abtreiben lassen wollte. Drew wusste nichts davon. Er dachte, sie wären verliebt und würden heiraten. Aber Aimee wollte raus aus der ganzen Geschichte. Für sie war Drew Van Dyne nicht mehr als ein banaler Fehlritt, wie er bei Teenagern auf der High School durchaus nicht selten ist. Aber sie hatte damit abgeschlossen und wollte auf die Universität.«

»Klingt so, als hätte Drew ein Motiv gehabt, sie zu entführen«, sagte Edna Skylar.

»Auf jeden Fall. Wenn das alles gewesen wäre. Aber da fallen mir wieder die vielen Zufälle ins Auge. Der Geldautomat. Wer wusste davon? Sie hatten Ihren alten Kumpel Ed Steinberg angerufen und ihn über den Fall ausgehorcht. Er hat geredet. Warum hätte er das auch nicht tun sollen? Schließlich ging es nicht um vertrauliche Informationen. Es war ja eigentlich auch gar kein richtiger Fall. Als er von dem Citibank-Geldautomaten erzählte, war Ihnen klar, dass Sie damit einen Trumpf in der Hand hielten. Alle würden glauben, dass auch Aimee ausgerissen ist. Und genau das ist dann auch passiert. Sie haben Aimee dann angerufen und ihr erzählt, dass Sie vom Krankenhaus sind, was ja auch stimmte. Sie haben ihr erzählt, was sie tun sollte, um den Schwangerschaftsabbruch geheim zu halten. Sie haben das Treffen in New York arrangiert. Aimee hat an der Ecke in

Midtown auf Sie gewartet. Sie sind vorgefahren. Dann haben Sie Ihren Trumpf ausgespielt, indem Sie sie aufgefordert haben, Geld aus dem Automaten zu ziehen. Aimee hat getan, was Sie ihr gesagt haben. Aber dann ist sie in Panik geraten. Sie wollte noch mal darüber nachdenken. Und während Sie im Wagen mit der Spritze in der Hand auf Aimee gewartet haben, ist sie plötzlich abgehauen. Sie hat mich angerufen. Ich bin gekommen und habe sie nach Ridgewood gefahren. Sie sind uns gefolgt - das war Ihr Wagen, der nach uns in die Sackgasse eingebogen ist. Nachdem sie von Harry Davis abgewiesen worden war, haben Sie schon bereitgestanden. Aimee kann sich kaum noch daran erinnern. Sie behauptet aber, man hätte sie mit Medikamenten ruhiggestellt. Das passt - Benommenheit und Erinnerungslücken. Propofol würde diese Symptome verursachen. Sie kennen dieses Medikament, stimmt's, Dr. Edna?«

»Natürlich kenne ich das. Ich bin Ärztin. Es ist ein Narkotikum.«

»Benutzen Sie es auch bei der Arbeit?«

Sie zögerte. »Gelegentlich.«

»Und genau an dem Punkt werden wir Sie erwischen.«

»Wirklich? Wieso?«

»Ich habe noch mehr, aber das sind fast nur Indizien. Wie zum Beispiel die Krankenakte, aus der hervorgeht, dass Sie sich Aimees Daten nicht nur früher angesehen haben, als Sie behaupten, sondern dass Sie auch bei meinem Anruf nicht noch einmal nachgeschaut haben. Warum hätten Sie das auch tun sollen? Sie wussten ja schon, dass Aimee schwanger ist. Außerdem habe ich Aufzeichnungen von der Telefongesellschaft. Sie haben mehrmals mit Ihrem Sohn telefoniert.«

»Na und?«

»Ja, das sind, wie gesagt, alles nur Indizien. Dabei kann ich sogar belegen, dass Sie direkt nach meinem ersten Besuch hier in der Schule angerufen und mit Ihrem Sohn gesprochen haben. Harry Davis hat sich gefragt, woher Drew wusste, dass etwas im

Busch ist, bevor er ihn zur Rede gestellt hat. Das lag daran, dass Sie ihn angerufen und gewarnt haben. Und wissen Sie noch, wie Sie aus einer Telefonzelle in der Nähe der 23rd Street bei Claire angerufen haben? Damit haben Sie zu dick aufgetragen. Es war nett von Ihnen zu versuchen, die Eltern ein bisschen zu beruhigen. Aber warum hätte Aimee von dort anrufen sollen - genau von der Stelle, wo Sie Katie Rochester gesehen hatten? Das konnte Aimee nun wirklich nicht wissen. Die Einzige, die das wusste, waren Sie. Und die Daten von Ihrem E-ZPass für die Brückenmaut haben wir auch schon überprüft. Zwanzig Minuten vor diesem Anruf sind Sie durch den Lincoln Tunnel nach Manhattan gefahren.«

»Das ist nicht unbedingt ein Beweis, der vor Gericht standhalten wird«, sagte Edna.

»Nein, wohl nicht. Aber ich sag Ihnen, worüber Sie stolpern werden. Über das Propofol. Sie können zwar Rezepte ausschreiben, bestellen müssen Sie es aber trotzdem. Auf meinen Tipp hin hat die Polizei schon Ihr Büro überprüft. Sie haben große Mengen Propofol gekauft, und niemand kann uns sagen, wo es hingekommen ist. Aimee hat eine Blutprobe abgegeben. Das Zeug war noch nachweisbar. Alles klar?«

Edna Skylar holte tief Luft, hielt sie an und stieß sie dann langsam wieder aus. »Und haben Sie auch ein Motiv für diese angebliche Entführung, Myron?«

»Sollen wir dieses Spielchen wirklich bis zum bitteren Ende spielen?«

Sie zuckte die Achseln. »Wenn wir schon bis hier gekommen sind.«

»Na gut. Das Motiv. Das war das Hauptproblem. Warum sollte jemand Aimee entführen? Wir dachten alle, jemand wollte sie zum Schweigen bringen. Ihr Sohn hätte seinen Job verlieren können. Randy Wolfs ganze Zukunft war in Gefahr. Harry Davis hatte auch viel zu verlieren. Aber denen hätte es eigentlich nichts genützt, Aimee zu entführen. Es gab auch weder Lösegeld-

forderungen noch sexuelle Übergriffe oder sonst irgendwas in der Art. Also habe ich mich die ganze Zeit gefragt: Aus welchem Grund sollte jemand eine junge Frau entführen?«

»Und?«

»Sie haben von den Unschuldigen gesprochen.«

»Stimmt.« Ihr Lächeln wirkte jetzt resigniert. Edna Skylar wusste, was als Nächstes kam, dachte Myron, aber sie weigerte sich aufzugeben.

»Wer könnte unschuldiger sein«, sagte Myron, »als Ihr unborener Enkel?«

Sie könnte genickt haben. Es war schwer zu sagen. »Und weiter?«

»Als wir darüber gesprochen haben, wie Sie Ihre Patienten bewerten, haben Sie es selbst gesagt. Man muss Prioritäten setzen. Es geht Ihnen um die Rettung der Unschuldigen. Sie hatten ein fast reines Motiv, Edna. Sie wollten Ihren Enkel retten.«

Edna Skylar drehte sich um und sah den Flur entlang. Als sie sich wieder Myron zuwandte, war das Lächeln verschwunden. Ihr Gesicht war leer. »Aimee war schon fast im dritten Monat«, fing sie an. Ihr Tonfall hatte sich verändert. Es lag etwas Sanftes darin und etwas Abwesendes. »Ich musste das Mädchen noch ein oder zwei Monate hinhalten, dann wäre es zu spät für einen Schwangerschaftsabbruch gewesen. Indem ich Aimees Entscheidung nur ein bisschen hinauszögerte, würde ich meinen Enkel retten. Ist das so verkehrt?«

Myron sagte nichts.

»Und Sie haben Recht. Ich wollte, dass Aimees Verschwinden dem von Katie Rochester ähnelt. Die Vorgaben passten natürlich perfekt. Beide gingen auf dieselbe Schule, und beide waren schwanger. Dann brauchte ich nur noch den Geldautomaten. Ich habe alles getan, damit Aimees Verschwinden so aussieht, als wäre sie ausgerissen. Aber nicht aus dem Grund, den Sie angeführt haben - nicht weil sie ein nettes Mädchen aus einer netten Familie war. Eigentlich ganz im Gegenteil.«

Myron nickte. Jetzt verstand er es. »Wenn die Polizei richtige Ermittlungen aufgenommen hätte«, sagte er, »wäre man womöglich auf die Affäre mit Ihrem Sohn gestoßen.«

»Genau.«

»Keiner der Verdächtigen hatte eine Blockhütte. Sie haben eine, Edna. Sie hat sogar einen braun-weißen Kamin, wie Aimee ihn beschrieben hat.«

»Da waren Sie aber wirklich fleißig.«

»Ja, war ich.«

»Ich hatte es ziemlich gut geplant. Ich wollte sie gut behandeln. Ich wollte die Entwicklung des Babys überwachen. Ich habe ihre Eltern angerufen und gehofft, dass die sich dadurch etwas weniger Sorgen machen. Ich hätte so weitergemacht - Hinweise darauf hinterlassen, dass Aimee ausgerissen ist und dass es ihr gut geht.«

»Wie zum Beispiel der Chat im Internet.«

»Ja.«

»Woher hatten Sie das Passwort und den Benutzernamen?«

»Die hat sie mir gegeben, als sie von den Medikamenten benommen war.«

»Haben Sie sich verkleidet, wenn Sie bei ihr waren?«

»Ich habe mein Gesicht verdeckt, ja.«

»Und der Name von Erins Freund? Mark Cooper? Wie haben Sie den rausgekriegt?«

Edna zuckte die Achseln. »Den hat sie mir auch gesagt.«

»Das war die falsche Antwort. Mark Cooper war ein Junge, dem sie den Spitznamen »Ärger« gegeben hatten. Das war noch so was, was mir Sorgen bereitet hat.«

»Das war clever von ihr«, sagte Edna Skylar. »Trotzdem. Ich hätte sie vielleicht zwei Monate festgehalten und weiter Hinweise darauf gestreut, dass sie ausgerissen ist. Dann hätte ich sie gehen lassen. Sie hätte hinterher die gleiche Geschichte erzählt, dass sie entführt worden ist.«

»Und niemand hätte ihr geglaubt.«

»Sie hätte das Baby zur Welt gebracht, Myron. Das war das Einzige, was mich interessiert hat. Der Plan hätte funktioniert. Als die Polizei von der Abhebung am Geldautomaten erfahren hat, waren sie sicher, dass sie ausgerissen ist. Also haben die sich aus der Sache rausgehalten. Die Eltern - tja, das sind halt Eltern. Ihre Sorgen wurden einfach beiseitegewischt, genau wie bei den Rochesters.« Sie sah ihn an. »Nur eins ist mir in die Quere gekommen.«

Myron breitete die Hände aus. »Meine angeborene Bescheidenheit verbietet mir, es auszusprechen.«

»Dann sag ich's. Sie. Sie haben das Ganze durcheinandergebracht.«

»Sie werden mich doch wohl nicht als frechen, aufdringlichen Jungen bezeichnen. Wie in *Scooby-Doo*.«

»Finden Sie das komisch?«

»Nein, Edna. Ich finde das überhaupt nicht komisch.«

»Ich wollte niemandem weh tun. Natürlich hätte es Aimee Unannehmlichkeiten bereitet. Es hätte sogar eine traumatische Erfahrung werden können, obwohl ich ziemlich gut mit Medikamenten umgehen kann. Ich hätte es hingekriegt, dass es ihr gut geht und das Baby in Sicherheit ist. Für die Eltern wäre es natürlich die Hölle gewesen. Ich habe versucht, auch sie davon zu überzeugen, dass Aimee ausgerissen ist - und dass es ihr gut geht. Das wäre eine gewisse Erleichterung für sie gewesen. Aber ich musste alle Vor- und Nachteile abwägen. Selbst wenn alle ein bisschen leiden mussten. Ich wollte ein Leben retten. Es war genau so, wie ich es Ihnen erzählt habe. Bei Drew habe ich Mist gebaut. Ich habe nicht auf ihn aufgepasst. Ich habe ihn nicht beschützt.«

»Also wollten Sie bei Ihrem Enkel nicht den gleichen Fehler noch einmal machen«, sagte Myron.

»Genau.«

Patienten und Besucher, Ärzte und Krankenschwestern und alle möglichen anderen Leute waren unterwegs. Über ihnen er-

klangen Warntöne und Ansagen aus den Lautsprechern. Jemand ging mit einem riesigen Blumenstrauß an ihnen vorbei. Myron und Edna beachteten ihn nicht.

»Am Telefon haben Sie es selbst gesagt«, fuhr Edna fort. »Als Sie mich gebeten haben, in Aimees Akte zu schauen. Es geht darum, die Unschuldigen zu schützen. Etwas anderes wollte ich gar nicht. Aber als Aimee verschwand, haben Sie sich selbst die Schuld gegeben. Sie haben sich verpflichtet gefühlt, sie zu suchen. Und dann haben Sie angefangen, Nachforschungen anzustellen.«

»Und als ich Ihnen zu nah gekommen bin, mussten Sie Ihre Verluste begrenzen.«

»ja.«

»Also haben Sie Aimee gehen lassen.«

»Ich hatte keine Wahl. Alles brach plötzlich in sich zusammen. Als Sie sich eingemischt haben, sind plötzlich Menschen gestorben.«

»Daran wollen Sie mir doch wohl nicht die Schuld geben, oder?«

»Nein, aber mir auch nicht«, sagte sie mit hoch erhobenem Kopf. »Ich habe niemanden umgebracht. Ich habe Harry Davis nicht gesagt, dass er die Zeugnisse austauschen soll, und Jake Wolf nicht, dass er jemanden bestechen soll. Ich habe Randy Wolf nicht aufgefordert, Drogen zu verkaufen, und meinen Sohn nicht, mit einer Schülerin ins Bett zu gehen. Und Aimee Biel ist auch nicht auf meinen Wunsch von ihm schwanger geworden.«

Myron sagte nichts.

»Wollen Sie noch einen Schritt weiter gehen?« Ihre Stimme wurde etwas spitzer. »Ich habe Drew nicht gesagt, dass er Jake Wolf mit einer Pistole bedrohen soll. Ganz im Gegenteil. Ich habe versucht, meinen Sohn zu beruhigen, konnte ihm aber nicht die Wahrheit sagen. Vielleicht hätte ich das tun sollen. Aber Drew hat schon immer alles vermasselt. Also habe ich ihm nur gesagt, dass er ruhig bleiben soll und dass mit Aimee

alles okay ist. Aber er hat mir nicht zugehört. Er dachte, Jake Wolf hätte ihr etwas angetan. Also ist er auf ihn losgegangen. Ich nehme an, seine Frau hat die Wahrheit gesagt. Sie hat ihn in Notwehr erschossen. So ist mein Sohn zu Tode gekommen. Aber ich war's nicht.«

Myron wartete. Ihre Lippen zitterten, aber Edna kämpfte dagegen an. Sie würde nicht nachgeben. Sie würde keine Schwäche zeigen, nicht einmal jetzt, wo sich alles entwirrte und ihr klar wurde, dass ihr Handeln nicht nur das gewünschte Ergebnis verfehlt hatte, sondern ihr eigener Sohn dadurch ums Leben gekommen war.

»Ich wollte doch nur meinem Enkel das Leben retten«, sagte sie weiter um Beherrschung ringend. »Wie hätte ich das denn sonst machen sollen?«

Myron antwortete immer noch nicht.

»Und?«

»Ich weiß es nicht.«

»Bitte.« Edna Skylar umklammerte seinen Arm wie einen Rettungsring. »Was wird sie mit dem Baby machen?«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Sie werden nichts davon beweisen können.«

»Das ist Sache der Polizei. Ich wollte nur mein Versprechen halten.«

»Welches Versprechen?«

Myron sah den Flur entlang und rief: »Jetzt ist alles in Ordnung.«

Als Aimee Biel um die Ecke kam, schnappte Edna Skylar nach Luft und legte die Hand über den Mund. Erik war auch da, auf einer Seite von Aimee. Claire stand auf der anderen Seite. Beide hatten einen Arm um ihre Tochter gelegt.

Dann ging Myron. Lächelnd und mit beschwingtem Schritt. Draußen würde die Sonne scheinen. Er war sich sicher. Im Radio würden seine Lieblingsstücke laufen. Er hatte das ganze Gespräch aufgezeichnet - ja, da hatte er sie belogen -, und er würde

die Aufnahme Muse und Banner übergeben. Vielleicht reichte es für eine Anklage. Vielleicht auch nicht.

Man tut, was man kann.

Erik nickte Myron zu, als er an ihm vorbeikam. Claire streckte die Hand aus. Sie hatte Tränen in den Augen. Myron berührte ihre Hand, ging aber weiter. Ihre Blicke trafen sich. Er sah sie wieder als Teenager in der High School im Lesesaal. Aber das spielte keine Rolle mehr.

Er hatte Claire ein Versprechen gegeben. Er hatte ihr versprochen, ihr ihre kleine Tochter zurückzubringen.

Und jetzt hatte er das endlich getan.

Danksagungen

In den letzten sechs Jahren hat man mir bei meinen Lesereisen immer wieder die eine Frage gestellt: »Wie groß sind Sie?« Die Antwort lautet: ein Meter zweiundneunzig. Aber die am zweithäufigsten gestellte Frage ist: »Wann schreiben Sie wieder einen Roman mit Myron und der Gang?« Die Antwort: Jetzt. Ich habe immer gesagt, dass ich seine Rückkehr nicht erzwingen werde und auf die richtige Idee warte. Tja, dann hatte ich die richtige Idee, aber Ihre Ermüdigung und Ihr Enthusiasmus haben mich inspiriert und berührt. Mein erster Dank geht also an diejenigen, die Sie vermisst haben: Myron, Win, Esperanza, Big Cyndi, El-Al und den Rest der bunten Gesellschaft. Ich hoffe, es hat Ihnen Spaß gemacht. Und für diejenigen, die nicht wissen, wovon ich rede: Es gibt sieben weitere Romane mit Myron Bolitar. Weitere Informationen finden Sie auf www.HarlanCoben.com.

Dies ist das vierte Buch, bei dem ich mit Mitch Hoffman als Lektor und Lisa Johnson als Mädchen für alles zusammenarbeitete. Beide rocken. Brian Tart, Susan Petersen Kennedy, Erika Kahn, Hector DeJean, Robert Kempe und alle bei Dutton rocken auch. Hier wird viel gerockt. Dank auch an Jon Wood, Susan Lamb, Malcolm Edwards, Aaron Priest und Lisa Erbach Vance.

David Gold, M. D., hat mir bei den medizinischen Recherchen bei vielen Büchern geholfen. Dieses Mal taucht sein Name sogar direkt im Roman auf. Du bist ein guter Freund, David.

Christopher J. Christie, der US-Staatsanwalt für den Staat New Jersey, hat mir wunderbare und abstruse Einblicke in die Gesetze gegeben. Ich kenne Chris, seit wir mit zehn Jahren zusammen in der *Little League* Baseball gespielt haben. Aus irgend-

welchen mir unerfindlichen Gründen erwähnt er das in seinem Lebenslauf nicht.

Ich bedanke mich bei der Familie Clarke - Ray, Maureen, Andrew, Devin, Jeff und Garrett - für die Idee. Die Jungs haben mir immer offen erzählt, wie man sich als Kind, Teenager und jetzt als junger Mann fühlt. Dafür danke ich ihnen.

Zum Schluss bedanke ich mich bei Linda Fairstein, Dyan Machtan und natürlich Anne Armstrong-Coben, M. D.. Ihr seid zu klug und zu schön - das ist das Problem mit euch dreien.